Pädagogisches Jahrbuch

für

1865.

Von

Adolph Diesterweg.

Frankfurt a/M. 1864.
Joh. Chr. Hermann'sche Buchhandlung.
(Moritz Diesterweg.)

1865!

Jahrbuch für Lehrer

und

Schulfreunde.

Von

Adolph Diesterweg.

„Freie Schule".

Fünfzehnter Jahrgang.

Frankfurt a. M. 1864.

Joh. Chr. Hermann'sche Buchhandlung.

Moritz Diesterweg.

Inhalt.

Seite

I.

Ueber die Logik der Sprache.

Aphorismen in elementarer Behandlung.

Von Dreßler in Bautzen.

Es gab eine Zeit, wo die „Sprachdenklehre“ von Raimund Jacob Wurst großen Beifall unter den Lehrern fand. Gegenwärtig ist sie so gut als gänzlich verschollen. Wie mag das gekommen sein? Theils hat sie die lichtfeindliche Reaction zu verdrängen gewußt, theils gewannen die Lehrer zu wenig die gehofften Früchte aus deren Benutzung. Denn da dieselbe an einigen Mängeln leidet, die man nur unschädlich machen kann, wenn man den Geist derselben richtig auffaßt, so wäre denen, die sie als Lehrmittel gebrauchten, vor Allem eine richtige Einsicht in Das nöthig gewesen, was man Logik (Denkgesetze) der Sprache nennt. Diese Logik ist aber der Lehrerwelt, auch der akademisch gebildeten, vielfach noch nicht klar geworden, so sehr auch gerade jenes Lehrbuch den Zweck hat, sie darzustellen. Der Kern der Sache, um welche sich's handelt, tritt in demselben noch zu wenig hervor. Wurst hatte ganz auf Carl Ferdinand Becker gebaut, und diesem Sprachforscher verdanken wir in der That die erste gründliche Aufdeckung der Sprachlogik. Dieses Verdienst braucht uns jedoch nicht blind zu machen gegen das Verfehlte, was dem sonst so gediegenen und originellen Sprachsysteme Beckers, das in den Hauptsachen ein ganz richtiges bleibt, noch immer anhaftet. Nur dürfen wir nicht in die Fußtapfen des bekannten Pädagogen Mager treten, der das Kind mit dem Bade ausschüttete und jenes System als

ein für den Jugendunterricht ganz zweckwidriges verwarf. Die Autorität, in welcher Mager's Name besonders bei den Gymnasiallehrern stand, ließ die letzteren häufig blindlings auf dessen Wort schwören, und so ist es geschehen, daß Becker zunächst in den höheren Regionen um das berechtigte Ansehn kam. Das hätte die Volksschullehrer nicht stören sollen; denn die unmethodische Art, wie man den Sprachunterricht auf den Gymnasien trieb und mehrfach noch treibt, konnte für den Elementarunterricht kein Muster sein. Das Beispiel steckt indeß an, und gewiß hat es hier mit dazu beigetragen, daß auch Wurst mit seiner „Sprachdenklehre" in den Augen der Volksschullehrer sank. Man soll aber Alles prüfen und das Gute behalten, mithin nicht jedem Fahnenträger, der seinen noch unerprobten Weg für den allein richtigen ausschreit, blindlings nachrennen. — Wir lassen für jetzt Alles, was an Becker und Wurst auszusetzen sein mag, zur Seite liegen, und fragen zuvörderst: ist die Sprachlogik überhaupt etwas so Schweres, daß sie in den Oberklassen der bessern Volksschulen, wenigstens in den Unterklassen der Seminarien u. dergl. nicht verstanden werden könnte? Mir scheint das nicht so; ich glaube vielmehr, der Sprachunterricht gedeiht auch in solchen Anstalten am sichersten, wenn man ihn logisch-grammatisch betreibt, denn nur so betreibt man ihn naturgemäß, gründlich und faßlich. Daß jedoch eine Sprachdenklehre nicht schon in die Mittelklassen der Volksschulen gehört, versteht sich von selbst; hier ist vielmehr durch praktisch-verständige Uebungen (die „kleine Sprachdenklehre" von Wurst giebt deren gar viele an die Hand) auf das Logische der Sprache erst vorzubereiten, und wo eine Volksschule überhaupt noch zu tief steht, möchte die Sache auch in der Oberklasse derselben nicht am Platze sein. Für gehobene Volksschulen besteht aber ein solches Bedenken nicht, und wenn noch viele Lehrer auch hier die Betreibung der Sprachlogik zu schwer finden, so kann das nur daher rühren, daß es ihnen an der rechten Einsicht in die Sache und namentlich an der Geschicklichkeit fehlt, die Denkgesetze der Sprache im rechten Lichte darzustellen. Das Folgende soll nun ein Versuch sein,

zu zeigen, auf welche Weise diese Darstellung sicher geschehen könne, indem ich in kurzen Umrissen (also mehr andeutungsweise) den Gang bezeichne, den ich ehemals im Sprachunterrichte bei den Seminarzöglingen der Unterklasse, je länger je mehr, genommen habe. Vorher noch eine geschichtliche Bemerkung.

Ich war Schulgehilfe in Putzkau bei Bischofswerda, als ich, 17 Jahr alt, anfing Lateinisch zu lernen, worauf ich dann in meinem 18. Lebensjahre erst den Entschluß faßte noch zu studiren. Mein Lehrer war ein sehr achtbarer und wissenschaftlich gebildeter Mann, der dortige Pfarrer Böttger. Nichts fiel mir gleich Anfangs mehr auf, als die Erscheinung, daß trotz der großen äußern Verschiedenheit zwischen dem Deutschen und Lateinischen so Vieles sich fand, was in beiden Sprachen wesentlich gleich war. In beiden wurde declinirt und conjugirt; beide hatten einen Singular und Plural; beide besaßen beim Verbum ein Präsens, ein Perfectum und Futurum ꝛc., eben so einen Indicativ, Conjunctiv, Imperativ und Infinitiv; beide hatten Dingwörter (Substantiva), Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter, Zahlwörter, Verhältnißwörter, Bindewörter ꝛc.; beide bildeten ihre Sätze durch Subject und Prädicat u. s. f. — lauter Dinge, die ich bisher an der deutschen Sprache wenig, größtentheils gar nicht bemerkt hatte, denn von Unterricht in der Muttersprache, von einer Grammatik derselben ꝛc. war in meinem frühern Schulleben nie die Rede gewesen. Die Verwunderung, die ich meinem Lehrer über jene gleichen Erscheinungen ausdrückte, wurde noch bedeutend gesteigert, als mir derselbe versicherte, das sei auch im Griechischen, Französischen, Italienischen, Englischen ꝛc. so, und ich wollte nun gern wissen, wie denn das zugehe, da man sich doch, meinte ich, nicht habe deshalb in Verabredung setzen können, wie offenbar schon die große äußere Verschiedenheit der Sprachen beweise. „Ja, lieber Schatz", lautete die Antwort, „da fragen Sie zu viel: das ist nun einmal so." Auch meine späteren Lehrer auf dem Gymnasium ließen sich nie auf diese Dinge ein, und ich zog daraus den Schluß, es lasse sich das

Gleiche in den verschiedenen Sprachen nicht erklären, man müsse also deshalb Beruhigung fassen.

In dieser Meinung habe ich gestanden, bis mir die Sprachwerke von Becker, namentlich dessen „Schulgrammatik der deutschen Sprache" und sein „Organism der Sprache" bekannt wurden. In der „Schulgrammatik" (3. Aufl. vom Jahre 1834) fand ich in der Vorrede folgende Stelle. „Da die fremden Sprachen nur durch die Muttersprache können verstanden werden, so muß die deutsche Grammatik, wenn der Unterricht der Natur gemäß sein soll, die Grundlage für die Grammatiken aller fremden Sprachen werden. So weit auch der Unterricht in den fremden Sprachen jetzt noch von dem natürlichen Wege entfernt ist, so läßt sich doch die Forderung, daß wir diesen Weg einschlagen müssen, jetzt nicht mehr abweisen. In dieser Hinsicht soll eine deutsche Grammatik für gelehrte Schulen und Bürgerschulen eine solche Fassung haben, daß der Unterricht in den fremden Sprachen sich an sie leicht anknüpfen läßt. Sie soll dadurch, daß sie an der Muttersprache die allen Sprachen gemeinsamen Formen nach ihrer lebendigen Bedeutung und in ihrer organischen Gliederung nachweiset, gewissermaßen zu einer allgemeinen Grammatik werden. Sie soll daher insbesondere die den deutschen Formen entsprechenden logischen Verhältnisse auf eine möglichst erschöpfende Weise umfassen, sie scharf unterscheiden, und jedes derselben in seiner Eigenthümlichkeit bestimmt bezeichnen. Eine deutsche Schulgrammatik, welche diese Aufgabe hat, kann aber nicht diejenige leichte Fassung haben, welche Manche wollen." — Im „Organism der Sprache" fand ich diese Ideen weiter ausgeführt, und es wurde mir klar: was man Logik der Sprache nennt, besteht in nichts Anderem, als in dem Gleichen, worin alle Sprachen zusammentreffen, das mithin allen Sprachen als Grundlage eigen sein muß, weil es ein Ausfluß der überall gleichen Denkgesetze ist. Sehr passend erschien mir dafür der Becker'sche Ausdruck: „Grundverhältnisse" der Sprache oder, wie ich gern sage: sprachliche Grunderscheinungen, und es kam nun bloß noch auf die Frage an: wie hat man

es anzufangen, um auch Solchen, die fremde Sprachen nicht kennen, diese Grundverhältnisse so klar vor Augen zu legen, daß sie dieselben wirklich begreifen, sie als ein gleiches Denken der gesammten Menschheit auffassen? Mag das Aeußere der Sprachen noch so verschieden lauten: dieses Innere macht sie alle zu Einer Sprache, und wenn z. B. die Griechen dendron, die Lateiner arbor sagten, wo wir „Baum" sprechen, so kann das nicht Wunder nehmen, denn Griechen, Lateiner und Deutsche bildeten ihre Sprache im Ganzen frei und unabhängig von einander; sie konnten also im Klange der genannten Wörter, die alle drei dieselbe Sache, dieselbe Vorstellung bezeichnen, nicht zusammentreffen, vielmehr hing es ganz vom Zufalle ab, wie die ersten Sprachbildner jedes besonderen Volkes das Lautverhältniß bei der Erzeugung solcher Grundwörter gestalteten. Und so bei allen Ursprachen und bei allen Grundwörtern derselben. Was die Sprachfamilien, die es giebt, außerdem rein Aeußerliches mit einander gemein haben, erklärt sich, ohne daß das eben Gesagte hierdurch widerlegt würde.

Wurst hat in seiner Sprachdenklehre nach dem Vorgange Becker's und Anderer eine Satzlehre, eine Wortformenlehre (Wortlehre) und eine Wortbildungslehre unterschieden, und in dieser Ordnung handelt er die Grundverhältnisse der Sprache ab. Dies ist, wo sich's um die Gliederung des grammatikalischen Sprachunterrichts handelt, ganz naturgemäß. Denn die Grunderscheinungen der Sprache zerfallen in drei Klassen: in solche, die ihren Bestand im Satzbaue, in solche, die ihn in der Form der Wörter (in den Wortarten) und in solche, die ihn in der Bildung (ursprünglichen Entstehung und spätern Ableitung) der Wörter haben, und mit dem Satzbaue hat der logische Sprachunterricht, der eigentlich grammatische, nothwendig zu beginnen, wie das Folgende sogleich darthun wird. Daß mit dem Satze auch die Lehre von den Wortarten und ihrer Bildung beim wirklichen Unterricht passend zu verflechten und nicht der Schluß der ganzen Satztheorie abzuwarten sei, versteht sich von selbst; nur

das Lehrbuch hat diese drei Klassen von Grunderscheinungen hinter einander aufzustellen.

Indem ich mir nun erlaube, einige Andeutungen über die Methode zu geben, die ich bei Entwickelung und Veranschaulichung dieser Dinge zu handhaben pflegte, brauche ich wohl kaum ausdrückich zu bemerken, daß der Ausdruck: „alle Sprachen" — zunächst von den ausgebildetern zu verstehn ist. Es giebt Sprachen, die noch so wenig entwickelt sind, daß Inneres und Aeußeres derselben (Gedachtes und Wörter) einander nur mangelhaft entsprechen. Sobald sie sich aber fortbilden, treten auch bei ihnen alle die äußeren wesentlichen Formen ein, welche man bei den gebildeten Sprachen jetzt vorfindet, und Anfangs waren alle Sprachen arme, mangelhafte, ungebildete. Eine Zeit lang wird das Innere, das dem Aeußern immer vorangeht, zum Theil durch Gebehrden bezeichnet, bis man in der Formirung der Wörter dahin gelangt ist, daß die Biegung und Ableitung derselben sich an bestimmte Schemata halten kann, z. B.: der Mund, des Mundes, dem Munde rc., mündlich, Mündlichkeit, munden, münden, mundrecht; der Sinn, des Sinnes, dem Sinne rc., sinnlich, Sinnlichkeit, gesinnt, Gesinnung, besinnen, sinnreich; das Haus, des Hauses, dem Hause, rc., häuslich, Häuslichkeit, hausen, Häusler, u. dergleichen. — Doch zur Sache.

Zunächst war es mir immer darum zu thun, die Wahrheit in's Licht zu setzen, daß die Sprache keine Erfindung, sondern überall ein Entwickelungsproduct ist. Auf die erste Frage: wer hat die deutsche Sprache erfunden? bekam ich natürlich keine Antwort. Ich fragte also: wer hat das Gehn erfunden? Ich half nach, und da brachten die Schüler bald heraus: das Gehn hat Niemand erfunden, denn was alle gesunde Menschen nach und nach thun lernen, kann man keine Erfindung nennen. Es mag also ein Entwickelungsproduct heißen. Jedes Product setzt Factoren voraus. Welche mögen das beim Gehen sein? Gelingt es ohne Organe (Beine)? ohne Kraft in diesen Organen? Braucht man zu gehen, wo Etwas selber zu uns herkommt? „Nein!" Welches werden also die Factoren

zu dem Producte „Gehn“ sein? 1) Die Organe, welche wir Beine nennen, 2) Kraft in diesen Organen, 3) das Bedürfniß, sich zu denjenigen Gegenständen hinzubewegen, welche nicht selber zu uns herkommen. Warum gehn also Sechswochenkinder noch nicht, obgleich sie Beine haben? Auch der an beiden Beinen Gelähmte, sowie der, dem sie amputirt worden sind, geht nicht, und wo das Bedürfniß zu gehen wegfällt, bleibt auch der Gesundeste ruhig an seinem Platze. Warum werden nun alle gesunde Kinder nach und nach zum Gehen sich entwickeln? — Weiter! Wer hat das Essen erfunden? Die Schüler brachten sehr bald heraus, daß auch dieses ein Entwickelungsproduct ist, beruhend auf den Factoren: Kauwerkzeuge, Kraft in denselben und das Bedürfniß, den Hunger zu stillen. — Wer hat das Sehen und Hören erfunden? Beides ist keine Erfindung; es entwickelt sich, denn jedes gesunde Kind hat dazu Organe, Kraft in diesen Organen, sowie das Bedürfniß, Licht- und Schallreize aufzunehmen. Wo einer dieser Factoren fehlt, bleibt das Sehen und Hören aus. — Wenn nun ein Kind Sprechwerkzeuge (Mund, Zunge, Stimmbänder ꝛc.) hat, wenn sich Kraft in ihnen regt, wenn es das Bedürfniß empfindet, sein Inneres, sein Denken, Fühlen und Wollen Anderen mitzutheilen, da diese nur sein Aeußeres, sein Körperliches sehn, was wird da ganz von selbst entstehen müssen? „Die Sprache“, und durch Uebung wird sie, wie das Gehen, immer vollkommener werden, indem das fortschreitende Innere fort und fort zu weiterer und höherer Uebung antreibt. Wie werden wir also die Sprache zu nennen haben? „Nicht eine Erfindung, sondern ein E n t w i c k e l u n g s p r o d u c t“. Warum entstehen aber nicht so viele Sprachen, als Kinder geboren werden; warum geht die eigenthümliche Sprache, die Anfangs jedes Kind sich bildet, immer in die Sprache seiner Umgebung über? „Weil sein Nachahmungstrieb dies so mit sich bringt“. — So schnell, als es nach dieser Darstellung aussieht, finden die Schüler diese Wahrheiten allerdings nicht, aber es kam mir auch nur auf Andeutungen an, wie Solches nicht minder in Betreff des Folgenden gilt.

Was man Andern vollkommen verständlich mittheilen will, muß man in Satzform aussprechen, und das müssen alle Sprachen thun. Der Satz ist daher das oberste und allgemeinste Grundverhältniß in allen Sprachen. Beweis. Es tritt Jemand zur Thür herein und sagt: „Der Fisch" — dann geht er sofort wieder hinaus. Die Anwesenden fragen sich verwundert: was wollte dieser Mann? Was ein Fisch sei, verstanden sie sehr wohl, was dieser Mann aber bei „Fisch" dachte und gedacht wissen wollte, das blieb ihnen dunkel. Jetzt kommt ein Anderer herein und sagt: „ist warm" — und entfernt sich eben so, wie Jener. Auch hier entstand den Anwesenden kein eigentlicher Gedanke. Dann kommen Beide wieder und der Erste sagt: Der Fisch schwimmt, der Zweite: Der Sommer ist warm, und auf einmal ist Alles klar. Es war jetzt das bei den Anwesenden zusammenbewußt geworden, was man im Satze Subject und Prädicat nennt; es war Beides, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, auf einander „bezogen" worden, und hierdurch erst ergaben sich verständliche Gedanken. — Glaubt aber nicht, liebe Schüler, fügte ich nach solchen und ähnlichen Beispielen immer scherzhaft hinzu, daß solche Verbindung von Subject und Prädicat auch in der englischen, französischen, spanischen Sprache rc. nöthig sei. In England sagt man z. B. immer nur: „der Fuchs", oder „tönt", und alle Welt versteht das vollständig; denn die englischen Wörter, die alle nicht mehr besagen, als die deutschen, haben für englische Ohren doch die Zauberkraft, daß sie schon als einzelne vollständige Gedanken erwecken. In Frankreich und vollends in Spanien ist das noch viel mehr der Fall. — Die Schüler lächelten stets sehr ungläubig, und nie ließen sie sich's abstreiten: in allen Sprachen ist zum verständlichen Ausdruck der Gedanken der Satz unentbehrlich. Er ist das Hauptgrundverhältniß aller Sprachen. — Auf die verschiedenen Wortarten, durch welche der nackte einfache Satz ausgedrückt werden kann, braucht man jetzt in Volksschulen noch nicht einzugehen; ich habe es jedoch versucht und gefunden, daß es keine Schwierigkeit macht. Sätze, wie: der Fuchs ist ein Raubthier, die Glocke

tönt, der Winter ist kalt, wurden sehr leicht gebildet, nicht minder die in ihnen liegenden Wortarten bald erkannt, denn schon die Mittelklasse hatte auf das Wichtigste davon hinzuweisen Veranlassung gehabt, und daran ließ sich vorläufig, was nicht unwichtig ist, auch der Ausdruck für die aussagende Beziehung: „ist", „et" (der Hund „ist" ein Hausthier, der Hund bell— „et") als etwas überall Nöthiges darlegen, denn die Schüler fanden stets: dürr zusammengestellte Wörter — wie Stern, Himmelskörper — Tisch, neu — Sonne, scheinen — möchten wohl in anderen Sprachen eben so wenig Gedanken geben, als im Deutschen, und auch die abgekürzten Sätze, wie: still! geschwind! führten sie leicht auf vollständige zurück: seid still! geht geschwind! oder: ihr sollt still sein, ihr sollt geschwind gehn! u. s. w.

Was am nackten einfachen Satze, bei welchem man zuvörderst stehen bleibt, überall weiter als Grundverhältniß vorkommt, verdeutlichte ich auf folgende Weise. Zunächst das doppelte Zahlverhältniß (Singular und Plural) des Subjects. — Wir sagen im Deutschen: der Mann, die Männer, der Baum, die Bäume, das Haus, die Häuser, die Blume, die Blumen ꝛc. Jenes geschieht, wo wir Ein Ding, Dieses, wo wir mehrere Dinge derselben Art meinen, und wir sagen in jenem Falle: das Wort steht in der Einheit (im Singular), in diesem: es steht in der Mehrheit (im Plural). Wird das nun auch in der russischen und in der polnischen Sprache so sein? Die Schüler stutzen. Nun, ihr kennt freilich diese Sprachen nicht, aber ich will euch auf Etwas aufmerksam machen, was sogleich Licht in die Sache bringen wird. Wisset: in Rußland giebt's bloß Einen Mann, Einen Baum, in Polen bloß Ein Haus, Eine Blume ꝛc.; das Bedürfniß von mehreren Männern ꝛc. zu reden, haben daher diese Völker gar nicht, folglich kann auch in ihren Sprachen der Plural (die Mehrheit) gar nicht vorkommen. Die Schüler lachen und behaupten mit Entschiedenheit: der Plural ist dort so sehr Bedürfniß, wie bei uns, und bei keinem Volke kann es anders sein. Wir sagen ferner: der Mann arbeitet, aber niemals:

die Männer arbeitet, sondern wenn das Subject des Satzes im Plural steht, heißt es immer: die Männer arbeiten, so daß auch das Prädicat den Plural annimmt. Das Prädicat richtet sich also bei uns in der Zahlform stets nach dem Subjecte, und daher können wir auch umgekehrt nie sagen: das Haus „sind" alt, es heißt immer: das Haus „ist" alt, „ist" neu, „ist" hölzern 2c. Bei uns ist also das Prädicat gleichsam der Affe des Subjects in Betreff des Zahlverhältnisses, und es fragt sich nun, ob in andern Sprachen diese Erscheinung ebenfalls herrschend sein werde. Die Schüler konnten sich nie überreden, daß es anders sein könne; immer müsse das Zahlverhältniß auch am Prädicate durch irgend Etwas bezeichnet werden, wenn der Satz vollkommen klar sein solle.

Weiter! Im Deutschen giebt es am Subjecte des Satzes auch ein dreifaches Personenverhältniß. Wir sagen: ich kaufe, du kaufest, er kaufet, und wo das Subject im Plural steht, heißt es: wir kaufen, ihr kaufet, sie kaufen. Mehr als drei Personen kennt man in der deutschen Sprache nicht, denn wir sprechen entweder selbst (sind die sprechende Person), oder wir sprechen zu Jemandem (dieser ist dann die angesprochene Person), oder wir sprechen von Jemandem, der im Augenblicke vielleicht, ja meistens gar nicht anwesend ist (er ist die besprochene Person). Im Dänischen ist das anders; dort giebt es auch eine eingesprochene, eine ausgesprochene, eine abgesprochene, durchgesprochene 2c. Person. Das wollte den Schülern nie zu Kopfe; sie fanden sehr bald: eine vierte, fünfte 2c. Person sei auch in Dänemarks Sprache undenkbar, weil in der ganzen Welt der Redende nur entweder sich selbst, oder Dem, zu dem er redet, oder Dem, von welchem er spricht, gleichsam gegenüber stehe, sich oder jene im Auge habe, aus welchem Grunde auch folge, daß das Personenverhältniß in keiner Sprache ein bloß zweifaches sein kann. Die von mir fingirten Personen seien daher nur ein Scherz. Etwas Ausgesprochenes, Abgesprochenes 2c. könne und werde es wohl überall geben, dies falle aber stets in den Umfang des Besprochenen, sei also ein Verhältniß der sogenannten dritten Person. Auch überzeugen

die Schüler sich leicht, warum das Prädicat diese Personenverhältnisse des Subjects ebenfalls nachahmen müsse. Ich kaufen, du kaufen, er kaufen — ich kaufest, du kaufet 2c. klingt ihnen häßlich, und sie können nicht glauben, daß so Etwas im Lateinischen, Griechischen 2c. schöner klingen oder wohl gar verständlicher sein möge.

Wir kommen nun zum Prädikate des Satzes. Hier unterscheidet die deutsche Sprache ein dreifaches Zeitverhältniß: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft (Verhältnisse, die zunächst nur im Großen und Ganzen betrachtet werden). Wir sagen: ich lerne, ich habe gelernt, ich werde lernen. Das ist, liebe Schüler, im Französischen ganz anders. Die Franzosen können nie sagen: ich habe gelernt, ich werde lernen, sie dürfen immer nur sprechen: ich lerne. Denn seht: in Frankreich giebt es keine vergangene Zeit, keine Zukunft; dort ist Alles Gegenwart, und in Portugal, in Schweden 2c. ist es eben so. Daher können diese Völker auch nie sagen: gestern, vor einer Woche, vor einem Jahre, wie sie ferner nie sprechen: morgen, in vier Wochen, über's Jahr 2c.; immerfort heißt es bei ihnen: heute, jetzt. — Diese Behauptungen sind auch den geistig schwächsten Schülern zu arg, sie rufen: nein, nein! das ist nicht wahr; überall ist die Zeit eine dreifache, und dieses Verhältniß muß in allen Sprachen ausgedrückt werden. Ihr habt also, wie ich sehe, ein Grundverhältniß in dieser Zeitbestimmung des Prädicates erkannt. Gut! Aber wenn ich euch nun sage, daß am Prädicate auch ein dreifaches Aussageverhältniß (Modusverhältniß) vorkommt, so wette ich, daß dies nur in der deutschen Sprache der Fall ist. Wir sagen: ich schreibe, ich kann schreiben, ich muß schreiben, und wir nennen diese Unterschiede: Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit. Zur Bezeichnung der Wirklichkeit bedürfen wir keines besonderen Wortes. Wenn man sagt: ich schreibe, so weiß sofort Jeder, daß damit ein wirkliches Schreiben gemeint ist; dagegen das mögliche Schreiben bezeichnen wir mit dem Worte: können, und das nothwendige mit dem Worte: müssen. Andere Arten der Bezeichnung wollen wir später betrachten. Achtet jetzt bloß auf die Natur,

d. h. auf die Dinge, die in der uns umgebenden Natur sind. Hier ist zunächst Alles bloß wirklich, denn was in der Natur ist, das ist wirklich da, und was in der Natur geschieht, das geschieht ebenfalls wirklich. Die Deutschen aber, indem sie über die Dinge in der Natur denken und sprechen, nennen da Manches möglich, Anderes nothwendig, was andere Völker nicht thun und nicht zu thun brauchen, denn sie haben das Bedürfniß gar nicht, von natürlicher Möglichkeit und Nothwendigkeit zu reden, wie ich euch sogleich zeigen will. Ueberlegt Folgendes. Wir sagen stets: das kann geschehn, wenn wir bedenken, daß das Gegentheil nach Naturgesetzen nicht nothwendig ist, und wir sagen immer: das muß geschehn, wenn wir finden, daß das Gegentheil nach denselben Gesetzen nicht möglich ist. Gesetzt, es hat Jemand einen Stein empor geworfen. Dann sagen wir einfach: er fällt herunter, und dieses Fallen ist ein wirkliches; wir werden aber, wenn wir an das Gegentheil denken, stets sagen: er muß herunter (zur Erde) fallen. Das Gegentheil wäre: er bleibt in der Luft hängen; dieses Gegentheil ist nach Naturgesetzen nicht möglich, und der Gedanke daran zwingt uns eben zu sagen: er muß fallen. An dieses Gegentheil zu denken ist aber z. B. in Spanien gar kein Grund vorhanden, denn dort fehlt die Anziehungskraft der Erde; den Körpern geht also das ab, was wir Schwere nennen, und darum sagen die Spanier nie: der Stein (wenn er empor geworfen worden) muß fallen. Meint ihr nicht? Ihr scheint mir daran zu zweifeln, wie ich in euern Gesichtern lese. Nun, wir wollen einmal sehn, wie es mit der Möglichkeit bei den Dingen in der Natur steht. Kann es heute noch regnen? Das Gegentheil wäre: es bleibt heute schönes Wetter. Ist dieses Gegentheil nach Naturgesetzen unbedingt nothwendig? „Nein!" Wenn wir nun daran denken, wie werden wir sagen? „Es kann heute noch regnen". Die Chinesen haben das Bedürfniß gar nicht, an jenes Gegentheil zu denken, denn in China ist kein Witterungswechsel, da ist ewiger Sonnenschein, und darum behaupte ich, sie sagen nie: es kann heute noch regnen. — Die Schüler widersprachen

dergleichen Behauptungen stets, und man wird überall finden, daß sie sich so Etwas nie weiß machen lassen. Sie überzeugen sich durch solche Beispiele, daß das dreifache Modusverhältniß in keiner Sprache entbehrt werden kann. Andere Beispiele sind: die Sonne ging unter; denket, sie wäre über dem Horizonte stehen geblieben; ist dieses Gegentheil nach Naturgesetzen möglich? „Nein!" Also können wir nur sagen: die Sonne mußte untergehn. Ferner. Es starb Jemand in seinem dreißigsten Lebensjahre an der Lungenschwindsucht. Konnte er sterben oder mußte er sterben? Es kommt darauf an, an welches Gegentheil wir zu denken veranlaßt sind. Das Gegentheil, daß er gesund fortlebte, war für ihn wie für alle Menschen nach Naturgesetzen nicht unbedingt nothwendig, also: er konnte sterben. Das andere Gegentheil, daß seine zerstörte Lunge nachwuchs, war nach Naturgesetzen nicht möglich, also: er mußte sterben. U. s. f.*)

Dies genügt vor der Hand für die Schüler. Für den Lehrer sei hierzu noch Folgendes bemerkt.

Die natürliche Nothwendigkeit und Möglichkeit lernen wir ursprünglich an uns selbst erkennen, und beide werden dann auf die Natur außer uns nur mehr und mehr übergetragen. Schon instinktartig erfährt das kleine Kind, daß es schlafen, essen und trinken muß ꝛc., es kann sich dem Zwange seiner Natur nicht widersetzen. Darum hält es nicht schwer, aus Beispielen der äußeren Natur, wie sie im Vorigen gegeben wurden, diese Art der Nothwendigkeit zu erläutern. Eben so hat das Kind nichtnothwendige Gegentheile von Naturvor-

---

*) Als ich in Putzkau Schulgehilfe war, wurde mir einst von einem schlauköpfigen Bauersmann die Frage vorgelegt: „kann ein alter Mann sterben oder muß er sterben? und wenn ein junger Mann stirbt, muß er sterben oder kann er nur sterben? — Ich wußte mir keinen Rath, und wenn ich das Eine vertheidigte, vertheidigte er das Andere. Jetzt würde ich durch solche Fragen schwerlich in Verlegenheit kommen. — Uebrigens heißt „können" nicht bloß: möglich sein, es heißt oft auch: vermögen, im Stande sein, Kraft oder Fähigkeit zu Etwas haben, z. B.: ich kann lesen, ich kann reiten, ich kann Klavier spielen (= ich vermag zu lesen ꝛc.).

gängen vielfach an sich oder auch in der Außenwelt wahrgenommen, und es bleibt darum bloß übrig, diese mehr instinktartigen Auffassungen zur Klarheit zu erheben. Welches Kind hätte nicht z. B. schon gefunden, daß sich Kälte noch eine Zeit lang ertragen läßt, also das Gegentheil, die Erwärmung nicht unbedingt erstrebt werden muß? Eben so verhält es sich mit Hunger und Sättigung, 2c. Solche Erfahrungen bilden den Uebergang zu anderen Aussageverhältnissen, die man als logische und moralische Möglichkeit und Nothwendigkeit bezeichnet, und wovon später der Unterricht ebenfalls zu sprechen hat. Sie sind begründet, wie man sagt, in der geistigen und moralischen Natur, also in der Natur des Menschen. Es springt jedoch in die Augen, daß unser Denken über die Vorgänge der äußeren Natur ebenfalls aus unserer geistigen Natur stammt, und es kann darum nur von einem Uebergewichte die Rede sein, welches die „logische" und „moralische" Möglichkeit und Nothwendigkeit insofern in unsrer Natur hat, als jenes Uebergewicht hauptsächlich von dieser abhängt. Was unsre Grammatiken darüber aufstellen, ist für die Schüler meistens zu schwer, zum Theil auch gar nicht richtig, und man muß daher auf eine leichtere, sachgemäßere, wenn auch vor der Hand nur allgemeine und darum oberflächliche Erklärung bedacht sein. Diese dürfte in Folgendem liegen.

Sind die Menschen irgendwo allwissend? „Nein!" sie wissen namentlich nicht die Zukunft voraus, und somit befinden sie sich in Bezug auf Wahrheit oft in Ungewißheit. Eben so wissen sie beim Handeln nicht immer, was recht oder unrecht ist, denn sie entwickeln ihr Wollen und Gesinntsein (ihre Werthschätzung der Dinge, woraus das Handeln hervorgeht) sehr verschieden, der Eine so, der Andere anders, und dies macht sie in Betreff der Pflicht ebenfalls unsicher. Gleichwohl sehen sie sich häufig veranlaßt, über das zu urtheilen, was theoretisch oder moralisch für sie unentschieden, unausgemacht ist. Wie werden sie da nur sagen können? „Das ist möglich, das ist zulässig, das kann, darf oder mag sein." Wo sie dagegen sich überzeugt halten, das Wahre und Rechte könne

in einem gewissen Falle nur darin oder darin bestehn, wie werden sie da sprechen? „Das ist nothwendig, das ist geboten, das soll oder muß sein.“ Daß aber die Menschen dabei auch von Gesetzen des Natürlichen mit geleitet werden, so weit sie dieselben aus Erfahrung erkannt haben, wird aus vielen ihrer Urtheile ersichtlich. So wenn es heißt: „Ferdinand muß krank sein.“ Dies ist zunächst ein bloß logisches, ein im Denken gebildetes Urtheil, aber hinter demselben liegt stillschweigend der Gedanke: der Kranke kann aus natürlichen Gründen nicht ausgehn, darum kam Ferdinand, den ich erwartet hatte, nicht; „er muß krank sein“ (denke oder schließe ich).

Für die Schüler dürfte diese Erklärung ausreichen. Der Lehrer beachte noch, was aus dem Gesagten für den Sprachgebrauch folgt.

Es ist kein Wunder, daß der Gebrauch der Wörter, womit Möglichkeit und Nothwendigkeit bezeichnet wird, ein schwankender ist; denn wenn auch alle drei Arten des Aussageverhältnisses nicht in einander griffen, so muß doch schon dadurch Unbestimmtheit entstehn, daß jeder Sprechende, um die lästige Eintönigkeit zu vermeiden, den Wechsel im Ausdruck liebt, wozu noch das Bestreben kommt, sich möglichst kurz auszudrücken. Eigentlich wird die logische und moralische Möglichkeit mit den Wörtern: dürfen, mögen — bezeichnet, aber auch „können“, das sonst nur die physische Möglichkeit ausdrückt, pflegt auf ie logische Möglichkeit übergetragen zu werden, z. B.: „er kann sich geirrt haben.“ — Die moralische Nothwendigkeit hat zum eigentlichen Ausdruck das Wort: sollen, z. B.: „du sollst das Böse hassen.“ Wenn dagegen gesagt wird: „der König soll gestorben sein“; „man will meinen Freund in Presburg gesehn haben“ 2c., so heißt das nur: man behauptet dies. Becker lehrt nun: Urtheile der letzteren Art enthalten eine „logische Nothwendigkeit“, folglich wäre sie, wie durch „sollen“, auch durch „wollen“ ausgedrückt. Ist das wahr? In Betreff des letzteren Wortes kann man mit Ja und Nein antworten; des kommt darauf an, ob man das Wollen als ein ganz freies

oder als ein solches ansieht, welches einer inneren Nöthigung, einer Nöthigung durch Gründe unterworfen ist. Diese Nöthigung ist schwerlich zu verkennen, wenn es heißt: „Karl wollte seinen Freund, den er in großer Gefahr sah, retten.“ Wo aber „wollen“ so viel als „behaupten“ besagt, tritt die Nothwendigkeit wenigstens nicht so deutlich hervor, wie im letzten Beispiele, und vor Kindern möchte das Wollen schwerlich unter die Rubrik des Nothwendigen zu stellen sein, da es ihnen als ein eben so unabhängiges und freies, wie das Phantasiren, erscheinen wird. Hingegen bezeichnet „müssen“, das sonst nur die physische oder natürliche Nothwendigkeit anzeigt, oftmals auch die logische und moralische, z. B.: „das muß schrecklich gewesen sein“; „man muß die Wahrheit reden“. — Vollends das Wort „lassen“ hat eine unbestimmte Bedeutung. „Er läßt sich hören“, d. h. er bewirkt, daß er gehört wird; „er ließ den Gefangenen entwischen“ (er machte es ihm möglich); „man ließ den Dieb arretiren“ (man zwang ihm den Arrest auf, man nahm ihn fest); „die Leipziger Zeitung läßt sich aus Wien schreiben“ (sie versichert, es sei ihr aus Wien geschrieben worden, daß 2c.).

Man ersieht aus diesen sämmtlichen Beispielen, daß an eine scharfe gegenseitige Abgrenzung aller Arten der Möglichkeit und Nothwendigkeit nicht zu denken ist; sie greifen mannigfach ineinander, und der eingeführte Sprachgebrauch hat daher augenscheinlich mehr zufällig bestimmt, welches Wort in den einzelnen Fällen zur Anwendung kommen soll, welches nicht (der geschichtliche Entwickelungsgang der Sprache liefert Belege hierzu). Dies eben macht die Unterscheidung der verschiedenen Arten der Möglichkeit und Nothwendigkeit für den Anfänger unsicher und schwer, und die Becker'sche Erklärung trifft hier nicht immer zu. Bei Lichte besehn, hängt Alles, was wir möglich und nothwendig nennen, von unserem Vorstellen (Denken) und Wollen (Gesinntsein) ab, und vom Natürlichen, das zunächst immer etwas Wirkliches ist, werden wir nur angeregt, uns bald auf die Seite des Möglichen, bald auf die Seite

des Nothwendigen zu stellen*). Man kommt daher leichter und einfacher zum Ziele, wenn man sich an die vorher bemerkte allgemeine Erklärung hält, und von einem Zurückgehn auf tiefere und bestimmtere Gründe kann Anfangs (wenn nicht überhaupt) Abstand genommen werden. Zu zeigen ist vor der Hand bloß noch, daß und warum sich für die Wirklichkeit eine besondere Form in allen Sprachen gebildet hat: der Indicativ, und aus welchem Grunde sie nicht die Mangelhaftigkeit an sich trägt, wie meistens der Conjunctiv, der in vielen Sprachen, z. B. der deutschen, nur wenig entwickelt ist. Das Wirkliche ist für jeden sich entwickelnden Menschen das Primäre und drängt sich ihm am häufigsten und bestimmtesten auf, darum kann es nicht in schwankender Form zum Ausdruck gelangen. Eben so wird der Imperativ in allen Sprachen als eine bestimmte Form des Nothwendigen angetroffen, da das Befehlen und Bitten nirgends als etwas Ungewisses dargestellt werden und noch weniger irgendwo unterbleiben kann. Später wird das Alles, wo nöthig, umfänglicher und genauer erörtert.

Am nackten einfachen Satze findet sich noch das doppelte Grundverhältniß, das wir Betonung und Wortfolge nennen. Fassen wir zuerst die Wortfolge in's Auge. Warum sprecht ihr immer nur Ein Wort auf einmal aus? Warum laßt ihr die Wörter, die zu einem Satze, z. B.: „die Sonne scheint" — gehören, stets auf einander folgen? Ihr werdet sagen: daran ist unser Mund Schuld, er kann auf einmal nur Ein Wort bilden und aussprechen. Das glaube ich euch; ihr müßt aber wissen, daß dies nur bei den Deutschen so ist. Auf

*) In der Natur steht Alles, was ist und geschieht, im Zusammenhange von Ursache und Wirkung. Dieser Zusammenhang ist ein stetiger, nie mangelnder, so daß aller Zufall ausgeschlossen wird, und darum ist eigentlich alles natürliche Geschehn ein nothwendiges. Wir nennen es aber ein wirkliches, wo wir jenen strengen Zusammenhang, wie so oft, nicht geflissentlich in's Auge fassen, und wir nennen es ein mögliches, wo wir ihn nicht speciell vorauswissen. Hieraus erhellet, daß wir in der Grammatik, wie im Leben, mit den zwei Rubriken: Nothwendigkeit und Möglichkeit — nicht ausreichen würden; wir müssen auch die Wirklichkeit hinzunehmen, ja diese behauptet hier die oberste Stelle.

der Insel Island spricht Jedermann mit Einem Schlage, mit Einer Mundbewegung drei, vier und mehr Wörter zugleich aus, und in der isländischen Sprache giebt es daher keine Wortfolge im Satze. Jeder Satz mit allen seinen Wörtern kommt hier auf einmal zu Tage. Die Schüler lachen; sie lachen noch mehr, wenn man den Spaß weiter treibt und sagt: die Leute haben dort mehr als Einen Mund. Es tritt ihnen sonnenklar die Wahrheit in's Bewußtsein: in allen Sprachen muß es eine Aufeinanderfolge der Wörter, eine Wortfolge im Satze geben. Im Deutschen ist es nun Regel, daß das Subjectwort vorangeht und daß das nachfolgende Prädicatwort stärker, lauter ausgesprochen wird. Wir sagen daher: die Sonne scheint, nicht: die Sonne scheint. Gleichwohl sagen wir auch das zuweilen, aber wann nur? Wenn wir einen Gegensatz, überhaupt irgend Etwas vom Denken des Zuhörers ausschließen wollen. Das Scheinen kommt auch dem Monde und den Sternen zu, und wo wir daher wollen, daß der Zuhörer an diese Himmelskörper nicht denken soll, da sprechen wir das Subject: Sonne — stärker aus; wir betonen es, wie man sagt, und daran merkt der Zuhörer, daß er jetzt an dieses Wort zunächst (an diesen und keinen andern Gegenstand) denken muß. Dieses Bedürfniß der Betonung wird aber in anderen Sprachen wohl nicht eintreten, denn seht: andere Völker mißverstehen Nichts, sie irren sich beim Hören nicht, und daher klingt in ihren Sprachen ein Wort so stark, als das andere, gerade so, wie bei uns die Bettelkinder das Vaterunser in einerlei Tone herleiern. Das fanden meine Schüler stets unglaublich. Ich las nun immer, wenn ich hiervon gesprochen, einen Abschnitt in einem Buche mit ganz gleicher Wortbetonung, mit gleicher Stärke aller Silben vor und fragte, wie das gefalle. Es klingt häßlich, war die Antwort. Wir werden also schon des Wohlklangs wegen mit der Betonung wechseln müssen. Die Betonung nennt man auch den Accent, und man unterscheidet den Wort- und den Redeaccent. Der Redeaccent verschiebt sich, er fällt immer auf ein anderes Wort im Satze, je nachdem man Dies oder Jenes vom Denken des Zuhörers

ausschließen will, und davon könnt ihr euch an jedem Satze überzeugen. Betrachtet folgenden Satz: „Nachbars Kinder fahren morgen nach Dresden.“ Betone ich das erste Wort, so zwinge ich den Zuhörer, nur an den Nachbar zu denken; mich und andere Leute schließe ich jetzt von seiner Vorstellung aus. Also: Nachbars Kinder fahren morgen nach Dresden. Betone ich das zweite Wort, so kann der Zuhörer nur an die Kinder zunächst denken, alle anderen Personen (Eltern, Dienstpersonal des Nachbars) sind von seinem Vorstellen ausgeschlossen, also: Nachbars Kinder fahren morgen nach Dresden. Lege ich den Ton auf das dritte Wort, so ist das Gehen, Reiten und Schiffen stillschweigend verneint, denn ich sage ja: Nachbars Kinder fahren morgen ꝛc. Und so fort. — Doch genug. Was über den Wortaccent, über die Versetzung der Wörter bei der Fragebildung und dergleichen zu sagen ist, läßt sich auf ähnliche Weise klar machen, und so tritt, indem man immer nachweist, wie bei andern Völkern die nämlichen Bestimmungsgründe walten, die Betonung und Wortfolge als eine allgemeine sprachliche Erscheinung, als ein Grundverhältniß aller Sprachen hervor. Daß zu dem veränderten Redeaccent auch gern eine veränderte Wortfolge sich aufdrängt, ist ebenfalls leicht darzuthun. Das wichtigste Wort tritt gern an die offenste Stelle, und diese ist der Anfang und das Ende des Satzes. Ich muß dich loben; loben muß ich dich; dich muß ich loben; muß ich dich loben?

Der nackte einfache Satz*) besteht bloß aus zwei Wörtern, aus zwei Haupt-Begriffen, z. B. der Vogel fliegt; denn das Wörtchen „ist“ (das Verbum „sein“), das häufig vorkommt, dient bloß zur Bezeichnung der Beziehung des Prädicates auf das Subject, vertritt also nur die Stelle einer fehlenden Biegungsendung (das Kind wach—„et“, das Kind „ist“ wach). Eben so ist der Artikel nur ein Glied des Substantivs,

*) Man sage nicht: der „einfach nackte“ Satz, denn dies ist durchaus falsch. Warum? Wo das Wort „nackt“ anstößig ist, kann man sagen: der reine einfache Satz.

nicht ein besonderes Wort, wie die Vergleichung mit dem Lateinischen beweist. Auf Beides ist später besonders einzugehen. So nackt kann aber der einfache Satz nicht immer bleiben, er muß oft erweitert werden, und in allen Sprachen tritt diese Nothwendigkeit unhintertreiblich ein. Es giebt also auch erweiterte (ausgebildete) einfache Sätze. Wie sind diese zu behandeln, damit auch hier das Logische, das Gedachte, der Inhalt der Wörter den Ausschlag giebt?

Betrachtet, liebe Schüler, folgende (an die Tafel geschriebene) Sätze. Der Mensch ist sterblich; das Gold ist gelb; die Uhr schlägt; die Blume duftet. Woran denket ihr bei dem Worte Mensch? an einige oder an alle Menschen? „An alle". Eben so werdet ihr bei dem Worte Gold an alles Gold denken, und mit Recht. Kann man aber von jeder Uhr sagen: sie schlägt? Von jeder Blume: sie duftet? „Nein!" Gleichwohl wehrt euch kein solcher Satz, an die ganze Gesammtheit dessen zu denken, was das Subjectwort besagt, so lange ihr bloß beim Satze stehen bleibt und nicht aus Erfahrung wisset, daß man ein gegebenes Wort nicht immer auf Alles, was es umfaßt, beziehen darf. Denn jedes Wort bezeichnet an und für sich Alles, worauf es paßt, seine Bedeutung ist eine allgemeine. Das Wort „Haus" erstreckt sich auf alle die Dinge, für welche es ursprünglich gebildet ist, und darum bezeichnet es alle Häuser; eben so geht das Wort „schreiben" auf alles Schreiben, mag sich's um Briefe, Quittungen, Rechnungen 2c. handeln; „trinken" bezeichnet alles Trinken, mag der Gegenstand, den wir trinken, Wasser, Milch, Bier oder sonst Etwas sein. Jedes Wort hat also eine allgemeine Bedeutung, es bezeichnet, wie man das nennt, einen Begriff, d. i. eine allgemeine Vorstellung. Nur die Wörter, die man Eigennamen nennt, machen davon eine Ausnahme, z. B.: Berlin, Rom, Chimborasso, Elbe, Rhein, Luther, Napoleon 2c. Ja selbst diese erstrecken sich nicht immer auf nur Einen Gegenstand, denn es giebt z. B. mehr als Einen Luther, mehr als Einen Napoleon. Die Vorstellungen aber, die auf einen bestimmten einzelnen Gegenstand gehn, nennt man nicht Begriffe, sondern An-

schauungen, Einzelvorstellungen, und was die Wörter betrifft, so giebt es im Vergleich mit den Begriffswörtern nur wenige Anschauungswörter, d. h. nur wenige Eigennamen. Die große Menge der übrigen sind lauter Gattungswörter (Gemeinnamen), d. h. sie bezeichnen ganze Gattungen oder Klassen von Dingen, Eigenschaften, Thätigkeiten, Zuständen 2c., also, wie ich vorher sagte: Begriffe. — Wenn ich euch nun versichere, daß es sich mit den Wörtern in allen Sprachen so verhält, könnt ihr mir den Grund davon finden? Ueberleget Folgendes. Es giebt Millionen von Steinen, Sandkörnern, Bäumen, Baumblättern, Vögeln, Fröschen, Mücken 2c., und jedes dieser Dinge, auch wenn es zu derselben Gattung gehört, ist von dem andern in irgend einem Punkte verschieden, so unbedeutend diese Verschiedenheit auch sein möchte. Alle Sprachen müßten daher Millionen von Wörtern haben, wenn sie jedes Ding mit einem besonderen, nur auf dieses ganz passenden Namen bezeichnen wollten. Würden wir so viele Wörter zu merken im Stande sein? Macht sich hier nicht eine gewisse Sparsamkeit nöthig? Diese Nothwendigkeit nun fühlen alle Völker, sie bilden darum nur für die Gattungen der Dinge, für das Gemeinsame derselben, Wörter, und sie überzeugen sich bald, daß man das Nichtgemeinsame, das Ungleiche an den Gegenständen dadurch angeben kann, daß man den Wörtern Bestimmungen hinzufügt, z. B.: Holz, trockenes Holz, nasses Holz, faules Holz 2c., und mit den Wörtern für die Thätigkeiten, Eigenschaften 2c. der Dinge macht man es eben so, z. B.: singen, hell singen, rein singen, falsch singen; — alt, sehr alt, wenig alt, funfzig Jahr alt, u. dergl. Dadurch werden die Dinge, Thätigkeiten 2c. von anderen sonst ähnlichen Dingen, Thätigkeiten 2c. hinlänglich unterschieden. Ihr seht also, wie man sich helfen kann, wenn ein Wort mehr umfaßt, eine weitere Bedeutung hat, als wir jetzt aussprechen wollen. Wir schränken seine Bedeutung (seinen Begriff) durch Zusätze ein, und dann wird das allgemeine und deshalb unbestimmte Wort zu einem bestimmten Ausdruck dessen, was wir jetzt denken, so daß auch der Hörende genau weiß, an was und wie

viel er denken soll. So erweitert sich der nackte einfache Satz zu einer größern Anzahl von Wörtern, aber das ist nur etwas Aeußerliches; das Gedachte, was er nun ausdrückt, oder sein Inneres, umfaßt dann weniger; es ist, wie man das nennt, der Umfang des Gedachten kleiner geworden. Vergleichet die Sätze: der Baum wächst, des Nachbars Baum wächst. Dort konntet ihr an alle Bäume denken, hier nur an einen einzelnen, bestimmten. Ferner: die Mutter kauft, die Mutter kauft einen Fisch, die Mutter kauft einen Fisch in Dresden, sie hat ihn gestern gekauft, billig gekauft ꝛc. Der Knabe lernt, der fleißige Knabe lernt, der fleißige Knabe lernt aus Lust, der fleißige Knabe lernt aus Lust in der Schule ꝛc. Immer wird durch solche Bestimmungen der Umfang des Gedachten eingeschränkt. Oder könnt ihr bei dem Satze: das Wasser der Spree fließt, an so viel denken, als bei dem Satze: das Wasser fließt? Durch das Wort „Spree" ist alles andere Wasser von eurem Vorstellen jetzt ausgeschlossen. Ganz so war es mit den Wörtern: Baum, kaufen, Knabe, lernen. Das Kaufen besagt viel weniger, wenn man spricht: einen Fisch kaufen; noch weniger, wenn es heißt: einen Fisch in Dresden kaufen ꝛc., denn jede andere Art des Kaufens ist dann stillschweigend verneint. Eben so schließt der Ausdruck: der fleißige Knabe — alle anderen Knaben aus, und lernen aus Lust, lernen aus Lust in der Schule ꝛc. sind Ausdrücke, die mir jetzt nicht erlauben, an andere Arten des Lernens zu denken. Dem Inhalte nach bleibt das, was ich bei „lernen", bei „Knabe" ꝛc. mir vorstelle, im Wesentlichen sich gleich, es sind nur unwesentliche oder zufällige Merkmale zu diesem Inhalte hinzugetreten, aber dem Umfange nach ist mein Vorstellen dabei eingeengt, ich kann nicht mehr so viel Einzelnes damit umfassen. Viele solche verengernde Bestimmungen sind im Laufe der Zeit in zusammengesetzte Wörter übergegangen, wozu manche Sprachen besonders geschickt sind. Statt zu sagen: das Wasser der Spree fließt, kann es heißen: das Spreewasser fließt; der Hahn des Hauses kräht = der Haushahn

kräht ꝛc. Es sind das bleibende Begriffseinschränkungen, während die vorgenannten vorübergehende, wechselnde sind.

Für die Schüler wird diese Auseinandersetzung hinreichen, der Lehrer aber muß mehr wissen. Er muß einsehen, worin das allgemeine Gesetz der Sparsamkeit, nach welchem alle Sprachen überwiegend Begriffswörter, und Anschauungswörter verhältnißmäßig sehr wenige bilden, seinen tiefern Grund hat. Daß Becker auf dieses Gesetz nicht eingegangen ist, ist nicht ohne Nachtheil für seine Sprachtheorie geblieben. Man halte sich also Folgendes klar vor Augen.

Niemals und nirgends fängt die menschliche Entwickelung mit Begriffen an, sondern immer und überall mit Anschauungen. Wie diese zweierlei Gebilde sich unterscheiden, wurde vorhin angegeben. Die Begriffe sind es, durch welche der Mensch denkt, die Anschauungen reichen dazu nicht aus. Anfangs nun denkt der sich entwickelnde Mensch gar nicht, er nimmt nur sinnlich wahr, und in der allerersten Zeit nach der Geburt ist dieses Wahrnehmen bloß ein dunkles Empfinden. Sobald es dann später zum eigentlichen Wahrnehmen kommt, faßt das Kind zunächst nur Eins auf einmal bestimmt auf: Ein Ding, Eine Thätigkeit, Eine Eigenschaft, Einen Zustand, Ein Verhältniß der Dinge. Gesetzt, das Kind sieht auf solche bestimmte Weise einen Baum, so wird die dadurch veranlaßte Erregung seines Innern sich ganz auf diesen richten, und die Bezeichnung, die es sich sprachlich dafür bildet, mag sie lauten wie sie will, wird ein nur auf diesen Gegenstand gehendes Wort sein. Dieses Wort ist also für jetzt ein Eigenname. Sieht es einen zweiten, dritten ꝛc. Baum, so wird es das vorige Wort auch auf diese anwenden, denn es findet instinktartig, daß dasselbe dazu auch paßt, da die Bäume, obwohl in manchen Punkten verschieden, doch Dinge von gleicher Art, d. h. im Wesentlichen gleich sind. So wird ihm das Eigenwort nothwendig zu einem Worte für Mehreres, zuletzt für alle die Dinge, auf welche es paßt; die Bedeutung (Vorstellung) desselben gewinnt einen immer größeren Umfang. Nur wo ein wahrgenommenes Ding bloß einmal existirt (Elbe, Donau, Bautzen,

Cäsar, Reinhard ꝛc.), kann diese Erweiterung nicht Statt finden; das gebildete Dingwort muß dann ein Eigenname bleiben, also ein Wort, dessen Bedeutung nur Einen Gegenstand „umfängt", nur auf diesen sich erstreckt. Wie die Dinge selbst, so wird auch das, was an ihnen sich findet: ihre Thätigkeiten, Eigenschaften, Zustände ꝛc. zuerst als etwas Einzelnes wahrgenommen, und das dafür gebildete Wort wird daher zunächst ebenfalls ein Eigenname sein, der dann aber auf die ähnlichen Thätigkeiten ꝛc. anderer Dinge eben so übergetragen wird, wie die eigentlichen Dingwörter. So gewinnen alle Wörter einen immer größeren Umfang ihrer Bedeutung, d. h. die in ihnen liegende Vorstellung erstreckt sich auf immer mehre Dinge ꝛc. gleicher Art. Natürlich muß diese Vorstellung das Ungleiche des Wahrgenommenen immer mehr fallen lassen, muß sich fort und fort strenger auf das bloß Gleiche concentriren, je größer ihr Umfang wird, sonst würde sie auf so viele Dinge ꝛc. nicht mehr passen. Dies nun macht sich ganz von selbst, da die Anschauungen sich zu Begriffen gestalten. Nach einem constanten Gesetz unserer Seele fließt nämlich das Gleichartige, das in gewissen Vorstellungen liegt, immer zusammen, wenn es neben einander zum Bewußtsein erregt wird; das Bewußtsein lenkt sich dann von den ungleichartigen Bestandtheilen jener Vorstellungen ab und concentrirt sich auf die gleichen, und die so von innen her entstehenden Vorstellungen heißen eben Begriffe. Da sie nur das Gleiche der Anschauungen in sich tragen, so ist ihr Inhalt zwar ärmer, als der Inhalt der Anschauungen (der Einzelvorstellungen), dafür aber auch klarer; denn je gleicher die Elemente einer Vorstellung sind, desto mehr Klarheit trägt sie in sich, und diese Klarheit eben ist es, welche die Begriffe zu Denkkräften macht. Bloße Anschauungen geben kein Denken im eigentlichen Sinne des Worts, sonst müßten auch die Thiere, wenigstens die edleren, menschlich zu denken vermögen. Das Abnehmen des Inhaltes setzt sich nun insofern noch weiter fort, als die bereits entstandenen Begriffe ebenfalls das Gleiche, das sie ihrerseits untereinander haben, zusammensteuern, so daß aus niederen Begriffen höhere werden, also

Vorstellungen, die noch mehr Einzelnes umfassen. Die Wörter bleiben dabei dieselben, da das, was Anfangs auf eine Mischung von gleichen und ungleichen Bestandtheilen paßte, doppelt und dreifach auf die vereinigten gleichen passen muß. Die anfänglichen Eigennamen werden nur immer mehr zu Gemeinnamen, d. h. die Anschauungswörter zu Begriffswörtern; aber natürlich erinnern nun die letztern an die besondern Elemente der Anschauungen um so weniger, je bestimmter sie bloß das Allgemeine bezeichnen, das aus den Anschauungen abstrahirt ist. Soll daher ein Begriffswort wieder auf eine bestimmte Anschauung angewandt werden, so muß man den Umfang des Begriffes einschränken durch Erweiterung seines Inhaltes, man muß bestimmen, welches Anschauungsmerkmal (oft auch mehrere) bei dem Begriffsworte mit zu denken ist. Der Begriff Mensch z. B. umfaßt alle Menschen, während man doch häufig das Bedürfniß hat, einen bestimmten einzelnen zu bezeichnen: einen kleinen, großen, alten, jungen, weißen, schwarzen, gesunden, kranken 2c. Menschen. Wird man nun deshalb in Verlegenheit kommen? Dieser Fall könnte nur für Den eintreten, der lediglich den Begriff „Mensch" hätte aber mit und neben diesem haben sich bei Jedermann in Folge anderer Anschauungen auch andere Begriffe sammt deren Wörtern gebildet, und diese werden nun (schon instinktartig) zur näheren Bestimmung des Begriffes „Mensch" angewendet, d. h. der Umfang desselben wird eingeschränkt, indem der Inhalt vermehrt, erweitert wird. Ob dies durch eine sogenannte „Beifügung", oder durch eine „Ergänzung", durch einen „Umstand", durch einen „Nebensatz" 2c. geschieht, bleibt sich logisch ganz gleich; es haben diese grammatischen Bestimmungen fast immer nur den Zweck, den Umfang der Begriffe zu verengern, indem sie den Inhalt derselben erweitern. So erklärt sich, daß und warum die Menschen überall die anfänglichen Anschauungswörter zu Begriffswörtern stempeln, und warum die letzteren zur Bezeichnung von Millionen der (gleichartigen) Dinge, Thätigkeiten 2c. noch eben so brauchbar sein müssen, wie sie ursprünglich zur Bezeichnung von Einem geschickt waren.

Jene Vermehrung des Inhaltes geschieht immer nur durch Merkmale, welche das Unwesentliche (Zeitweilige, Zufällige) bei der Anwendung der Begriffe betreffen, also die Begriffe selbst nicht umändern.*)

Das nun ist es, was Becker viel zu wenig in die Wagschale gelegt hat. Vom Umfange der Begriffe spricht er fast gar nicht, wenigstens nicht ausdrücklich, von Anschauungen und Anschauungswörtern eben so wenig, und von Ideen gar nicht; ja in Betreff

*) Daß so viele Lehrer über diese Sache nicht im Klaren sind, daraus erklärt sich vornehmlich, warum ihr Sprachunterricht meist ein mechanischer bleibt, warum die Schulkinder durch denselben nicht denken lernen. Was wissen die meisten Lehrer Bestimmtes über den Unterschied von Anschauung und Begriff? Was wissen sie namentlich darüber, daß die Sprache beiderlei Vorstellung mit einem und demselben Worte bezeichnet? Was würden die Meisten antworten, wenn man sie fragte: ist in diesem Satze z. B. durch das Wort „Dorf“ eine Anschauung oder ein Begriff ausgedrückt? Selbst gelehrte Leute kann man äußern hören: „Dorf ist Dorf; und da ich weiß, was ein Dorf ist, was soll da weiter noch viel zu unterscheiden sein?“ Weil sie das nämliche Wort in verschiedenen Sätzen vor sich haben, meinen sie, es liege darin immer eine und dieselbe Vorstellung. Daß die Vorstellungen in verschiedene Arten zerfallen, ahnen sie kaum. Einen großen Theil der Schuld von dieser Unklarheit trägt der alltägliche (unwissenschaftliche) Sprachgebrauch, in welchen wir Alle von Jugend auf hineinwachsen, denn dieser geht mit den Wörtern: Vorstellung, Anschauung, Begriff, Idee — sehr willkürlich um, verwechselt sie beständig und wirft dadurch auch die Vorstellungsarten, welche von den drei letzteren bezeichnet werden, untereinander. Wie soll da klar werden, daß die Vorstellung eine ganz andere ist, wenn sie bald als Anschauung, bald als Begriff, bald als Idee in einem Worte liegt? Auch hier meint Mancher wieder: Vorstellung ist Vorstellung, was ist da viel zu unterscheiden? So unterläßt man ein tieferes Eindringen in diese Dinge, die doch von so großem Belang sind. Man begnügt sich, die Wörter instinktartig, wie man es durch den Umgang im Leben gelernt hat, zu gebrauchen, und meint damit immer das Richtige treffen zu können. Auf vielen Wissensgebieten aber, namentlich auf dem Felde der Philosophie und Theologie sind durch diesen unaufgeklärten Gebrauch der Wörter große Verirrungen entstanden. Hier haben wir es nur mit den Schulen zu thun, und da steht fest: Wo man die Jugend über solchen instinktartigen Gebrauch der Sprache nicht erhebt, kann von einem logischen Sprachunterrichte, von einer Sprachdenklehre nicht die Rede sein.

der Begriffe scheint er der Meinung zu sein, daß sie die ursprünglichen Vorstellungen seien, welche die Menschen bildeten. Kein Wunder daher, daß er oft künstelt, wo ihm die Rücksicht auf den Umfang der Begriffe eine viel einfachere Erklärung hätte an die Hand geben können. Gleiche Vortheile würden erreicht worden sein, wenn er die Natur der Anschauungen besser beachtet hätte. Wurst hat diese Mängel nicht ausgeglichen, weil er sich ganz auf Becker verließ. Im Folgenden wird sich immer mehr herausstellen, daß die sämmtlichen Erscheinungen der Sprache sich auf bloß drei Hauptpunkte zurückführen lassen: 1) auf die Bestimmung des Inhaltes der Begriffe, 2) auf die Bestimmung des Umfanges der Begriffe (dort und hier beziehen sich die Begriffe auf einander), 3) auf die Bestimmung, nach welcher die Begriffe und Anschauungen zugleich auf den Sprechenden bezogen (auch mit diesem zusammengedacht) werden. Alles Andere ist nur Hülfsmittel, dieses Dreierlei zu bezeichnen. — Will man sich über das Wesen der Begriffe und Anschauungen (auch der Ideen) näher unterrichten, so mag dazu ein Aufsatz empfohlen sein, welchen ich in Diesterweg's „Pädagogischem Jahrbuch" auf 1858 unter der Ueberschrift: „Ueber das Abstracte" — gegeben habe.

Schon lange, ehe von Sätzen die Rede ist, kann man im Schulunterricht Gelegenheit nehmen, die Schüler in der Einschränkung des Umfanges der Begriffe zu üben, und dann hat später der eigentliche (grammatische) Sprachunterricht nur hinzuzufügen, wie man diese Beschränkungen nach ihrer Verschiedenheit zu benennen habe. Intransitive Zeitwörter eignen sich hierzu für den Anfang am besten, und man kann solchergestalt die „Umstände" des Ortes, der Zeit, der Weise und des Grundes schon jetzt zum Verständniß bringen, man braucht nur auf die Fragen: wo (woher, wohin), wann (wie lange), wie und warum? antworten zu lassen. Bestimmet mir das Wort leben! „In Dresden leben, zu Hause (hier) leben, drei Jahre leben, angenehm leben, zur Ausbildung, wegen Broterwerbs leben". Fliegen! „In der Luft fliegen, vom Dache,

in den Wald fliegen, jetzt, bald fliegen, kurze Zeit fliegen, schnell, langsam fliegen, aus Furcht, aus Trieb nach Nahrung fliegen", u. s. f. Geht's nicht in so satzloser Form, so kann man ja kleine Sätze anwenden. Die transitiven Zeitwörter werden, wie man sagt, „ergänzt". Das ist nur äußerlich und insofern wahr, als die Begriffe an (zufälligen) Inhaltsmerkmalen dadurch zunehmen, dem Umfange nach wird die Bedeutung der Zeitwörter hierdurch verengert; der Begriff des Wortes verliert an Allgemeinheit, wie solches, mit wenigen Ausnahmen, durch alle Bestimmungen, also auch durch die Umstände und Beifügungen (Letzteres beim Dingworte) geschieht. Object oder Gegenstand würde daher eine passendere Benennung für solche Bestimmungen des Zeitwortes sein. Doch kann man, da der Inhalt wirklich vermehrt wird, „Ergänzung" beibehalten. Ergänzet mir folgende Wörter: suchen, finden, nehmen, tragen ꝛc. „Ein Buch, ein Messer, ein Wort ꝛc. suchen", „einen Ring, eine Nadel ꝛc. finden". Bestimmet, um ihre Bedeutung zu verengern, folgende Dingwörter: Uhr, Hund, und zwar a) durch Eigenschaftswörter: „wohlfeile, theuere, alte, neue, goldene Uhr; schwarzer, weißer, treuer, böser, toller Hund"; b) durch Dingwörter: „des Vaters Uhr, die Uhr der Schwester; der Hund des Schäfers, des Fleischers Hund"; c) durch Zusammensetzungen: „Wanduhr, Taschenuhr, Thurmuhr; Schäferhund, Fleischerhund, Kettenhund, Hofhund, Jagdhund" ꝛc. — Werden nach solchen vorbereitenden Uebungen Kinder von zwölf und mehr Jahren unfähig sein, die Wahrheit zu begreifen: je größer der Inhalt eines Begriffes wird, desto kleiner wird sein Umfang, und umgekehrt? Der ungeschickte und nachlässige Lehrer freilich wird diese Einsicht gerade so bewirken, wie das Rechnen unter ungeschickten und saumseligen Händen gedeiht, d. h. schlecht; für solche Leute schreibt man aber auch keine Sprachdenklehre.

Nur einige Wörter verengern den Umfang der Begriffe nicht, sondern stellen ihn als einen vollen dar, z. B.: alle, sämmtlich, völlig, ganz (alle Pflanzen, die ganze

Familie ꝛc.) u. s. f. Die Zahlen können verengernd und erweiternd gebraucht werden.

Den Inhalt der Begriffe zu bestimmen ist Aufgabe des Prädicatwortes im einfachen bejahenden Satze, mag das Prädicatwort lauten, wie es will; unmittelbar und als solches hat es mit dem Umfange Nichts zu thun.*) Auch dies läßt sich den Schülern durch Beispiele klar machen, was aber besser etwas später geschieht. Man nehme die Beispiele: der Stein ist hart, der Schnee ist weiß, die Blume blüht, dieser Mann ist ein Lehrer (lehrt), jener ein Zimmermann (zimmert), dieser da ein Töpfer (verfertigt Töpfe). Wäre in diesen Urtheilen das Prädicat nicht im Subjecte enthalten, gehörte es nicht zum Inhalte desselben, so könnte ich es auch nicht davon aussagen. Vergleichet: der Stein ist fleischern, der Schnee ist heiß, die Blume pocht, ꝛc. Mittelbar nur klingt beim Prädicat auch der Umfang mit, denn die Begriffe haben nun einmal einen Umfang, aber diesen zeigt mir das Prädicat erst dann an, wenn ich zwischen ihm und dem Subjecte geflissentlich eine Vergleichung anstelle. Wenn daher z. B. geurtheilt wird: der Schnee schmilzt — so ist es Zweierlei, was ich dabei denken kann, 1) daß das Schmelzen als Inhaltsmerkmal im Subjects-Begriffe „Schnee" liegt, und dieses Denken bietet sich mir immer zunächst und ungesucht dar; 2) daß der Schnee zu den Dingen gehört, welche schmelzbar sind und schmelzen, und dies wird sich mir aufdrängen, sobald ich Subject und Prädicat mit einander vergleiche; ich habe dann das Prädicat „schmelzen" nach einem Theile seines Umfanges vorgestellt. Aber es liegt am Tage, daß ich ungesucht und unmittelbar zu dieser Rücksicht auf den

*) Wohl zu merken: es ist hier und im ganzen vorliegenden Aufsatze nur vom bejahenden Urtheile die Rede, und nur dieses ist ein eigentlicher Urtheilsact; die verneinenden und sonstigen Sätze, die man auch Urtheile nennt, sind dies im Grunde genommen nicht, sie tragen nur äußerlich (grammatisch) die Urtheilsform an sich. Nachgewiesen findet man dies in meiner „Praktischen Denklehre, nach Beneke's Vorgange auf die Thatsachen der innern Erfahrung gebaut". Bautzen, bei Schlüssel 1852.

Umfang nicht veranlaßt bin.*) Das einfache bejahende Urtheil hat eben nicht die Aufgabe, durch das Prädicat zunächst auf dieses Umfangsverhältniß hinzuweisen, und das ändert sich auch in folgenden Fällen nicht. „Der Wolf frißt das Schaaf". In diesem Urtheile ist der Begriff des Prädicatwortes „fressen" als ein dem Umfange nach beschränkter dargestellt, aber dieser beschränkte Begriff ist doch nur da, um Etwas vom Subjecte auszusagen, Etwas von dessen Inhalte anzugeben. Das bleibt wahr, selbst wenn jene Beschränkung noch größer ist, z. B.: „Der Wolf frißt das Schaaf sofort auf dem Felde begierig aus Hunger." Man kann also, wie die Gelehrten sagen, ein Wort abstract und concret, und zwar im größerem oder geringerem Maße abstract und concret gebrauchen, aber die sämmtlichen genannten Beispiele erläutern dies, ohne daß man diese fremden Ausdrücke zu nennen braucht. Nur muß man darauf hinweisen, daß die „Merkmale eines Begriffes" selber Begriffe sind; aus

*) Es ist gut, wenn man das Uebrige, was zum Umfange eines Begriffes gehört, auch noch möglichst angeben läßt, denn dann wird Inhalt und Umfang schon durch die veränderte Betonung, die sich aufdrängt, anschaulich. „Der Schnee schmilzt". In diesem Satze hat das Prädicat den Hauptton, denn ich sage nicht: der Schnee schmilzt, sondern der Schnee schmilzt. Gebt mir an, was außerdem noch schmilzt oder schmelzbar ist. Das Eis schmilzt, die Butter schmilzt, der Schwefel schmilzt, das Blei schmilzt, das Eisen schmilzt ꝛc. Damit habt ihr Dinge vom Umfang des Schmelzenden angegeben, und darum habt ihr nicht das Prädicat, sondern das Subject in diesen Sätzen betont. — „Die Rose duftet." Sagt mir, was sonst noch duftet. Die Nelke duftet, die Resede duftet, die Vanille duftet, drr Levkoi duftet, die Orangerie duftet ꝛc. Das Alles gehört ebenfalls zum Umfange des Duftenden. — „Eichenholz ist hart." Was ist außerdem noch hart? Der Stein (Felsen) ist hart, das Glas ist hart, das Kupfer ist hart, der Stahl ist hart, das Messing ist hart ꝛc. Auch diese und ähnliche Dinge machen den Umfang des Harten aus. — „Der Löwe ist ein Raubthier." Was giebt es sonst noch für Raubthiere? Der Wolf ist ein Raubthier, der Tieger ist ein Raubthier, die Hyäne ist ein Raubthier, der Geier ist ein Raubthier, der Haifisch ist ein Raubthier ꝛc. Wiederum habt ihr damit nicht den Inhalt, sondern Einiges vom Umfange des Begriffes „Raubthier" bezeichnet. U. s. f.

ihnen sind die meisten Begriffe zusammengesetzt, und nur bei den einfachen Begriffen ist es anders. Mehr hierüber weiter unten.

Betrachtet nun folgenden erweiterten Satz: „Ein guter Sohn erfreut den Vater oftmals und gern.“ Welches sind hier die Bestimmungen des Subjects und des Prädicats und mit welchen Namen betitelt man sie? Gebt erst das einfache Subject und das einfache Prädicat an. (Ein Sohn erfreut.)

Theils durch die Biegung der Wörter, theils durch die sogenannten „Formwörter“ werden die Beziehungen ausgedrückt, in welche die Wörter (eigentlich die Begriffe) im Satze zu einander treten. Darauf muß aufmerksam gemacht werden, vor der Hand aber nur nebenbei, bis später die Wortformenlehre genauer und ausführlicher darauf führt. Nur die „Umstände“ schließen sich an die Zeitwörter an, ohne daß dies äußerlich am Umstandsworte bemerklich gemacht wird, z. B.: gern schreiben, laut sprechen, spät kommen, lange schlafen 2c. Dies hebt man jetzt nicht geflissentlich hervor, dagegen weist man darauf hin: Ein „gut“ Sohn — „der“ Vater erfreuen — kann man nicht sagen, warum? Wird es daher auch in anderen Sprachen Bedürfniß sein, die Beziehung der Begriffe auf einander durch irgend Etwas auszudrücken? Geben kahl neben einander gestellte Wörter Gedanken?

So flüchtig hingeworfen nun auch die bisherigen Bemerkungen sein mögen, so werden sie doch, hoffe ich, sattsam in's Licht stellen, daß und warum das Denken aller Menschen nach denselben Gesetzen erfolge, und warum also die Sprache — das Echo des Denkens — als eine Sprachlogik erscheinen müsse. Im Folgenden wird das noch deutlicher zu Tage treten. Die allgemeine Logik, gewöhnlich kurzweg „Logik“ genannt, ist von der so behandelten Sprachlogik nicht wesentlich verschieden. Sie hat es ebenfalls mit Begriffen, mit Urtheilen (Sätzen) zu thun, und die Schlüsse sind nur eine Fortsetzung davon. Auch sie muß sich, wie die Sprachlogik, an die Natur der Dinge (Personen und Sachen) halten, sonst verfällt sie unausbleiblich in Irrthümer, und es giebt daher keine „reine“

Logik, die von der „angewandten" sich abschließen und dieser vorausgehen könnte, wie man diese Unterscheidung häufig in den Lehrbüchern dieser Wissenschaft aufgestellt findet. Es giebt ja kein reines, von den Gegenständen abgewandtes Denken; nicht einmal ein solches Phantasieren giebt es, oder es müßte ein Denken und Phantasieren über Nichts geben. Das reine Denken gleicht einem Essen ohne Speise.

Wird es nun wohl noch nöthig sein, dem Leser ausführlich zu zeigen, wie man den zusammengezogenen und den zusammengesetzten Satz sprachlogisch zu behandeln habe? Ich glaube nicht. Beide Satzarten sind ja ebenfalls erweiterte einfache Sätze, die nur in verschiedener äußerlicher Verbindung und Verwendung auftreten; das innerlich Bestimmende dabei kommt auf wenige Momente zurück, die sich leicht als in aller Welt gleiche aufzeigen lassen. Am Leitfaden von Wurst's Sprachdenklehre, die so reich an veranschaulichenden Beispielen ist*), wird daher diese Aufzeigung keine Schwierig-

*) Sachliche Bildung ist bekannter Maßen noch nicht sprachliche Bildung. Es fehlt nicht an Leuten, welche die Gegenstände ihres Faches, die Sachen ihres Berufes vollkommen klar inne haben, aber nicht im Stande sind, nur zwei Sätze ohne Sprachfehler zu bilden, namentlich wo sie ihr Wissen schriftlich darlegen sollen. Wer auf sprachliche Bildung Anspruch macht, muß in den Grundverhältnissen der Sprache zu Hause sein, muß den Organismus, den Bau, gleichsam das Gebälk der Sprache kennen, muß, mit Einem Worte, von den grammatischen Thatsachen ein klares Bewußtsein haben. Ob er sich dieses Bewußtsein erworben hat an diesem oder jenem sachlichen Inhalte, den die Sprache ihm zugleich vorführte, ist im Ganzen gleichgiltig; gewiß ist aber, daß man in die Grammatik um so leichter eindringt, je weniger zugleich das Bewußtsein von den Sachen in Beschlag genommen wird, die in der Sprache dargestellt und gelehrt werden. Eine Sprachdenklehre für die Jugend darf daher nicht zugleich eine Sachdenklehre sein, sie muß vielmehr ihre Beispiele so wählen, daß sie den Kindern ganz Gewöhnliches, Bekanntes (nur nichts Anstößiges, Unsittliches oder Geschmackloses) vorführen, denn Niemand kann zwei Herren zugleich dienen, Niemand z. B. an physikalischen Wahrheiten, die er sich so eben aneignet, zugleich Grammatik mit Erfolg studiren, und am allerwenigsten darf man der schwachen Jugend solche Doppelaufgabe zumuthen. Was auf der einen Seite gewonnen würde, müßte

keit haben. Zum zusammengezogenen Satze sehn sich alle Völker gedrängt durch das Bedürfniß der Kürze, des höhern, klarern Verständnisses und des Wohllautes. Je näher sich das Gedachte (die Begriffe) an einander schließt, desto mehr klärt

auf der andern verloren gehn. Nichts war daher grund- und verstandloser, Nichts widersinniger, als der so oft laut gewordene Tadel: Wurst's Sprachdenklehre sei ein geistloses Machwerk; statt zusammenhängender Musterstücke, die man der bewußten Auffassung darzubieten habe, führe sie lauter einzelne Beispiele, lauter Zerbröckeltes vor, in welchem die Jugend keine Nahrung finde, denn wenn es z. B. heiße: feuchter Lehmen ist weich, der Hund ist ein Hausthier, die Ziege meckert, und dergleichen, so sei das trivial und könne die Kinder nicht interessiren. Wahr ist nur, daß manche Beispiele in jenem Buche sich zu oft wiederholen, daß eine größere Abwechselung ihres Inhaltes möglich wäre, daß ferner einige wenige (z. B.: das Schwein ist unreinlich) mit edlern vertauscht sein könnten, und daß überhaupt die Anzahl der Beispiele mitunter unnöthig groß ist. Das Interesse der Kinder soll aber in der Sprachstunde gar nicht auf den sachlichen Inhalt, es soll auf die logisch-grammatischen Formen gerichtet werden, in welchen sich die Sprache, als solche, bewegt, denn nur diese Formen, diese überall gleichen Grunderscheinungen sind der Inhalt, auf welchen es beim Sprachunterrichte ankommt. Erst wenn diese Formen klar aufgefaßt und fest angeeignet sind, mag der sachliche Inhalt geistreicher werden, und namentlich die Stylbildung mag dann an einen Inhalte geschehn, der zugleich sachlich zu denken giebt. Auch hierin aber wird man Maß zu halten Ursache haben; denn daß der Styl an geistreichem Inhalte nicht gebildet wird, zeigt das Beispiel vieler Schriftsteller, die bei allem Geistesreichthum eine sehr mangelhafte Darstellung haben (man denke z. B. an Kant). Für die Schule gilt: je geistreicher Anfangs die Sachen, die in den Beispielen liegen, je bestimmter und bewußtvoller sie aufgefaßt werden, je mehr man es auf die Zergliederung großer Ganzen anlegt, desto geistloser die Auffassung des Grammatikalischen, um das es sich handelt, weil das Bewußtsein nicht Doppeltes auf einmal leisten, nicht zwei Herren zugleich dienen kann. Sachkenntnisse zu vermitteln ist darum nicht Aufgabe der Sprachstunde, sondern des übrigen Unterrichts. Die sprachliche Bildung wird überhaupt nicht erworben durch ein Denken in der Sprache, sondern nur durch ein Denken über die Sprache, und wo man sie durch bloße Bildung des Sprachgefühls mittelst Nachahmung, Lectüre 2c. zu befördern sucht, wird sie am mangelhaftesten gedeihen. Des abstracten Regelwerkes bedarf es zum Denken über die Sprache nicht; nur bei der praktischen Handhabung des rein Positiven sind dem Schüler einige Regeln unentbehrlich.

es sich gegenseitig auf (der Satz: die Fische werden mit Angeln und Netzen gefangen — ist deutlicher, als wenn es unzusammengezogen hieße: die Fische werden mit Angeln gefangen, die Fische werden mit Netzen gefangen), und unnöthige Breite verletzt jedes feinere Ohr. Sobald also die Sprachen über die rohesten Anfänge hinaus sind, werden sie auch zusammengezogene Sätze zu bilden anfangen. Nicht minder einfach ist das Bestimmende bei der Bildung der zusammengesetzten Sätze. Diese zerfallen in beigeordnete und untergeordnete. So viel Willkürliches und also Unfestes auch dabei mit unterläuft, so müssen doch alle Völker sich bewußt werden, daß der Inhalt mancher Sätze auf gleicher Rangstufe steht, gleichen Werth hat. Sie werden daher solche Sätze bloß aneinanderreihen (zusammenstellend, entgegenstellend oder einer den andern begründend), und sie werden finden, daß diese Verbindung oft ohne Weiteres geschehen kann, daß dagegen in anderen Fällen sich bestimmte Bindewörter, der vollen Deutlichkeit wegen, erforderlich machen. Manche Sätze haben nicht gleichen Rang, da ja das, worüber die Menschen sprechen, in aller Welt häufig von ungleichem Werthe ist (bald zuverlässiger oder unzuverlässiger, bald dauernder oder vergänglicher, bald nützlicher oder schädlicher, bald erkennbarer oder unerkennbarer, bald erfreulicher oder betrübender 2c.). Hierbei kann es natürlich an Willkürlichkeiten am wenigsten fehlen, indem es häufig auf die Subjectivität des Sprechenden (Schreibenden) ankommt, welchen Werth er einem Satze oder einem Gliede desselben beilegt, aber das Bedürfniß, den minder wichtigen Satz als Nebensatz dem wichtigern als dem Hauptsatze unterzuordnen und dieses Verhältniß mit gewissen Wörtern zu bezeichnen, wird sich überall aufdrängen. Dies gilt vornehmlich von den Sätzen, die als Nebensätze nur grammatische Erweiterungen der fünf Hauptsatzglieder sind, zu welchen Erweiterungen die Wortbeschaffenheit in allen Sprachen Veranlassung giebt, weil die bloße Betonung der Wörter zur Hervorhebung gewisser Begriffe nicht immer ausreicht. Die Eintheilung der Nebensätze in Subjectiv-, Ergänzungs-, Beifüge- und Umstands-

sätze, die jenen Gliedern entspricht, ist daher in allen gebildeten Sprachen, wenn nicht bereits angenommen, doch im Wesen der Sache begründet. Man vergleiche: ein wachsamer Hund bellt = ein Hund, welcher wachsam ist, bellt; das Versprochene mußt du halten = was du versprochen hast, mußt du halten; nach Einbruch der Nacht fing es an zu regnen = nachdem die Nacht eingebrochen war, fing es an zu regnen ꝛc. Die Sprache hat sich im Laufe der Zeit so an diese Nebensätze gewöhnt, daß deren Zurückführung auf bloße Satzglieder häufig gar nicht mehr möglich ist, weil bloße Satzglieder oft gar nicht vorausgegangen waren, sondern das Auszudrückende gleich von vorn herein die Satzform angenommen hat. Wie steif würde es z. B. klingen, wenn man in dem Satze: du mußt mäßig leben, „damit du gesund bleibest" — den Nebensatz dadurch ausdrücken wollte, daß man sagte: du mußt mäßig leben „zum Zwecke des Gesundbleibens"! — Wie steht es aber mit den Prädicativsätzen? Giebt es solche gar nicht? — Sie können der Natur der Sache nach nur selten vorkommen, weil das Prädicat das Hauptglied im Satze ist, das folglich in der Regel nicht wegbleiben kann, wenn der Satz nicht aufhören soll, ein Satz zu sein. Daher kommen sie in der (größeren) Sprachdenklehre von Wurst gar nicht vor, und nur in der „kleineren" deutet er kurz darauf hin. Man nehme das Beispiel: „Gott ist es, welcher die Welt regiert". Wenn Manche behaupten: „welcher die Welt regiert" — sei hier ein Beifügesatz zu „Gott", so ist das offenbar falsch. Ein Beifügesatz würde dieser Satz nur sein, wenn das Subject „Gott" schon ein Prädicat hätte, wenn es z. B. hieße: Gott ist gerecht, welcher die Welt regiert (Gott, welcher die Welt regiert, ist gerecht). Die Formel: „Gott ist es" — ist nur gebraucht, um den Redeaccent auf das Subject zu lenken, denn in dem Satze: Gott regiert die Welt — fällt dieser Accent, der Regel gemäß, auf das Prädicat, namentlich auf dessen Ergänzung oder (in anderen Beispielen) auf den Umstand. Im Sprechen hat man freie Hand, dieses oder jenes Satzglied zu betonen, und der Satz kann daher seine gewöhnliche Wortfolge, bei

welcher das Subject vorangeht, also seine gewöhnliche Form behalten. Anders verhält es sich, wenn ein solcher Satz geschrieben oder gedruckt vorliegt; denn da betont der Leser nicht ohne Weiteres: Gott regiert die Welt; vielmehr wird das nur geschehen, wenn es heißt: Gott ist es, welcher rc., oder wenn die umgekehrte Wortfolge Platz greift, z. B.: es wehen die Winde, es zucken die Blitze, es schalt nicht der Vater, sondern die Mutter rc. Dadurch kommt das wichtigste Wort „an die offenste Stelle“: an die Stelle für die üblichste Betonung. Soll der Leser wissen, daß er in Sätzen von gewöhnlicher Wortfolge, von gewöhnlicher Form das Subject zu betonen habe, so ist dasselbe im Druck gesperrt zu setzen, beim Schreiben zu unterstreichen. Man vergleiche noch die Beispiele: der Bruder war es, welcher kam = der Bruder kam (also nicht die Schwester rc.); die Furcht war es, welche ihn trieb = die Furcht trieb ihn (also nicht die Begierde rc.). Alle Satzglieder können auf diese Weise die Form des Subjectes annehmen, z. B.: es war Sonntag, als ich abreiste = ich reiste am Sonntage ab. U. s. f. Es kommt, wie schon bemerkt, häufig auf die Subjectivität des Sprechenden an, welchen Werth er einem Satzgliede und somit den Sätzen beilegt, die er bildet.

Wir kommen zur Wortformenlehre (Wortlehre).

Fast jedes Wort hat mehrere Bedeutungen (= bezeichnet mehrere Begriffe), und jedes tritt in verschiedene Beziehungen zu andern, d. h. es wird sein Inhalt auf verschiedene Weise mit dem Inhalte anderer zusammengedacht. Welche Bedeutung ein Wort gerade habe, läßt sich nur im Satze erkennen, denn nur hier erscheinen die Wörter zu bestimmten Gedanken verbunden. Betrachtet man jedoch die Wörter für sich, also außerhalb des Satzes, so zeigen sie trotz Allem, was an ihnen wechselt, bestimmte Formen, nach welchen sie sich zu Klassen zusammenordnen, und es ist dies eine Erscheinung, die in allen Sprachen auftritt, indem sie alle dieselben Wörterklassen aufweisen. Es giebt also Grundverhältnisse der Sprache,

die ihren Bestand schon in der Wortform haben. Das Entscheidende dabei ist wieder das Innere: der Inhalt, die Bedeutung (der Begriff) der Wörter, und es fragt sich nun, wie veranschaulicht man den Schülern am besten, warum oder wodurch diese Wörterklassen, und zwar nur diese, in allen Sprachen entstehen müssen. — Vorher noch eine allgemeine Bemerkung für den Lehrer.

Becker und Wurst lehren, es gebe zwei Hauptklassen von Wörtern: solche, die Begriffe ausdrücken, und solche, die nicht Begriffe, sondern nur Beziehungen der Begriffe angeben. Das ist grammatisch genommen wahr, logisch genommen ist es falsch, und eine Sprachdenklehre, die überall das Logische, das Gedachte, den Inhalt der Wörter zum Grunde zu legen hat, darf von einer solchen Unterscheidung wenigstens nicht ausgehn. Am allerwenigsten darf sie mit Becker behaupten, die Wörter für die Beziehungen hätten „als solche keinen Inhalt.“ Sie hat vielmehr daran festzuhalten, daß alle Wörter in allen Sprachen Begriffe, d. i. allgemeine Vorstellungen ausdrücken, sonst würden die Wörter zum Theil Zeichen sein, die Nichts bezeichneten, und des Nichts wegen bildet Niemand Wörter. Nur die Eigennamen bezeichnen keine Begriffe, sondern Anschauungen, deren Inhalt aber nicht ärmer, sondern reicher ist, als der Inhalt der Begriffe. Eben so hat die Sprachdenklehre im Auge zu behalten, daß auch die Biegungen der Wörter auf Begriffen (Beziehungsbegriffen) beruhn, daß also jede Biegungsendung ihre Bedeutung, ihren besonderen Begriff (nicht selten mehrere) hat, woraus allein sich erklärt, daß die eine Sprache durch Endungen ausdrücken kann, was die andere durch Wörter ausdrückt (man denke z. B. an den lateinischen Ablativ). Ja selbst innerhalb jeder Sprache kommt dieses Wechselverhältniß vor, und unter den verschiedenen Sprachen tritt es nur in größerem oder geringerem Umfange auf. — Die Wörter der Sprache zerfallen allerdings in zwei Hauptklassen, das heißt aber: in solche Wörter, die Hauptbegriffe, und in solche, die Neben- oder Beziehungsbegriffe ausdrücken; nur durch diese Eintheilung wird man dem Logischen

der Sprache gerecht. Es stehn also Biegungsendungen und gewisse Nebenwörter einander der Bedeutung nach gleich; z. B.: die Rinde des Holzes, die Rinde „am" Holze. Durch beide werden die Hauptbegriffe zu Gedanken oder zu Theilen von Gedanken geformt, und zugleich bezeichnen sie die Art und Weise, die Form, wie jene Begriffe theils auf einander, theils auf den Sprechenden bezogen, wie also die Gedanken gegeben sind. Sonach rechtfertiget sich der Titel „Formwörter", den Becker jenen Nebenwörtern beigelegt hat; und übersieht man dabei nicht, daß die Formwörter eigentlich nur die Stellvertreter fehlender Biegungsendungen sind, so ist gegen die Eintheilung der Wörter in Begriffs- und Formwörter, woran sich Mager so sehr stieß, Nichts einzuwenden. Grammatisch genommen ist diese Eintheilung sogar sehr bequem, aber auf Hauptbegriffe und Neben- oder Beziehungsbegriffe muß jede Erscheinung in der Sprache zurückgeführt werden. Bloß die unbedeutsamen Endungen, deren es in allen Sprachen einige giebt, zeigen keine Begriffe, weil eben Nichts, an, z. B.: Fink, Finke, Fehl, Fehler, ꝛc. Uebrigens sind die Nebenbegriffe höhere, allgemeinere, als die Hauptbegriffe, und sie drücken darum Minderbestimmtes aus, als diese. Man vergleiche etwa die Begriffe: aus, zu, bei, von, mit, her, hin ꝛc. — mit den Begriffen: Mensch, Thier, Brot, Wein, Milch, Stein, Vogel, Fisch, Haus ꝛc. Dies kann nicht anders sein, da die Beziehungen nur das Generellste, Allgemeinste sind, was sich an den Begriffen bestimmen läßt, oder man würde den Inhalt der Begriffe alteriren, sie zu anderen Begriffen machen. — Noch dürfte vielleicht die Bemerkung von Nutzen sein, daß die Ausdrücke: Inhalt eines Begriffes, und: Inhalt eines Wortes — gewöhnlich Dasselbe besagen, daß aber beiden Ausdrücken nicht das Gleiche gegenüber steht. Dem Inhalt eines Begriffes steht der Umfang des Begriffes (desselben Begriffes) gegenüber, dem Inhalte des Wortes das leere Wort, d. h. das Wort, bei welchem ich Nichts oder nichts Klares und Bestimmtes denke, wie bei den Wörtern einer mir fremden Sprache. Da indeß die Ausdrücke: Bedeutung, Inhalt, Begriff eines Wortes

gemeinhin Gleiches bezeichnen, so wird der Inhalt eines „Wortes“ auch an den Umfang dieses Inhaltes erinnern können, d. h. an den Umfang des Begriffes, der im Worte liegt. Man wolle diese Bemerkung beim Lesen des Folgenden nicht außer Acht lassen.*)

Treten wir nun der Frage: wie veranschaulicht man den Schülern am besten die Grunderscheinungen bei den Wörterklassen? näher, so können wir meist dem Gange folgen, den Wurst im zweiten Theile seiner Sprachdenklehre (in der „Wortlehre“) genommen hat. Wir brauchen das, was er hier sagt, nur mehr zu verinnerlichen, d. h. nach seinem logischen Gehalte aufzuweisen, brauchen es nur bisweilen anders zu ordnen, und wir werden sicherlich zum Ziele kommen. In §. 43 (der zweiten Auflage) klassificirt er die Begriffswörter ganz richtig als Dingwörter, Eigenschaftswörter und Zeitwörter, und da bleibt nur noch die Frage aufzuwerfen: haben alle Sprachen diese Wörterklassen für die Hauptbegriffe? machen mithin diese Klassen Grunderscheinungen der Sprache aus? Die bejahende Antwort der Schüler kann nicht ausbleiben, wenn man sie darauf führt, daß der Kern des menschlichen Denkens sich in der ganzen Welt nur um Dreierlei bewegen kann: 1) um die Dinge (Personen und Sachen), die in der Welt sind, 2) um die Eigenschaften oder Beschaffenheiten der Dinge, d. i. um das, wie die Dinge sind, und 3) um das, was die Dinge thun oder was an ihnen geschieht, wie solches Wurst schon in §. 2 erläutert hat. — Denket einmal, liebe Schüler, über Nichts, und saget mir dann,

*) Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man den Schülern über den bildlichen Ausdruck: „Umfang“ eines Begriffes — am sichersten Licht giebt, wenn man sie fleißig auf Folgendes hinweist. Die Anschauung mit ihrem Inhalte ist nur Eine Vorstellung; der Begriff mit seinem Inhalte ist auch nur Eine Vorstellung, aber der Umfang des Begriffes ist die ganze Menge, die Gesammtheit derjenigen Vorstellungen, auf welche der Begriff paßt. Folglich sind z. B. die Vorstellungen: Kiefer, Fichte, Tanne, Linde, Birke, Erle, Ulme, Esche, Birnbaum, Apfelbaum 2c. der Umfang des Begriffes „Baum“; die Vorstellungen: Hecht, Forelle, Karpfen, Schleie, Aal, Weißfisch 2c. sind der Umfang des Begriffes „Fisch“. U. s. w.

was ihr darüber gedacht habt. „Das geht nicht, wir können nur über Etwas (über einen Gegenstand) denken". Nun, die Gespenster sind Gegenstände, denket über ein Gespenst. „Gespenster giebt es nicht". Ueber eine Hexe! „Auch Hexen giebt es nicht". Ueber die Göttin Juno! Das war auch nur eine Einbildung, denn es giebt weder Götter noch Göttinnen". Man hat aber ehemals viel über solche Gegenstände gedacht. „Dieses Denken konnte nur falsch sein, nur in Irrthümern bestehn", — gerade so, wie das Denken über Gespenster und Hexen. Ihr wollt also nur über das Denken, was es giebt, was wirklich ist, damit ihr richtig denket. Ganz schön! Denket über das Innere der Sonne! „Das geht auch nicht, denn wir kennen es nicht". Mithin läßt sich richtig nur über das denken, was existirt und was man kennt. Leider sind die Menschen in diesem Punkte nicht sehr sorgsam, sie bilden sich Gedanken auch über das, was sie nicht kennen, ja was gar nicht existirt, aber auf ein Etwas, auf einen Gegenstand geht ihr Denken immer. So ist es wenigstens bei uns Deutschen, und gewiß habt ihr euch nur diese vergegenwärtiget, als ihr zugestandet: die Menschen denken stets über Etwas. Bei den Türken ist es ganz anders; die Gegenstände ihres Denkens sind lauter Nichtse; Personen und Sachen, die wir unter dem Namen „Dinge" (Gegenstände) begreifen, sind zu ihrem Denken nicht erforderlich, das ist nur bei uns der Fall. „Nein, nein!" rufen hier die Schüler, „auch die Türken müssen über Dinge denken, seien es wirkliche oder auch nur eingebildete, oder sie können gar nicht denken". Was für Wörter werden das nun sein, mit welchen sie die Dinge in ihrer Sprache bezeichnen? „Dingwörter", — also wie bei uns. Nennet mir einige solche im Deutschen. „Baum, Haus, Dorf, Feld, Garten, Tisch, Pferd" rc. Das waren Wörter für Sachen; nennet einige für Personen. „Friedrich, Johann, Caroline, Anna, Luther, Napoleon", rc. Das Pferd heißt lateinisch equus; was für ein Wort wird das nun auch im Lateinischen sein? Die Griechen sagen aber dafür hippos, das kann daher wohl kein Dingwort sein? — U. s. f. Warum müssen nun alle Spra-

chen Dingwörter haben? Weil das Denken in der ganzen Welt vor Allem auf Dinge gerichtet sein muß; denn wo es keine Dinge gäbe, würde das Denken ganz unmöglich sein, und nicht einmal von eingebildeten Dingen könnten sich dann die Menschen Vorstellungen machen. Das Eingebildete stammt ja immer von dem her, was wir wirklich wahrgenommen haben; es ist nur eine falsche Anwendung davon, z. B.: Hyppogryph (geflügeltes Pferd, Musenroß).

Wenn ich einen Stein finde und sage: „Das ist ein Stein", so habe ich bloß angegeben, zu welcher Gattung von Dingen das Gefundene gehört: eben zu den Steinen, und damit ist sein Wesen nur im Allgemeinen bezeichnet. Ich kann mir aber auch vorstellen, wie der Stein ist: groß, hart, schwer, grau ꝛc., und das sind bestimmte Eigenschaften an ihm. Wie werdet ihr nun die Wörter: groß, hart ꝛc. nennen müssen? „Eigenschaftswörter". Aber die Italiener können in ihrer Sprache keine Eigenschaftswörter haben, denn die Steine haben in Italien keine Eigenschaften, wie überhaupt nur in Deutschland die Dinge Eigenschaften besitzen, nicht wahr?

Bei uns in Deutschland thun die Dinge auch Etwas oder es geschieht Etwas an ihnen, z. B.: das Wasser quillt, das Wasser wird getrunken, der Baum wächst, der Baum wird gefällt ꝛc. — Daß dies nun in der ganzen Welt so sei und wie deshalb in allen Sprachen Thätigkeitswörter (Zeitwörter) vorkommen müssen, wird auch den schwächsten Schülern begreiflich, wenn man sie auf ähnliche Weise, wie beim Vorigen, darauf führt. Die Sache ist überhaupt in Betreff der Wörter, welche die Hauptbegriffe ausdrücken, so einfach und liegt so nahe, daß man sich wundern muß, wie die Grammatiken früher so gar keine Rücksicht auf diese allgemein-gleichen oder Grund-Erscheinungen genommen haben. Wenigstens die methodischen „Lehrgänge" für den Sprachunterricht hätten das thun können und sollen. Daß die Schüler nicht von selbst darauf kommen, lehrt die Erfahrung überall. Es regt sich in ihnen höchstens ein dunkles Ahnen, und das ist kein eigentliches, wahres Denken.

Werden nun die Wörter und Formen, die zur Bezeichnung

der Neben- oder Beziehungsbegriffe dienen, etwa Noth machen? Allerdings, wenn man nämlich nicht anschaulicher und gründlicher darauf hinführt, als solches meistens zu geschehen pflegt. Es muß, scheint mir, vor Allem klar gemacht werden, daß die Biegungsendungen der Wörter wirklich auch Begriffe ausdrücken, daß dies aber nur Neben- oder Beziehungsbegriffe sind, und daß keine Sprache so viel Biegungsendungen haben kann, um alle Nebenbegriffe damit zu bezeichnen, daß darum jede auch zu Formwörtern greifen muß. Diese Einsicht, glaube ich, läßt sich auf folgende Weise erzielen.*)

Hier habe ich, meine Schüler, folgende Dingwörter an die Wandtafel geschrieben:

„das Haus, die Häuser; der Baum, die Bäume; der Mensch, die Menschen".

„Das Haus" nennt man die Einzahl (den Singular), „die Häuser" die Mehrzahl (den Plural) des Wortes, oder dort steht das Wort in der Einheit, hier in der Mehrheit. Hätte ich den Artikel (der, die, das) weggelassen, so würde der Sinn (der Inhalt) der Dingwörter ganz derselbe geblieben sein; denn „Haus" würde nur Ein Haus, „Häuser" dagegen mehrere, aber doch nur Dinge derselben Art bedeuten, und so würde es auch bei den übrigen Dingwörtern sein. Der Artikel ist also ein Nebenwort, welches auf den Inhalt der Dingbegriffe keinen verändernden Einfluß ausübt, wogegen eine solche Veränderung sofort eintritt, wenn ich sage: hölzernes Haus, steinernes Haus, schwarzer Mensch, weißer Mensch, junger Baum, alter Baum,

*) Ich finde nöthig zu bemerken, daß das Folgende eben so wenig, wie das Bisherige, ein eigentlicher Lehrgang ist; ich gebe bloß Aphorismen, dränge aber, um kurz zu sein, Alles zusammen, was bei einem Punkte sich anknüpfen läßt. Meine Meinung ist nicht, daß Alles und Jedes, was ich gebe, beim wirklichen Unterricht sofort in dieser Reihenfolge angebracht werden müsse. Der Unterricht hat daraus Pensen zu bilden, die einander vorbereiten, und wenn er das thut, wird manche scheinbare Schwierigkeit verschwinden. Ueberladung ist immer zu vermeiden.

rothe Blume, weiße Blume 2c., also Eigenschaftswörter*) vor die Dingwörter setze. Es fragt sich, ob es noch andere Wörter giebt, welche, wie der Artikel, ohne Einfluß auf den Inhalt der Dingwörter bleiben. Vergleichet: der Baum, dieser Baum, jener Baum, jeder Baum, oder (im Plurale): einige Bäume, etliche, mehrere, manche, wenige, viele, alle, sämmtliche 2c. Bäume, Blumen 2c. Nur die Anzahl, die Menge derjenigen Gegenstände, auf welche ein Dingwort sich bezieht, ist durch solche Nebenwörter anders bestimmt, d. h. es ist das bestimmt worden, was man den Umfang eines Begriffes nennt; der Inhalt der Begriffe hat dadurch keine Veränderung erfahren. Was diese Nebenwörter zum Theil sonst noch anzeigen, werden wir bald in's Auge zu fassen Gelegenheit haben. — Ihr seht also, womit es der Singular und Plural der Wörter zu thun hat: nicht mit dem Inhalte, sondern bloß mit dem Umfange der Begriffe, und Gleiches gilt von allen den Wörtern, welche als Nebenwörter den Umfang näher bestimmen. Bei dem Singular „Haus" („das Haus") kann ich allerdings an alle Häuser denken, z. B. wenn es heißt: das Haus ist ein Bauwerk, denn da meint man: jedes Haus ist ein Bauwerk, oder alle Häuser sind Bauwerke. Vergleichet noch: der Baum ist ein Gewächs, der Mensch ist sterblich, der Hecht ist ein Fisch 2c. In der Regel bezeichnet aber der Singular den Umfang der Begriffe als den engsten, d. h. so, daß bloß an Ein Ding aus einer gewissen Gattung derselben zu denken ist, und treten die Wörter: dieser (der), jener, derselbe, ein solcher 2c. im Singular vor ein Dingwort, so ist auch nur auf Ein Ding hingewiesen; es soll dieses Ding wohl von Dingen der nämlichen Gattung unterschieden werden, aber dem Inhalte nach bleibt es ganz dasselbe Ding. Man sagt dann auch mit Recht: es ist eine Anschauung, ein Einzelding

*) Wenn man ehemals die Eigenschaftswörter „Beiwörter" nannte, so erhellet, welche unbestimmte und darum unpassende Bezeichnung das war. Aber auch den Titel „Nebenwort" würde dieser Vorwurf treffen, wenn man ihn nicht in der Art näher bestimmte, wie es im Obigen geschieht und geschehen muß.

auf solche Weise bezeichnet. Der weiteste Umfang eines Begriffes ist angegeben, wenn ich sage: alle Menschen, sämmtliche Blumen, die ganze Heerde. Nur wo der Zusammenhang der Rede diese entgegengesetztesten Größen des Umfanges von selbst an die Hand giebt, können die bestimmenden Nebenwörter wegfallen, z. B.: der Mond wechselt, die Sonne scheint, der Schüler soll fleißig sein (= die Schüler [alle] sollen fleißig sein). Häufig ist der Umfang eines Begriffes als ein theilweiser zu bezeichnen, weil die Dinge, die unter diesen Begriff gehören, nur in einer größeren oder geringeren Anzahl, aber nicht als alle vom Hörer (Leser) gedacht werden sollen, und dann würde man natürlich sehr undeutlich sich ausdrücken, wenn man diesen Theil des Umfanges nicht angäbe. Man setzt also hier vor das betreffende Dingwort die unbestimmten Zahlwörter: einige, etliche, manche, wenige, viele rc., z. B.: „manche" Bäume, „viele" Menschen rc. Soll der theilweise Umfang eines Begriffes bestimmt angegeben werden, so geschieht das durch die bestimmten Zahlwörter: zwei, drei, zehn, zwanzig rc. Im Deutschen giebt es nun Wörter, die in der Grundform des Singulars und Plurals gleich lauten, z. B.: Rahmen, Kuchen, Gärtner, Messer, Löffel (der Rahmen, die Rahmen, der Schlüssel, die Schlüssel) rc., und wo sie daher ohne Artikel stehen, kann nur der Zusammenhang der Rede bestimmen, ob sie die Einzahl oder Mehrzahl bezeichnen, z. B.: Rechen ist ein Wirthschaftsgeräth, Rechen sind Wirthschaftsgeräthe; manches Messer ist scharf, manche Messer sind scharf rc. Eben so gebrauchen wir in etlichen Fällen den Singular, wo man den Plural erwarten sollte, z. B.: 9 „Pfund" Fleisch, 6 „Loth" Kaffee, 8 „Fuß" Breite, statt: 9 Pfunde, 6 Lothe rc. Dies erklärt sich jedoch dadurch, daß der Singular in solchen Fällen ein Maß (und dies ist immer eine feststehende Einheit) angeben soll. Uebrigens wissen wir schon, daß die Sprache gar sehr auf Sparsamkeit und Kürze hinstrebt, und darum wirft sie die Endungen, wo es geht, ab, was die neueren Sprachen im Fortgange der Zeit immer mehr gethan haben. Hätte dies können ganz durchgeführt werden, so würden

wir jetzt sagen: Stein sind hart, Mensch sind sterblich, Kind weinen oft 2c. Ihr fühlet aber wohl Alle, daß dies nicht geht, weil nicht nur Mißklang, sondern auch Zweideutigkeit und Mißverständnisse dadurch entstehen würden. Wie übel würde es lauten, wenn man sagte: es quaken Frosch (oder der Frosch), es naschen Katze (oder die Katze) 2c., und welche Uebestimmtheit und Dunkelheit würde dadurch in die Rede kommen! Mit dem unveränderten Singular können wir also, das seht ihr, nur selten den Plural bezeichnen, und in anderen Sprachen wird dies eben so selten angehen. Oder wären Einheit und Mehrheit irgendwo Dasselbe?

Der Singular ist nun die ursprüngliche Form eines (Ding=) Wortes und bezeichnet in der Regel die Einheit; soll ein Wort die Mehrheit ausdrücken, so verändert man es an seinem Ausgange, und man nennt diese Formveränderung die Biegung (Declination) eines Wortes. An den angeschriebenen Dingwörtern seht ihr, daß diese Biegungsendungen verschieden lauten können: er, e, en; aber was sie anzeigen, ist hier immer die Mehrheit. Wie nun „Eins" (Einheit) ein Begriff ist, so ist auch „mehrere" (Mehrheit) ein Begriff, und wodurch ist dieser Begriff ausgedrückt, wenn z. B. gesagt wird: es giebt Mohren — etwa durch ein Wort? „Nein, durch eine Biegungsendung," durch die Endung: en. Es ist folglich zu dem Hauptbegriffe: Mohr — ein Nebenbegriff: „mehrere" — getreten, aber ein Wort war zur Bezeichnung desselben nicht erforderlich, es reichte die bloße Biegungsendung dazu hin. Wenn ihr aber die Sache genau überlegt, so werdet ihr finden, daß die Mehrheit, welche durch „en" ausgedrückt wurde, die allerunbestimmteste ist, die es geben kann. Oder besagt „Mohren" ganz dasselbe, wie „mehrere" Mohren, oder wie „viele", „wenige", „etliche", „manche", „einige" Mohren? Gewiß nicht. So unbestimmt auch die eben genannten Zahlwörter sind, „Mohren" ist noch viel unbestimmter, bezeichnet eine Menge auf viel allgemeinere Weise. Es kann daher die Pluralendung durch kein Wort haarscharf ersetzt werden, und dies ist der Hauptgrund, warum die Pluralform in keiner Sprache

entbehrt werden kann; denn alle Menschen bedürfen und haben den Begriff: „unbestimmte Menge", und dieser kann kurz und bequem nur durch eine Endung bezeichnet werden, die an weiter gar nichts, als eben an „unbestimmte Menge" erinnert. Natürlich will und muß man diese unbestimmte Mehrheit oft einschränken, wenn und wo dem Hörer (Leser) eine bestimmtere Anzahl von Dingen zu nennen ist; kann dies auch durch eine Biegungsendung geschehen? Versucht es einmal. Ihr wollt z. B. sagen: zwei Häuser, drei Häuser, vier Häuser; wie werden die Endungen lauten, durch welche ihr diese bestimmten Mehrheiten ausdrücken könntet? „Wir haben keine." Nun, ich will euch einige aus dem Vorrathe, den unsere Sprache an Endungen hat, vorschlagen. Sprechet: Häuserling, Häuserbar, Häusersam 2c. Häuserling heißt: zwei Häuser, Häuserbar: drei Häuser u. s. f. — Die Schüler lachen, sie finden sich überzeugt: das geht nicht, man muß hier zu Wörtern greifen, wie überall, wo die Endungen fehlen. Gesetzt, daß man ihnen noch zeigt: es giebt Sprachen, welche die Zweiheit durch eine Endung ausdrücken können (Dual im Hebräischen, Griechischen, Wendischen 2c.), so geben sie doch nie zu, daß man die Millionen von bestimmten Zahlen, die es giebt, durch lauter Endungen bezeichnen könnte, da hierzu Millionen von Endungen (wie wären diese möglich?) gehören würden. Leon heißt griechisch: ein Löwe, leontes: die Löwen, leonte: zwei Löwen. Daß hier e gleich ist: zwei — das begreifen die Schüler recht wohl; sie sehen auch ein, daß die deutschen Endungen: er, e, en — gleich stehen dem Worte: „mehrere" (Menge), aber sie finden und fanden schon vorher, daß nicht einmal die unbestimmten Zahlbegriffe: einige, viele, wenige 2c. sich durch Biegungsendungen ersetzen lassen. Genug, der Plural hat es mit dem Umfange der Begriffe zu thun; er erweitert denselben, aber so, daß er ihn als eine unbestimmte Menge angiebt.

Jetzt fraget Euch wieder: wird der Begriff „Mensch" seinem Inhalte nach verändert, wenn ich sage: drei Menschen zehn Menschen, hundert Menschen? „Nein!" Daraus seht

ihr von Neuem, was Nebenbegriffe sind. Diesen Begriffen ist es wesentlich, daß sie den Inhalt der Hauptbegriffe unverändert lassen; sie geben nur Etwas an, was die Hauptbegriffe zum Sprechenden oder zu andern Begriffen in Beziehung setzt, sie mit diesen zusammendenken heißt, und deshalb werden die Nebenbegriffe auch Beziehungsbegriffe genannt. Ausgedrückt werden sie theils durch Biegungsendungen, theils durch besondere Wörter, wie ihr bereits an den Zahlwörtern gesehen habt, und zunächst merkt euch nun: jede Pluralendung drückt nicht nur den Umfang des Begriffes als einen unbestimmten aus, sondern auch eine Beziehung desselben Begriffes auf den Sprechenden. Nur davon, wie der Sprechende sich die Dinge in Hinsicht auf Menge vorstellt, hängt es ab, ob der Singular oder Plural gebraucht, und ob der Plural durch diese oder jene Zahlwörter näher bestimmt wird. Dies könnt ihr sonnenklar daraus ersehen, daß die Sprechenden oft mit einander streiten, ob es in einem gewissen Falle heißen solle: das ist viel, oder das ist wenig, und wo der Eine vielleicht sagt: dort stehen 10 Bäume, spricht der Andere, es sind ihrer 11, bis sie sich durch genaues Zählen von der wirklichen Menge überzeugen. Ob ferner Jemand sagt: der Baum blüht, oder: die Bäume blühen, das hängt eben von ihm, dem Sprechenden, ab, nämlich da, wo bloß überhaupt vom Blühen der Bäume die Rede ist. — Was wir bis jetzt sagten, gilt zunächst von den Endungen, wie sie im ersten Biegungsfalle des Plurals (des Nominativs) vorkommen. Außer diesen Endungen giebt es nun noch andere Endungen, die nicht zunächst auf den Sprechenden, sondern zuvörderst auf einen anderen Begriff hinweisen, wie ich kurz vorher sagte. Nehmet das Beispiel: der Vogel des Waldes. „Wald" soll hier mit Vogel zusammengedacht, auf diesen Begriff „bezogen" werden, darum wurde das Wort gebogen (Wald — es), und diese Biegungsendung drückt alsoeine Beziehung der beiden Begriffe auf einander aus. Durch die bloße Nebeneinanderstellung: Vogel, Wald — hätte der Hörende nicht vermocht werden können, beide Begriffe zusammenzudenken, er mußte dazu durch einen Neben-

begriff, der hier als vermittelnder Begriff (wie eigentlich alle Nebenbegriffe) wirkt, veranlaßt werden, und dieser Begriff liegt eben in der Biegungsendung: „es“ (des Waldes). Haben hierdurch die Hauptbegriffe Vogel und Wald irgend eine Veränderung ihres Inhaltes erfahren? „Nein!“ Vogel bleibt Vogel und Wald bleibt Wald, und eben so wäre es, wenn ihr dafür gesagt: der Vogel „im“ Walde, also die Beziehung durch ein Wort ausgedrückt hättet. Vergleichet noch: die Frucht des Baumes, die Frucht „am“ Baume, die Blume des Feldes, die Blume „auf dem“ Felde, der Baum des Gartens, der Baum „im“ Garten rc. Wir sehen also, daß Nebenwörter und Biegungsendungen gleiche Dienste thun, daß sie folglich einander vertreten können. Dies kommt gar häufig vor, besonders wo das Prädicat des Satzes ein Eigenschafts- oder ein Dingwort ist. In diesem Falle kann es nämlich nicht gebogen werden, und man muß hier die Beziehung des einen Begriffes auf den andern (die aussagende, prädicative Beziehung) durch ein Wort, das Hilfszeitwort „sein“, angeben. Wir können nicht sagen: das Papier weißet, der Mond vollet, und dergleichen, es muß heißen: das Papier „ist“ weiß, der Mond „ist“ voll. Eben so kann nicht gesagt werden: die Musik kunstet, die Forellen fischen rc.; wir müssen sagen: die Musik „ist“ eine Kunst, die Forellen „sind“ Fische. Nur bei Dichtern kommen die Redensarten vor: der Himmel blauet, statt: ist blau, der Morgen dunkelt noch, statt: ist noch dunkel, und dergleichen, und wie man hieraus ersieht, daß das Zeichen für den Beziehungsbegriff bald „et“, bald „ist“ sein kann, so zeigen dies auch andere Beispiele: der Vater zürnet = der Vater ist zornig, der Bruder kränkelt = der Bruder ist kränklich, des Greises Hand zittert = ist zittrig rc. Nebenbei merkt euch: die drei Wörter: sein, haben, werden — welche jetzt gewöhnlich Beziehungs- oder Nebenbegriffe ausdrücken, sind ursprünglich für Hauptbegriffe gebildet, und sie bezeichnen solche auch jetzt noch oftmals. Sein = existiren und sich aufhalten (Gott ist, Karl ist heute in Leipzig). Haben = besitzen (sie haben Geld, ihr habt eine Wohnung). Werden = entstehen, anfangen,

eintreten; ferner: in einen andern Zustand übergehen, sich umändern (es wird Winter, es wird Ernst, es wird Krieg 2c.; er wurde krank, der Lehrling wird Geselle, die Raupe wird zu einem Schmetterling). Wenn es dagegen heißt: wir haben gegessen, sie hatten gesungen, so ist mit „haben" bloß die Vergangenheit bezeichnet, und wenn man sagt: ich werde kommen, ihr werdet geschlagen, so drückt „werden" bloß entweder die Zukunft oder die Leideform des Zeitworts aus. Folglich sind hier Wörter für Hauptbegriffe zu Wörtern für Nebenbegriffe abgeschwächt worden, und sie stehen dann ganz den Biegungsendungen gleich, wie wir bald näher sehn werden. Betrachtet noch: Gotte vertrauen, „auf" Gott vertrauen, Hungers sterben, „vor" Hunger sterben, sich einer Wohlthat freuen, sich „über" eine Wohlthat freuen, die Einwohner Berlins, die Einwohner „von" Berlin u. s. w. Es giebt Endungen, welche den Inhalt des Begriffes verändern, z. B.: Dank, dankbar, Herr, herrlich, Muth, muthig, finster, Finsterniß, lang, langsam 2c. Das sind aber nicht Biegungs- sondern Ableitungsendungen, von welchen wir später sprechen werden.

Jetzt fasset zusammen, was ihr bisher gelernt habt. 1) Es giebt in allen Sprachen Hauptbegriffe und Neben- oder Beziehungsbegriffe. 2) Die letzteren können sowohl durch Biegungsendungen, als auch durch besondere Wörter bezeichnet werden. 3) Keine Sprache hat so viel Biegungsendungen, daß sie alle Beziehungen (Nebenbegriffe) dadurch ausdrücken könnte, wie bereits die Zahlbeziehungen gezeigt haben. Jede muß darum Wörter zu Hilfe nehmen, welche die fehlenden Biegungsendungen vertreten. — Auf beiderlei Weise werden die Hauptbegriffe zu Gedanken, wenigstens zu Gedankentheilen, und zwar in verschiedener Form, auf verschiedene Weise gestaltet, und darum nennt man die Beziehungswörter auch „Formwörter". Begriffswörter und Formwörter in ihrer gegenseitigen Bedingtheit bilden also eine Grunderscheinung der Sprache.

Daß die Beziehungen vollkommener durch Wörter, als durch bloße Endungen bezeichnet werden, habt ihr wohl schon leise bemerkt, es wird aber im Folgenden noch deutlicher her-

vortreten. Eben so haltet daran fest, daß der bestimmte Artikel: der, die, das — nur den Werth einer Biegungsendung hat. Die deutschen Dingwörter weiblichen Geschlechts könnten wohl eine Pluralendung empfangen, weiter aber gar nicht gebogen werden, wenn dieser Artikel nicht wäre, z. B.: die Frau, der Frau; die Frauen, der Frauen, den Frauen; die Blume, der Blume 2c. Gleiches gilt von dem unbestimmten Artikel: ein, eine, ein — hinsichtlich des Singulars, und es giebt Sprachen, wo die Biegung der Dingwörter vornehmlich durch den veränderten Artikel oder durch sonstige Formwörter bewirkt wird.

In Schulen, wo auch die lateinische und sonstige fremde Sprachen getrieben werden, lassen sich solche und ähnliche (äußerlich positive) Dinge doppelt gut nach ihrem innern Gehalte anschaulich machen, und namentlich der lateinische Ablativ bietet zur Erläuterung des Gleichstehns von Biegungsendungen und Formwörtern vortreffliche Gelegenheit. Ich habe hiervon während meiner Gymnasial- und Universitätszeit nie etwas Bestimmtes gehört, denn damals kannte man diese sprachlichen Verhältnisse noch fast gar nicht. Sollte man sie auch jetzt noch ignoriren? Sollte man zum alten Mechanismus zurückkehren?

Für die übrigen Casus der Declination, deren Form, Bedeutung, Gebrauch und Benennung, für das Geschlecht der Dingwörter, die Arten der Zeitwörter 2c. verweise ich auf Wurst's „Theoretisch-praktische Anleitung zum Gebrauch der Sprachdenklehre", so wie auf Becker's „Schulgrammatik der deutschen Sprache", wo hinlängliche Auskunft darüber zu finden ist. Daß und wie man Manches bei der Biegung bestimmter auf die allgemein-menschliche Sprachlogik zurückzuführen habe, als es in jenen Werken geschehn ist, wird sich nach den gegebenen Andeutungen wohl von selbst herausstellen, doch will ich auf Einiges aufmerksam machen.

Da sich bei der Biegung der Wörter Alles um die Beziehung der Begriffe, um ihr Zusammengedachtwerden dreht, so ist die Hauptfrage: wie nahe stehn einander gewisse Begriffe und in welchem Grade nothwendig ist daher eine Beziehung?

In Betreff dieser Frage muß man zunächst die Zeitwörter in's Auge fassen. Sie zerfallen in zwei Hauptklassen: in solche, die eine wesentlich nothwendige Einschränkung ihres Umfanges und somit eine eben so nothwendige Erweiterung ihres Inhaltes erfordern, und in solche, bei welchen entweder jede Erweiterung und Einschränkung wegfällt oder Beides nur zufällig nöthig wird. Recht passende Namen hat man für diese Zeitwörterklassen nicht; jene nennt man am besten objective, diese subjective, obgleich letztere oftmals auch Objecte erfordern. Die streng objectiven heißen auch transitive; die subjectiven sind soweit völlig intransitive (unübergängliche), wieweit sie gar keiner nähern Bestimmung bedürfen. Mit den transitiven (übergänglichen) verhält es sich so. Man kann sich kein Kaufen, Nehmen, Tragen, Geben rc. denken ohne ein Etwas, das gekauft, genommen, getragen, gegeben rc. wird, auf welches also die Thätigkeit übergeht, mag auch dieses Etwas nicht immer ausdrücklich genannt sein; dagegen fällt bei: weinen, springen, fallen, dienen, scheinen rc. die Nothwendigkeit einer steten nähern Bestimmung weg. Wenn bei Wörtern der letzteren Art (bei den intransitiven) eine Bestimmung eintritt, so pflegt sie gern im Dativ zu stehn (das geziemt „dem Alter", er dient „dem Vaterlande", er trotzt „dem Tode", sie widerstand „der Verführung" rc.), oder sie pflegt so ausgedrückt zu sein, daß sie der im Dativ stehenden gleich gelten kann („vom Lehrer" gelobt werden, sich „mit der Schwester" versöhnen, „für Jemanden" sorgen, „auf den Vortrag" achten, „wider Jemanden" auftreten rc.). Daß diese Bestimmung aber nicht, wie jene bei den transitiven Zeitwörtern, eine wesentliche ist, springt in die Augen; sie ist vielmehr in gleicher Art zufällig, wie die Umstände bei den Wörtern: fallen, weinen, klagen (er fällt von der Bank, er weint aus Aerger, er klagt bitterlich), denn wir sagen auch: er fällt, er weint, er klagt, und so kahl gebrauchen wir die intransitiven Zeitwörter überhaupt meistens. Wenn nun Wurst mit Becker den Dativ „Personencasus" und das, was in ihm steht, oder was sonst als dem Dativ entsprechend gilt, „Personenergänzung"

nennt in der Meinung, es sei damit etwas Eigenthümliches, von den Einschränkungen durch die sogenannten „Umstände" wesentlich Verschiedenes bezeichnet, so läßt sich das nicht halten. Bei beiden Männern ist freilich von Umfangseinschränkungen gar nicht, sondern nur von „Ergänzungen"*) und „Bestimmungen", welche letztere etwas Anderes, als die Ergänzungen des Inhaltes sein sollen, die Rede. Wo, wie oftmals bei den transitiven Zeitwörtern, sich mehrere Bestimmungen zur Umfangsbeschränkung erforderlich machen, unterscheidet man sie am besten bloß als nähere und entferntere Objecte — ein Titel, der früher vielfach üblich war und genügenden Anhalt giebt. Das nächste Object bei diesen Verben ist das sogenannte leidende, das immer im Accusativ steht, während die entfernteren einen andern Casus, oft mit einer Präposition (er schickte das Buch „mit dem Boten", er bestimmte mich „zum Aufseher"), einnehmen, oder auch gar nicht zur Erwähnung gelangen. „Er schreibt einen Brief." Wem oder an wen? wozu? 2c. will und braucht man nicht immer zu wissen. Vergleicht man die Redensarten: mich nennen und mir nennen — mich tragen und mir tragen — mich verkaufen und mir verkaufen — 2c., so tritt das nächste, das leidende Object besonders stark neben dem entfernteren hervor, und man sieht ein, warum die Sprache nur bei den transitiven Zeitwörtern ein vollständiges Passivum bilden kann. Das Passivische muß schon in der activen Form enthalten sein, schon in dieser wirklich gedacht werden, sonst könnte es nicht eine besondere grammatische Form annehmen, bei welcher das, was vorher leidendes Object war, zum Subject wird: man fing „den Vogel", „der Vogel" wurde gefangen. Zugleich ersieht man

*) Wir wissen schon aus dem Früheren, daß „Ergänzung" ein leicht irreführender Ausdruck ist. Bei allen Begriffen, die nicht als reine Prädicate gebraucht sind, handelt sich's wesentlich darum, den Umfang derselben einzuschränken, zu welchem Zwecke freilich der Inhalt vermehrt werden muß. Indem nun der Ausdruck „Ergänzung" nur an Inhaltsbestimmungen erinnert, führt er von der Beachtung des Umfanges ab und somit in die Irre.

daraus, wie die verschiedenen Casus gleiche Dienste thun können, und diese Einsicht ist eben so wichtig, als die Einsicht in die Entstehung des „Passivums“. Das Object im reinen Dativ ist niemals ein leidendes, sondern nur, wie vorher bemerkt, eine Bestimmung in der Art, wie die „Umstände“ es sind. Will man es nach Analogie des Subjectes im Satze mit Becker als eine Person ansehn, so mag das geschehn, aber man muß dann nicht selten weit mehr künsteln, als dort, wo eine erste, zweite und dritte Person sich allerdings meist ungesucht darbieten. Beispiele, wie: ich nahte dem Baume, du entstiegst dem Bade ꝛc., enthielten dann gewissermaßen zwei Personen: ich und Baum, du und Bad, was schwerlich recht klappen will. Man vergleiche noch: er (der Steinwurf) galt dem Fenster (ihm).

Oftmals steht das nächste Object im Genitiv, bloß weil der Sprachgebrauch es so haben will, und ein logischer Grund ist nicht vorhanden. Die passive Form ist dann in der Regel unanwendbar, eben weil das Object nicht als ein leidendes gedacht wird, obschon es ein eben so nahes ist, wie dieses. Man nehme die Beispiele: des Freundes gedenken, der Hilfe bedürfen, sich des Lachens enthalten, sich des Armen annehmen ꝛc. In anderen Fällen macht sich noch eine Präposition zur Bezeichnung dieses Objectes, das dann im Dativ oder Accusativ steht, nöthig, z. B.: zur Ehre gereichen, sich auf Etwas besinnen ꝛc., und sogar der Fall kommt vor, daß gewisse Bestimmungen die Casus wechseln, die sonst für sie üblich sind, z. B.: er beraubte mich des Geldes, statt: er raubte mir das Geld. — Das Eigenschaftswort verlangt für seine Umfangsbeschränkungen selten den reinen Accusativ, meist den Genitiv oder einen andern Casus mit einer Präposition, z. B.: einen Thaler werth, der Verachtung werth, des Erfolges gewiß, mit der Arbeit zufrieden, auf Jemanden neidisch (böse, eifersüchtig), an Gelde reich ꝛc.

Wenn Becker und Wurst, um die verschiedenen Beziehungen recht scharf auseinanderzuhalten, reale, moralische, logische, bedingte ꝛc. Thätigkeiten und Verhältnisse unterscheiden, so

heißt das des Guten zu viel thun, und die Hauptsache, auf welche es ankommt, außer Acht lassen. Der Sprachgebrauch verdient allerdings eine genaue Berücksichtigung, denn der Schüler kennt ihn nicht, wenn er nicht in die Ungleichheiten, in die Schwankungen desselben eingeführt worden ist; die Hauptsache ist und bleibt aber, den Lernenden mit den sich gleichbleibenden Sprachgesetzen, mit der Logik der Sprache bekannt zu machen, und diese hat es nur mit dem Inhalt und Umfang der Begriffe zu thun. Wie wenig die Unterscheidungen des Realen, Moralischen 2c. durchgreifen, kann fast jedes Beispiel lehren. „Er brach eine Blume", „er brach sein Wort". Jener Satz bezeichnet allerdings etwas Reales, dieser etwas Moralisches; ist aber der Begriff „brechen" hier nach zwei verschiedenen Sprachgesetzen eingeschränkt? Und ist ein gebrochenes Wort nicht eben so gut ein reales, wirkliches Factum, als eine gebrochene Blume? Viel wichtiger bleibt es, die transitiven Zeitwörter recht genau von den intransitiven und namentlich von den reflexiven (rückbezüglichen) unterscheiden zu lehren. Die Formeln: er schmückt sich, er schämt sich 2c. sehn einander äußerlich auf's Daus ähnlich, aber „sich schmücken" und „sich schämen" beruhn auf ganz verschiedenen Denk- und Sprachgesetzen. Man kann auch einen Anderen schmücken, man kann nicht minder einem Anderen Scham bereiten, aber man kann nicht einen Anderen „schämen", wie man nicht einen Anderen besinnen, verwundern, erbarmen, anmaßen 2c. kann. Sich schämen, sich freuen, sich erkühnen 2c. sind daher Zeitwörter, welche das Wörtchen „sich" (im Plural „uns") als kein eigentliches Satzglied bei sich haben; es dient nur dazu, einen intransitiven Thätigkeitsbegriff bezeichnen zu helfen. Oft hat ein Wort neben der transitiven auch intransitive Bedeutung, die man leicht zu verwechseln in Gefahr kommt, besonders wo das Wörtchen „sich" in's Spiel tritt. „Sie rühmt sich." Hier kann „sich" eben so gut das leidende Object sein, wie „Vater" in dem Satze: sie rühmt den Vater, und das Zeitwort ist und bleibt dann ein transitives. „Sie rühmt sich dieses Einfalls". Hier ist „rühmen" intransitiv (richtiger: ent-

fernt objectiv) gebraucht, und „sich“ drückt keinen besonderen Begriff aus. Am besten macht man diese Unterschiede dadurch deutlich, daß man die Schüler auffordert, rückbezügliche (reflexive) Zeitwörter wie transitive zu behandeln, z. B.: freue einmal deinen Nachbar, er will offenbar gefreut sein, denn er sagte vorhin: ich freue mich gern. Geht das nicht? Nun, schäme einmal deinen Bruder. Geht das auch nicht? Jetzt lobe deinen Bruder. Geht das? — Die Sprache benutzt die reflexive Form nicht selten, um ganz verschiedene Begriffe mit einem und demselben Worte zu bezeichnen, z. B.: er versprach Alles, er versprach sich. Eben so wird auch das Passivum mittelst solcher Wörter gebildet, z. B.: der Schlüssel hat sich gefunden = der Schlüssel ist gefunden worden.

Was die Dingwörter betrifft, so ist bekannt, daß der Nominativ des Singulars kein eigentlicher Casus, kein Biegungsfall ist; er nennt das Wort bloß schlechtweg und man hat ihn daher eben den Nennfall (=Nominativ) genannt, der bloß die Grundform des Wortes angiebt, aber noch keine Beziehung ausdrückt. Indeß wird er doch zuweilen zum Ausdruck einer Beziehung gebraucht, z. B.: das bleibt ein Geheimniß, er heißt der Gerechte, sie ward Königin ꝛc. Die drei übrigen Casus, die wir im Deutschen haben, dienen dem verschiedensten Gebrauche, und ihre Formen, auf die wir uns hier nicht näher einlassen können, müssen als etwas Positives aus der Grammatik erlernt werden, soweit sie nicht schon ex usu erworben sind. Je mehr man in diese Casus Etwas hineinlegt, was über die Inhalts- und Umfangsbestimmungen der Begriffe hinausgeht (dem Realen, dem Moralischen, der allgemeinen Logik ꝛc. angehört), desto mehr hemmt man das Verständniß der Sprachlogik. Wohl kann die Rücksicht auf Dergleichen nicht immer entbehrt werden, aber man muß sehr sparsam damit sein. In der Regel wird also der Nominativ nicht bezogen, wohl aber wird auf ihn bezogen, nämlich das Prädicat, das Etwas von dessen Inhalt angiebt, wie früher bereits gezeigt worden.

Genug. Alles dreht sich um Inhalt und Umfang der Begriffe, und die Beziehungen haben ihren wesentlichen Grund

in dem Bedürfnisse, Beides zu bestimmen. Vor Allem handelt es sich um die Beziehung der Begriffe auf einander, und dabei spielt die Bestimmung des Umfanges die größere Rolle. Aber auch die gleichzeitige Beziehung der Begriffe auf den Sprechenden muß mehr hervorgehoben werden, als es gewöhnlich geschieht. Wir werden ihr daher im Folgenden noch eine größere Beachtung zuwenden. Da der Sprechende es ist, der die Begriffe handhabt, so stehen sie in einem fortwährenden Verhältnisse auch zu ihm, und dieses Verhältniß, das unausgesetzt wechselt, ist bedingt durch die mannichfach wechselnde Stellung, welche der Sprechende den Dingen gegenüber einnimmt. Es macht sich zwar der Einfluß, den diese Stellung auf das Zusammendenken der Hauptbegriffe ausübt, schon instinktartig geltend, weshalb sie in den frühern Grammatiken ganz unbeachtet geblieben ist, denn erst Becker vornehmlich hat sie bestimmt aufgezeigt; aber denken kann man über die Sprache nicht, so lange man bloß vom Instinkte sich leiten läßt, und ich glaube, Wurst's Sprachdenklehre hätte auf jene Stellung noch bestimmter und klarer eingehn sollen.

Fasset nun, theuerste Schüler, die Wortformen in's Auge, die am Zeitworte (verbum) auftreten. Statt Biegung sagt man hier gern Abwandlung (Conjugation), man meint aber damit ebenfalls nur Veränderung der Wortgestalt. Den Grund zu dieser Veränderung kennen wir bereits. Am Prädicate des Satzes, das gewöhnlich durch das Zeitwort ausgedrückt wird, muß die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, die Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit bezeichnet werden, denn das Prädicat hat es immer und überall mit diesen Grundverhältnissen zu thun. Zugleich ahmt das Prädicat das Zahl- und Personenverhältniß des Subjectes nach, und auch deshalb muß das Zeitwort Formenveränderung erfahren. — Neue Beispiele! unter welche man auch die Hilfszeitwörter aufnimmt, weil an diesen Zeit, Modus 2c. bezeichnet werden, wo das Prädicat ein Substantiv oder Adjectiv ist. Dabei nimmt man Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß Alles, was von einem Dinge ausgesagt wird, als Thätigkeit anzusehn ist, daß folg-

lich auch Substantiven und Adjectiven, sobald sie das Prädicat bilden, den Rang von Thätigkeitswörtern bekommen, z. B.: dieser Mann ist ein Schneider (schneidert), dieses Pferd ist scheu (scheuet), und dergleichen. — Wenn nun, wie ihr aus dem Frühern wißt, alle Menschen die Thätigkeiten der Dinge mit der Zeit, mit dem Modus, mit der Einzahl oder Mehrzahl, so wie mit einer (grammatischen) Person zusammendenken müssen, weil sie gar nicht anders können, so brauche ich euch wohl nicht erst zu versichern, daß das Zeitwort in allen Sprachen Formen dafür haben, mithin überall eine ähnliche Abwandlung erfahren muß, wie im Deutschen. Zu dieser Formenveränderung werdet ihr den Grund finden, wenn ihr eure Aufmerksamkeit recht genau auf Folgendes richtet. Wir sagen: er lobt, er hat g .obt, er wird loben. Wovon hängt diese Veränderung des Z.itwortes ab? Achtet auf den Sprechenden. Es sagt z. B. Einer: ich schreibe (jetzt Sonntags einen Brief). Morgen, wenn er dasselbe Schreiben bezeichnen will, muß es heißen: ich schrieb, oder ich habe, hatte geschrieben, und dasselbe Thun, wenn es den Sonnabend vorher von ihm besprochen wird, verlangt den Ausdruck: ich werde schreiben. Ihr seht: nicht die Zeit an sich, sondern nur die verschiedene Stellung des Sprechenden zu derselben verlangt diese verschiedene Ausdrucksweise, denn der Zeitpunkt des Schreibens selbst ist ja einer und derselbe geblieben. Es sagt ferner Jemand: sie (die Frau) sänge; warum sagt er nicht bestimmt: sie singt? Das Aussageverhältniß ist in jenem Falle ein unbestimmtes, und zwar ein solches, das wir bedingte Wirklichkeit nennen. Nimmt man nämlich Etwas unter einer Bedingung als wirklich an, so ist es noch nicht in der That vorhanden; es wird und muß jedoch in die volle Wirklichkeit treten, sobald die gestellte Voraussetzung (die Bedingung) sich erfüllt hat, denn jene Voraussetzung bezeichnet Etwas in der Art Mögliches, daß mit dessen Wirklichwerden auch die daran gebundene Folge wirklich wird (z. B.: wenn man in's Feuer greift, so verletzt man sich; wenn Wärme auf das Eis wirkt, so wird es zu Wasser). Sage ich dagegen: die

Frau singt, so ist das Verhältniß der Wirklichkeit schon vorhanden. Als etwas Nothwendiges würde jenes Singen bezeichnet sein, wenn es hieße: sie hat zu singen, sie soll oder muß singen. Woher nun diese verschiedene Ausdrucksweise, diese Modusveränderung des Zeitwortes? Die Ursache davon ist wieder nur die besondere Stellung, die der Sprechende hier zu der Bedingung, unter welcher die Frau singen wird, einnimmt. Besinnet euch nur auf das früher Gelernte. Wo wir den Gegenständen so gegenüber stehn, daß uns an denselben Nichts ungewiß für unser Wissen oder Wollen ist, da sagen wir: das ist so, auch wohl: das soll oder muß so sein; wo dagegen sich etwas Unsicheres für unser Wissen oder Wollen darbietet, da sprechen wir bloß: das ist möglich, das kann, darf oder mag sein, und wir bezeichnen dies oftmals schon durch die veränderte Biegung des Zeitwortes. Daher sagte jener Sprechende: „sie sänge“ (er meint vielleicht, sie sänge, wenn sie darum gebeten würde), und so nur konnte er sagen, denn er wußte nicht sicher, ob die gestellte Bedingung (das Bitten) eintreten, zu etwas Wirklichem werden würde. Wäre er darüber gewiß gewesen, so hätte er dieselbe Thätigkeit durch den Indicativ (sie wird singen), vielleicht sogar durch den Imperativ ausgedrückt, mithin das Modusverhältniß ganz anders bestimmt. Mit der Bejahung und Verneinung, die ebenfalls zum Modus gehören, verhält es sich nicht anders. Die Prädicate: das ist so, das ist nicht so, das kann so sein, das kann nicht so sein ꝛc., haben ihren Grund zunächst immer in der Ansicht oder dem Willen des Sprechenden. — Achtet jetzt auf die verschiedene Bezeichnung des Raumverhältnisses, das beim Prädicate oft vorkommt, und ihr werdet finden, daß wieder die Beziehung des Ausgesagten auf den Sprechenden dabei den Ausschlag giebt. Ich sitze hier (in meiner Stube). So sage ich. Die über mir wohnen, sagen zu derselben Zeit: Dreßler sitzt unten, und die unter mir wohnen, sprechen: Dreßler sitzt oben. Sitze ich nun gleichzeitig an drei Plätzen? Nein, mein Ort verhält sich nur anders zu den Sprechenden, und darum geschah es, daß derselbe so verschieden bezeichnet

wurde. Eben so ist es nur diese Beziehung, die uns bestimmt, die Ausdrücke: links, rechts, vorn, hinten, drin, draußen, da, dort, nahe, fern ꝛc. von einem und demselben Platze zu gebrauchen. „Du stehst mir rechts, vorher standest du mir links, und doch hast du deinen Platz nicht gewechselt." Natürlich! Ich selbst habe mich umgedreht, und dadurch ist meine Stellung zum Angeredeten eine andere geworden; er verhält sich nun dem Raume nach zu mir, dem Sprechenden, anders. — Was man das Größenverhältniß des Prädicates, d. i. seine Gradbeschaffenheit nennt, wird ebenfalls nicht selten verschieden bezeichnet, trotzdem, daß der Grad selber sich gleich geblieben ist. Nur in den Augen des Sprechenden ist dieser Grad ein anderer, wenn und weil ein Anderer spricht und eine andere Meinung darüber hat. Man nehme: „diese Blume ist schön" — so sagt der Eine; der Andere spricht: sie ist sehr schön, sie ist schöner, als jene, sie ist die schönste von allen, u. s. f. Welches Urtheil hier das richtigere sei, läßt sich oft nicht ausmachen. Hieher gehört auch die Wiederholung einer und derselben Thätigkeit, das Verhältniß ihrer Frequenz. Was der eine Sprecher „oft" nennt, das erklärt der andere für „weniger oft", für „selten" ꝛc.; es kommt lediglich, wie vorher, auf die Ansicht an, die der Sprechende sich hiervon gebildet hat.

Ihr lernet aus diesen Beispielen Zweierlei: 1) daß die Beziehung der Begriffe auf den Sprechenden eine ganz andere, jedoch eben so wichtige ist, als die Beziehung der Begriffe auf einander; auf einander bezogen sich in den genannten Beispielen die Begriffe stets, in den Vordergrund aber trat ihre gleichzeitige Beziehung auf den Sprechenden. Ihr lernet 2) daß die Beziehung auf den Sprechenden häufig nicht durch die Biegungsendungen des Zeitwortes, sondern nur durch Formwörter ausgedrückt werden kann. Zugleich lasset nicht außer Acht, daß in allen Beziehungsfällen dieser Art der Begriff des Prädicates als ein Thätigkeitsbegriff angesehen werden muß, möchte er auch durch ein Eigenschafts- oder durch ein Dingwort ausgedrückt sein.

Die wirklichen Dingbegriffe, indem sie sich zunächst ebenfalls auf einander beziehn, treten nicht minder zugleich in ein Verhältniß zum Sprechenden, und obgleich die deutliche Einsicht hiervon etwas schwieriger ist, so müssen wir doch versuchen, auch darüber Licht zu gewinnen. Die Betrachtung des Zeitwortes, bei welchem wir jetzt stehen, bietet hierzu eine willkommene Veranlassung, und zwar schon durch das dreifache Personenverhältniß, das bei ihm vorkommt. Ueberleget also Folgendes. Jede Person kann ein Ich, ein Du, ein Er, also Dreierlei sein. Spreche ich selber, so heiße ich: „ich"; spricht ein Anderer zu mir, so heiße ich; „du" (Sie), spricht Jemand von mir, so heiße ich: „er". Also nur vom Sprechenden hängt es ab, ob ich als die erste, zweite oder dritte Person gedacht und bezeichnet werde. Natürlich ist dieses Personenverhältniß bloß ein grammatisches, und es werden daher auch Sachen als Personen behandelt, z. B.: er (der Zucker) ist süß, sie (die Blume) blüht, 2c. — Vom Zahl- oder Größenverhältniß der Dinge wissen wir bereits aus dem Vorigen, daß und warum die Bestimmung desselben ebenfalls vom Sprechenden abhängt. Der Eine sagt vielleicht: das ist viel, während der Andere spricht: das ist wenig, weil jeder eine andere Ansicht von der nämlichen Sache haben kann. Selbst die bestimmteren Verhältnisse dieser Art werden nicht immer auf gleiche Weise aufgefaßt. Daher setzt der Eine zuweilen den Singular, wo der Andere den Plural setzt, z. B.: hier liegt ein Buch, hier liegen Bücher: zwei Bücher, drei Bücher 2c. Es kommt darauf an, wie genau oder ungenau Jemand wahrnimmt oder aus der Erinnerung urtheilt. — Was die demonstrative Beziehung der Begriffe genannt wird, ist eben so wenig eine Beziehung der Begriffe bloß auf einander, wie in den vorigen Fällen, es ist zugleich und zunächst eine Beziehung der Begriffe auf den Sprechenden. Oft nämlich handelt es sich um eine Unterscheidung der besprochenen Personen und Sachen von andern ebenfalls besprochenen Dingen, und diese Unterscheidung muß natürlich der Sprechende vollziehn und angeben, wenn und wo die Dinge

von Demjenigen selbst, mit welchem man darüber spricht, nicht beachtet oder bemerkt werden können, oder wo letzterer dieselben irrig aufgefaßt hat. Dann zeigt der Sprechende darauf hin mit den Wörtern: dieser (der), jener, ein solcher, derselbe, derjenige, selbst, z. B.: dieser (der) hat geschlafen (nicht jener, den du meinst); dieses Haus ist mein (nicht jenes); diese Frau ist jünger (als jene); ein solches Messer kann ich nicht brauchen; derselbe (kein Anderer) hat gesprochen; er selbst (nicht ein Stellvertreter) ist angekommen. Auch Ort, Zeit und Weise der Dinge werden mit solchen hinweisenden Fürwörtern bezeichnet: hier, dort war das Feuer; er kommt her, er geht hin; das soll heut, dann, heuer geschehn; selbst (sogar) seine Feinde loben ihn; die Nachricht lautete so. U. s. w. — Endlich liegt oftmals eine Beziehung zum Sprechenden vor, wenn an den Personen, zum Theil an den Thieren, das natürliche Geschlecht als männliches oder weibliches bezeichnet wird, denn bei der Beziehung der Begriffe auf einander hat dieser Unterschied keinen verändernden Einfluß. Die Beifügung z. B. bleibt Beifügung, mag ich sagen: der Freund des Bruders, oder: der Freund der Schwester. Eben so bleibt das Prädicat Prädicat, mag gesagt werden: der Herr ist verreist, oder: die Herrin ist verreist rc. Dagegen wird es den Sprechenden angehn, ob eine Person als männliche oder als weibliche zu bezeichnen ist, nämlich überall da, wo ich selber die Personen nicht sehe. Denn wenn ich bloß höre: es waren Leute (Personen, Menschen) da, es kam Jemand rc., so weiß ich nicht, an welches Geschlecht ich denken soll; der Sprechende muß mir dies angeben, und somit liegt solchen Falls in dieser Geschlechtsbestimmung eine Beziehung auf ihn.

Ihr seht, liebe Schüler, aus diesen Betrachtungen wohl zur Genüge: die Begriffe beziehn sich nicht bloß auf einander, sie beziehn sich immer zugleich auch auf den Sprechenden, und man darf diese zweierlei Beziehungen nicht vermengen, nicht verwechseln. Auf einander beziehn sich die Begriffe nur, wo ein Prädicat auf das Subject, eine Beifügung auf ein Dingwort, eine Ergänzung oder ein Umstand auf

ein Thätigkeitswort (Zeit- oder Eigenschaftswort) bezogen wird. Das Prädicat bestimmt den Inhalt; die Beifügung dagegen, die Ergänzung und der Umstand bestimmen den Umfang eines Begriffes. Alles Andere ist Beziehung auf den Sprechenden, und diese Beziehung kann nicht im Geheimen Statt finden. Jede Sprache muß und wird Ausdrücke bilden, durch welche sie anzeigt, wie der Sprechende sich zu den Dingen und somit zur Beziehung der Begriffe auf einander verhält, denn er ist es ja, von welchem diese stets wechselnde Beziehung abhängt, weil er es ist, welcher die Begriffe handhabt. Bestimmt ist er zu diesem Wechsel durch die Stellung, welche er den Dingen gegenüber einnimmt. Wäre diese Stellung eine unveränderliche, so würde sein Denken in Bezug auf die Dinge immer dasselbe sein, und dann könnte in seiner Beziehung der Begriffe auf einander keine Verschiedenheit eintreten. Jene Stellung ist aber häufigem Wechsel unterworfen. Nicht nur führt die Wendung des Schicksals den Menschen in andere Lebensverhältnisse, er verändert sich auch in seiner geistigen und sittlichen Bildung, schreitet hierin, durch äußere Umstände veranlaßt, vorwärts oder rückwärts, und so lernt er Menschen und Dinge, Personen und Sachen anders ansehn, anders schätzen und beurtheilen; ja schon augenblickliche andere Lebenserfahrungen können bewirken, daß ihm heute eine Sache anders vorkommt, als gestern ꝛc. Wir wollen nun annehmen, es wären die Begriffe, die er von den Dingen, deren Thätigkeiten ꝛc. besitzt, unverändert geblieben, so macht doch seine veränderte Stellung, daß er sie jetzt anders auf einander beziehn wird, und das kann seinen Sprachausdruck nicht unverändert lassen. Aber von den Grundverhältnissen der Sprache kann er dabei niemals loskommen. Wie er auch urtheilen mag, richtig oder falsch: er muß seine Gedanken und Empfindungen dem Organismus gemäß aussprechen, welchen wir an der Sprache kennen gelernt haben, muß also Subject, Prädicat, Beifügung, Ergänzung ꝛc. bilden, muß die Dinge mit Dingwörtern, die Eigenschaften mit Eigenschaftswörtern, die Thätigkeiten mit Zeitwörtern ꝛc. bezeichnen; und indem er das Alles thut, wird und muß in sei-

ner Rede sich abspiegeln, welche Stellung er zu den Dingen einnimmt, wie sich also die Dinge zu ihm, zu seiner Auffassungsart verhalten. Kein Wunder daher, daß jene Grunderscheinungen in allen Sprachen, in den alten und neuen, zu Hause sind; die Gesetze der Natur und des Geistes, von welchen sie abhängen, sind unveränderlich, und ob neue Sprachen in noch so großer Anzahl entstünden, immer werden und müssen jene Gesetze und somit die doppelte Hauptbeziehungsart der Begriffe sich in ihnen abprägen. Wer darum denkend in den Organismus der Sprache eingeführt wird, lernt nicht nur einen Theil der Seelengesetze, er lernt auch einen Theil der Weltgesetzekennen, nnd solche Kenntniß wird Keinen gereuen dürfen.

Die doppelte Art der Beziehung der Begriffe (auf einander und auf den Sprechenden) ist also wie wir uns überzeugt haben, die Hauptsache bei der Betrachtung der Sprache, sie verdient das Hauptaugenmerk. Dabei ist es von der äußersten Wichtigkeit, sich klar zu machen, wie bei aller Mannigfaltigkeit die Mittel, durch welche die Sprache diese Beziehungen ausdrückt, doch sehr einfach sind, und wie sie dabei immer sehr sparsam zu Werke geht. Wir wollen das noch näher in's Auge fassen.

Betrachtet einmal den Satz: die Bienen summten. Was drückt „summten" hier aus? „Die Vergangenheit, die Wirklichkeit, die besprochene (dritte) Person und die Zahlform der Mehrheit." Ja es liegt noch ein fünftes Verhältniß darin: die aussagende Beziehung; denn summten steht ja nicht für sich allein, es ist bezogen auf „Bienen". Und das Alles ist mit einer einzigen Endung bezeichnet, mit der Endung: „ten". Nehmt diese Endung hinweg, und ihr habt alle diese Bezeichnungen verloren, denn „summ" — sagt euch Nichts von Zeit, Wirklichkeit, Person ꝛc. Wie ist's mit dem Worte: gäbest — in dem Satze: „du gäbest"? Hier liegt in „est" — außer der aussagenden (prädicativen) Beziehung — die zweite Person, die Einzahl, die bedingte Wirklichkeit (— du gäbest, wenn du könntest —) und die Zukunft ausgedrückt, denn das bedingt

Wirkliche weist immer auf die Zukunft hin, wo es erst zur wahren Wirklichkeit werden will oder soll, während es jetzt nur als etwas Wirkliches angenommen, also zunächst als etwas bloß Mögliches gedacht und bezeichnet ist. Eben so in: du schriebest, kauftest, machtest ꝛc., falls sich nämlich hinzudenken läßt: wenn du könntest, dürftest, so daß also die Bedingungsform (der Conditionalis) zur Anwendung gekommen ist. Die Zukunft und die Nothwendigkeit liegen in jedem Imperativ: gehe, geht, sage, sagt ꝛc., und zugleich ist hier außer den übrigen Beziehungen sogar noch das Subject des Satzes ganz in die Endung gelegt. — Also die Abwandlungsendungen des Zeitwortes wie herrliche Mittel sind sie für den Ausdruck der Nebenbegriffe, wie lassen sich durch sie mehrere Beziehungen auf einmal bezeichnen! Da nun die Menschen überall das Leichtere und Bequemere dem Schwereren vorziehn, so werden sie wohl nirgends so thöricht sein, die Endungen wegzuwerfen und dafür Wörter zu nehmen; denn überlegt nur, welche Umstände es machen müßte, wenn man das, was die Endung: „te“ — in dem Satze: der Knabe lernte — besagt, durch lauter besondere Wörter ausdrücken wollte oder gar müßte. Je ausgebildeter daher eine Sprache ist, desto mehr wird sie auch, sollte man meinen, für reichliche Endungen am Zeitworte gesorgt haben. Aber merkwürdig! es verhält sich umgekehrt. Schon die deutsche Sprache, eure Muttersprache, beweist dies. Denn seht, wir Deutsche können nicht alle Stufen der Vergangenheit und nicht alle Arten der Zukunft mit bloßen Endungen am Zeitworte bezeichnen. Wir sagen wohl: ich kaufe, ich kaufte; wollen wir aber die volle Vergangenheit (das Perfectum) und die Vorvergangenheit (das Plusquamperfectum) ausdrücken, so müssen wir schon Wörter zu Hilfe nehmen: ich „habe“ gekauft, ich „hatte“ gekauft. „Ich kaufte“ bezeichnet bloß die Raumvergangenheit (das Imperfectum). Die Zukunft ist doppelter Art: einfache Zukunft und Zukunft mit Bezug auf Vergangenheit (futurum simplex und futurum exactum). Dort sagen wir: ich „werde“ kaufen, hier: ich „werde“ gekauft „haben“, was mir überall wie ein

Flicken vorkommt, denn die Hilfszeitwörter „haben“ und „werden“, die wir für jene Vergangenheiten und diese Zukünfte nicht entbehren können, setzen sich gleichsam wie Flicklappen an das Wort „kaufen“ an. Da lobe ich mir die lateinische Sprache. Diese drückt die Verhältnisse des Zeitwortes fast durch lauter Endungen aus, und in der activen Form (thätigen Form) durchgängig. Amo heißt: ich liebe, amabam, ich liebte, amavi, ich habe geliebt, amaveram, ich hatte geliebt, amabo, ich werde lieben, amavero, ich werde geliebt haben. Da ist kein Flicken nöthig, Alles ist aus Einem Guß, und die lateinische Sprache kommt dadurch kürzer weg, als die deutsche. Ist nun die deutsche Sprache deshalb schlechter? Wir wollen sehn. Wie, wenn sich bei genauerer Betrachtung zeigte, daß das, was ich „Flicken“ nannte, kein Nachtheil, sondern ein Gewinn wäre? Schon früherhin konntet ihr bemerken, daß Wörter gewichtvoller sind, als Endungen, woraus folgt, daß man die Beziehungen, die Nebenbegriffe, schärfer und bestimmter ausdrückt, wenn man die Endungen mit Wörtern vertauscht. Auch habt ihr bei verschiedenen Gelegenheiten einsehen gelernt: die Menschheit schreitet vorwärts, sie vervollkommnet sich; wird sich dies nicht auch an den Umgestaltungen der Sprache zu erkennen geben? Offenbar ist das Denken der neueren Völker ein reicheres und vielfach bestimmteres, als das Wissen und Denken der alten Völker sein konnte, und bestimmteres Wissen und Denken macht auch eine bestimmtere Ausdrucksweise zum Bedürfniß. Sollte also der Gebrauch von Wörtern, statt Endungen, nicht auf einem logischen Fortschritt, auf einem Fortschritt im Denken beruhn?*) Wir wollen einmal zum Scherz das lateinische Zeitwort nachahmen, wollen ebenfalls Endungen bei den sämmtlichen Zeitformen, denen sie jetzt fehlen, anwenden, und da wird sich so-

*) Man vergleiche hierüber Beneke's „Erziehungs- und Unterrichtslehre“, Band II. (3. Aufl.), S. 116 fg., wo die tieferen Gründe dieses unausbleiblichen Fortschrittes nachgewiesen sind. Die Abstreifung der Endungen bringt allerdings einen äußern (grammatischen) Verlust, der aber durch einen innern Gewinn, durch Bestimmtheit des Denkens weit aufgewogen wird.

gleich zeigen, ob es ein Rückschritt gewesen, wenn man, wie die neueren Sprachen meistens gethan, die Endungen mit Wörtern vertauscht hat. An deutschen Endungen ist kein Mangel; wir haben die Endungen: e, er, en, es, in, ig, bar, sam, niß, ling, lich, heit, keit, lein, ung, u. s. w., und somit bietet sich Auswahl genug dar, wenn sich's um die Nachbildung des lateinischen Zeitwortes handelt. Seht, was ich anschreibe.

Praesens.

Ich kaufe,
du kaufest (zusammengezogen: du kaufst),
er kaufet (er kauft);
wir kaufen, 2c.

Imperfectum.

Ich kaufte,
du kauftest, 2c.

Perfectum.

Ich kaufere, = ich habe gekauft, 2c.
du kauferest (zusammengez.: du kauferst),
er kauferet (kaufert);
wir kauferen (kaufern),
ihr kauferet (kaufert),
sie kauferen (kaufern).

Plusquamqerfectum.

Ich kauferte, = ich hatte gekauft 2c.
du kaufertest, 2c.;
wir kauferten, 2c.

Futurum simplex.

Ich kauferinne (ich kauferin), = ich werde kaufen, 2c.
du kauferinnest (kauferinst), 2c.;
wir kauferinnen, 2c.

Futurum exactum.

Ich kauferinnte, = ich werde gekauft haben, 2c.
du kauferinntest, 2c.;
wir kauferinnten, 2c.

Oder:

Futurum.

Ich kaufersam (kaufernisse),
du kaufersamst (kaufernissest), ꝛc.

Futurum exactum.

Ich kaufersamte (kaufernißte),
du kaufersamtest (kaufernißtest), ꝛc.

Die Schüler ließen mich das eine Mal solchen Scherz gar nicht zu Ende führen, sie riefen: genug, genug! wir wollen lieber die Hilfszeitwörter behalten. So lange ich den Seminaristen auch Unterricht im Lateinischen gab, habe ich auf diese Weise das Gleichstehn der Formwörter und Biegungsendungen zu verdeutlichen gesucht, indem ich jedoch mehr und hauptsächlich die Endungen am lateinischen Zeitworte benutzte, um die deutschen Formwörter damit in Parallele zu stellen, und ich glaube versichern zu dürfen, daß der Zweck, die Neben- oder Beziehungsbegriffe hierdurch recht anschaulich zu machen, nicht verfehlt wurde.

Für das Uebrige, was am Zeitworte (auch am Eigenschaftsworte) noch zu erklären ist, muß ich, da ich nur Andeutungen schreibe, auf die vorgenannten Schriften verweisen, indem ich voraussetze, man werde das, was auf allgemein-menschlichen Grundlagen beruht, wie der Conjunctiv, das Passivum, die Participien, der Infinitiv, auf ähnliche Weise zu erörtern wissen. Steht doch Wurst solcher Art der Erörterung ziemlich nahe. Was in rein äußerlichen, zufälligen Gründen seine Entstehung gehabt hat, muß in jeder Sprache als Positives hingenommen und gemerkt werden, und deshalb darf man nicht Grundverhältnisse suchen, wo keine sind. Jede Sprache hat nicht nur ihre besondere Art, die Biegung der Wörter zu bewerkstelligen, sondern auch sonst Formen und Ausdrücke, die nur ihr eigenthümlich sind. Man nennt sie idiomatische (eigenthümliche, regelwidrige), z. B.: vor Alters, von Rechts wegen, verlustig gehn = verlieren, Willens sein = wollen, zu Stande bringen = vollenden, zu Grunde gehn = umkommen oder verderben, kund thun = anzeigen, verkündigen ꝛc.

Sollten dahin nicht auch Ausdrücke zu rechnen sein, wie: arm werden, morsch werden, siech werden und dergleichen? Wurst findet mit Becker in Ausdrücken der letzteren Art eine Ergänzung, „Wirkergänzung" genannt, was aber jedenfalls eine unpassende Erklärung ist. Denn da der Begriff „wollen" durch zwei Wörter (Willens sein), „verkündigen" ebenfalls durch zwei Wörter (kund thun) ꝛc. ausgedrückt werden kann, warum sollte: „arm werden" ꝛc. nicht auch bloß Einen Begriff ausmachen? Ein Begriff kann ja mehrere Merkmale, d. i. Inhaltsbegriffe haben, und wenn diese zuweilen gesondert in Wörtern hervortreten, wird dadurch der Eine Begriff zu mehreren? Auch liegt bei jenen Beispielen die Frage: wie werden? also der Umstand der Weise näher, als die „Ergänzung". Man vergleiche arm werden mit: jung werden = sich verjüngen, eben so mit: steinern werden = sich versteinern, mit: schlimm werden = sich verschlimmern, mit: morsch werden = vermorschen, und vor Allem mit: verarmen. Der letztere Ausdruck gleicht ganz den Wörtern: fischen (= Fische fangen), krebsen (= Krebse fangen), ackern (= den Acker pflügen), mauern (= eine Mauer machen) ꝛc., wo mit Einem Worte gesagt wird, was sonst in zweien zum Ausdruck kommt. Was bei „Fische fangen" als Object neben das Zeitwort tritt, liegt in „fischen" als Inhaltsmerkmal bereits eingeschlossen, und das Zeitwort „fischen" drückt daher eo ipso einen engern Begriff aus, als das Zeitwort „fangen", ꝛc. — Wenn Becker lehrt, in dem Satze: „Gedenke deines Versprechens" — sei „Versprechen" eine solche Ergänzung, ein solches Object, welches die Thätigkeit „gedenken" erst hervorrufe, so ist das in völligem Widerspruch mit der Logik und Seelenkunde. Der Begriff des Zeitwortes ist hier bloß dem Umfange nach beschränkt worden, weil das Gedenken an Alles auf einmal nicht möglich ist, nicht vorkommt. Auch ist das Gedenken sofort dadurch gegeben, daß der Gegenstand, das Object desselben, bewußt wird; es kommt das „Gedenken" nicht zu demselben erst hinterdrein hinzu, und von einem Hervorgerufen werden desselben kann daher keine Rede sein. Gleiches gilt, wenn es heißt:

er schämt sich seines Namens, er ist des Spieles überdrüssig, er freut sich der Wahrheit, 2c. Daß Jemand seines Namens sich schämt, ihm also der Name ein Schamgefühl weckt, ist sehr wohl möglich; was hat dies aber mit dem Genitiv der Grammatik zu thun, den Becker auf diese Weise erklären will? Der Sprachgebrauch hätte auch einen ganz andern Casus belieben können, z. B.: er schämt sich vor den Leuten, er hat Ueberdruß am Spiele, er freut sich über die Wahrheit (an der Wahrheit) 2c. Aendert sich auch durch solche Wendungen meist der Sinn etwas, so findet doch auch nicht eine Bedeutung von gleichem Range Statt, wenn es heißt: gedenke deines Versprechens, und gedenke des Todes, denn dort handelt sich's um Früheres, hier um Zukünftiges. — Die Beschränkungen des Umfanges können in verschiedener grammatischer Form auftreten, aber man darf nicht aus jeder besonderen Form einen besonderen Gehalt herauskünsteln. Theils der Bau und der Begriff der Wörter, theils der zufällige Sprachgebrauch giebt Satzgliedern von völlig gleichem Range oft ein ganz verschiedenes äußeres Gepräge. Wie sich Vieles in Rahmen, die wirklich durch das allgemein-menschlich-gleiche Denken geschaffen sind, nicht einzwängen läßt, weil es zu den Ausnahmen von der Regel gehört, so darf man umgekehrt auch nicht Rahmen bilden, wo dazu kein wirklich sprachlogischer Grund vorhanden ist.

Was überhaupt die Rahmen (die äußeren Formen der Wörter, der Satzglieder und Sätze) betrifft, so muß ich mir noch folgende Bemerkung erlauben.

Der Inhalt (das Gedachte) kann über die grammatische Form, in die es gekleidet ist, hinausreichen, und dieser Fall kommt namentlich im Deutschen häufig vor. Bei „Bergmann" wird an weit mehr gedacht, als an Berg und Mann, und ähnlich bei: Wirthshaus, Tagfalter, Frostbeule, Hausschwalbe, Tagebuch 2c.; aber Niemand nennt solche Ausdrücke Urtheile (Sätze), obgleich Urtheile darin liegen. So liegt in „Frostbeule" entschieden das Urtheil: diese Beule ist durch Frost entstanden, wie in „Tagebuch" das Urtheil: dieses Buch ist zum Einzeichnen meiner täglichen Erlebnisse bestimmt. Läßt man

nun solchen Ausdrücken unbedenklich den Titel: Dingwort, warum wollte man Manches nicht einfach als Umstand gelten lassen, was doch diese Form (diesen Rahmen) offenbar an sich trägt? „Er schläft bei offenen Fenstern"; „er gehorcht schweigend." Solche Beispiele erklärt Becker so, daß er ein „Verhältniß der mit dem Prädicate verbundenen Thätigkeit" (er schläft, und die Fenster stehn offen; er gehorcht, und schweigt) annimmt, indem er meint, man komme hier mit der Erklärung: Umstand der Zeit — nicht aus. Consequent würde daraus folgen, daß man auch in dem Satze: er schläft auf der Bank — nicht bloß einen Umstand des Ortes finden dürfe, denn dieser Satz läßt sich erklären: er schläft und liegt dabei auf der Bank (oder: indem er auf der Bank liegt). Eben so könnte man den Satz: er tanzt mit Anstand — erklären: er tanzt und zeigt dabei Anstand, so daß also mehr, als der Umstand der Weise (nach Becker: noch eine mit dem Prädicate verbundene Thätigkeit) darin liegen würde. Ferner der Satz: er ist durch emsigen Fleiß reich geworden — läßt sich erklären: er war emsig fleißig, und ist dadurch reich geworden. U. s. f. Mir scheint jene Erklärung Becker's unnöthig gekünstelt zu sein, und ich glaube: wenigstens im Schulunterricht kommt man besser fort, wenn man überall das, was sich als Mehrfaches in einem Satze zusammengepreßt findet und daher nicht gut aus engem Rahmen erklärt werden kann, in einen Nebensatz auflöst, wie ja häufig die Sprache Nebensätze gebraucht, um durch sie auszudrücken, was sonst durch einfache Satzglieder ausgedrückt wird, z. B.: ich reiste ab, als die Sonne aufging = ich reiste bei Sonnenaufgang ab. Daher möchte ich meinen, der Satz: er schläft bei offenen Fenstern — werde besser so erklärt: er schläft, während die Fenster offen stehn, — und das giebt einen Nebensatz, welcher nichts Anderes, als einen Umstand der Zeit ausdrückt. Man sehe Becker's „Schulgrammatik der deutschen Sprache", §. 11. Da ein Wort oft mehrere Begriffe bezeichnet, so kann allerdings manche derartige Erklärung streitig sein, und es grenzt namentlich die „Zeit" so nahe an die „Weise", daß man oft nicht weiß, ob jene oder

diese gemeint ist oder überwiegt, z. B.: „er hat es im Zorne gesagt." In diesem Satze läßt sich ein Umstand der Zeit, der Weise und sogar des Grundes finden (= während er zornig war, oder auf zornige Weise [zornig], oder weil er zornig war); es kommt Alles darauf an, in welchem Zusammenhange ein solcher Satz mit anderen Sätzen steht. Um den Streit, der etwa entstanden ist, zu schlichten, wird man in dergleichen Fällen immer am besten zur genannten Auflösung greifen, damit das Logische mehr hervortrete, und noch besser wäre es, wenn kein Sprecher sich so unbestimmt und vieldeutig ausdrückte. In dem früher gebrauchten Doppelbeispiele: der Baum des Gartens = der Baum im Garten — wird von Wurst und Becker eine Beifügung gefunden, während die Logik einen Umstand des Ortes darin finden kann, namentlich wenn man erklärt: der Baum, welcher im Garten (wo?) steht. Der grammatische Rahmen heißt aber hier in beiden Fällen mit Recht eine Beifügung. — Ich wollte mit diesem Allen nur zeigen, daß, wie es an Inhalt überfüllte Rahmen giebt, anderseits kein grammatischer Rahmen Alles stets genau aufnimmt, was wir denken, und daß eine Sprachdenklehre nicht zu viel Gewicht auf Rahmen, sondern mehr auf den gedachten Inhalt legen muß; wo die richtige Auffassung dieses Inhaltes in Frage kommt. Umgießen des Inhaltes in weitere, bequemere Rahmen, anderseits zuweilen in engere, ohne den Sinn zu verändern — das ist es, wodurch der Sprachunterricht auch da bildend wirken kann, wo sich's lediglich um äußere Formen, also um Unwesentliches handelt. (Lebensgefahr und Todesgefahr — liegt in diesen Wörtern derselbe Begriff oder zwei verschiedene? Wie erklärt ihr diese Ausdrücke? rc.).

Besonders dunkel und mißlich finde ich die Becker'sche Erklärung, es liege in dem Satze: er ist bei seiner Armuth vergnügt — der „adversative Grund, d. h. der Grund für die Nichtwirklichkeit einer ausgesagten Thätigkeit." Es sollte wohl deutlicher heißen: der Grund für die Nichtwirklichkeit einer Thätigkeit, die gleichwohl als wirkliche ausgesagt ist. Allein auch mit dieser Erklärung kommen wir nicht fort.

Nur wer absichtlich falsch urtheilen wollte, könnte von einem Subjecte als wirklich (und mit erlogener Angabe des „Grundes") aussagen, was in der That etwas Wirkliches gar nicht wäre; der Gewissenhafte bildet in solchen Fällen ein verneinendes Urtheil. Sätze jener Art enthalten immer zwei Urtheile; man löse den vorliegenden auf: er ist vergnügt, obgleich er arm ist — und Alles wird klar. Wie es kein Ja-nein und kein Ja-aber als Einen Begriff giebt, so auch keine Setzung und Entgegensetzung in Einem und demselben Gedanken; nur das Aeußere, der grammatische Satzbau, kann solche Gegentheile zusammenpressen. Der Grund davon ist kein anderer, als das Streben nach Kürze im Ausdruck. — Wenn Becker ferner lehrt: der Umstand (das Adverbium) führe einen „allgemeinen Thätigkeitsbegriff auf einen besonderen zurück, ergänze ihn aber nicht" (z. B.: Heinrich lebt in Breslau), so sagt die Logik richtiger und klarer: es wird der Umfang des Begriffes dadurch eingeschränkt. Daß bei den Verben: „stehen, stellen, sitzen, setzen, liegen, legen und wohnen — das Raumverhältniß dennoch ein ergänzendes" sein solle, z. B.: „der Leuchter steht auf dem Tische" — das ist eine Behauptung Becker's, deren Grund man durchaus nicht einsieht. Freilich kann man nicht sitzen, stehen 2c. ohne einen Ort, wo man sitzt, steht 2c., aber kann man denn „leben", ohne einen Ort dazu zu haben? Es hat sich hier die Nichtunterscheidung des Inhaltes und Umfanges der Begriffe sichtlich gerächt, und unbeachtet hat Becker gelassen, daß der Sprecher nicht immer ausdrückt, was er gleichwohl denkt. Allgemeine Begriffe können recht wohl auf besondere „zurückgeführt", d. h. zu bleibenden Artbegriffen gestaltet werden. Man nehme den Begriff „geben" — aus welchem die besonderen oder Art-Begriffe hervorgehn: ausgeben, abgeben, vorgeben, zugeben, nachgeben 2c.; der besondere hat jedoch, weil er noch lange keine Einzelvorstellung ist, immer noch einen Umfang, welcher uns oft zu weit ist und daher eine Einschränkung erforderlich macht: Geld ausgeben, Geld selten ausgeben, einen Brief abgeben, einen Brief heute gewissenhaft an den Empfänger in dessen Wohnung abgeben 2c. Der we-

sentliche Inhalt des Begriffes wird durch alle diese Bestimmungen nicht verändert; „ausgeben" bleibt ausgeben und „abgeben" bleibt abgeben, obgleich durch die Umfangsbeschränkung ein Merkmal zu ihm hinzugetreten, in dessen Inhalt aufgenommen ist. Wenn nun Becker gewisse „Objecte" Ergänzungen nennt und sie von den Umständen des Ortes, der Zeit, der Weise, des Grundes &c. als Etwas unterscheidet, was wesentlich von jenen verschieden sei, so irrt er. Jedes Merkmal, das als Begriff zu einem Begriffe hinzutritt, ist eine Ergänzung desselben, und es lassen sich daher, wenn man will, auch die Beifügungen und Umstände Ergänzungen nennen. Aber alle diese Ergänzungen geben nur unwesentliche, vorübergehende Bestimmungen zum Begriffe hinzu, die ihm nicht bleiben, sondern sofort wieder zurückgezogen werden, denn sie haben nur den Zweck, den Umfang zu verengern. Der Umfang der Begriffe kann ja, wie wir wissen, gar nicht anders beschränkt werden, als dadurch, daß man den Inhalt vermehrt, erweitert. Wo dies auf bleibende Weise geschieht, wie durch die bleibenden Zusammensetzungen: aufgeben, nachgeben, eintragen, austragen, Kirschbaum, Birnbaum, hellblau, dunkelgrün &c., so daß bleibende Artbegriffe entstehn, da, und nur da kann man eigentlich sagen, es sei der allgemeine auf einen besonderen Begriff „zurückgeführt".

Wenn es weiter bei Becker heißt: „Man versteht unter Weise eine Thätigkeit, welche dergestalt in den Begriff der ausgesagten Thätigkeit aufgenommen ist, daß sie mit dieser nur Einen Begriff ausmacht, z. B.: laut rufen (schreien), schnell gehen (laufen, eilen)", so ist das wieder eine verfehlte Erklärung, die ihren Grund ebenfalls in der Nichtbeachtung des Umfanges hat. Abgesehn davon, daß laut rufen und schreien, schnell gehen und laufen noch nicht ganz gleiche Begriffe sind, muß „rufen" freilich Ein Begriff sein und bleiben, auch wenn er mit dem Begriffe „laut" verbunden wird, denn dieser stellt jenen nur in einem kleinern Umfange dar, und dabei bleibt jeder Begriff Einer. Oder ist „Soldat" mehr, als der Eine Begriff Soldat, wenn es heißt: kleiner Soldat, großer

Soldat, tapferer Soldat ꝛc.? Bedeutet der Ausdruck: feiger Soldat — zwei Soldaten, weil er in zwei Wörtern auftritt? Er bezeichnet bloß Einen oder in anderen Fällen die ganze Gattung der feigen. — Was endlich noch besonders das Prädikat betrifft, so handelt sich's bei ihm nicht um die „Aufnahme" eines Begriffes in das Subject des Satzes, obgleich es so aussieht, und noch weniger kann man sagen, das Subject werde „in das Prädicat aufgenommen" (siehe die folgende Anmerkung). Denn sage ich: der Mensch ist sterblich, so konnte das nur geschehen, weil neben anderen Merkmalen das Merkmal „sterblich" in dem Begriffe „Mensch" schon liegt; ich habe es im Prädicate nur daraus hervorgehoben, und darum wurde schon früher behauptet: das Prädicat bestimmt (giebt an) nur Etwas vom Inhalte des Subjects. Es erweitert also den Subjectsbegriff eben so wenig, als es ihn verengert, denn nur der Umfang kann verengert und erweitert werden, und mit diesem hat das Prädicat Nichts zu thun. Was man Merkmale eines Begriffes nennt, sind auch Begriffe, und aus solchen kann ein Begriff mehr oder weniger zusammengesetzt sein. Wenn sich nun aus einem Begriffe nur heraussheben läßt, was in ihm liegt, so ist es natürlich, daß ich aus manchen Begriffen Nichts herausheben kann, z. B. aus den Begriffen: zu, bei, nach, von, mit ꝛc., denn das sind streng einfache Begriffe, die nur aus Einem Merkmale bestehn, und das bloß gebe ich an, wenn ich sage: „zu" ist eine Präposition, ein Verhältnißwort, oder: es gehört zu den Verhältnißwörtern. Den Umfang solcher Begriffe einschränken wollen, geht natürlich auch nicht an, denn er kann nicht kleiner werden, als er schon ist. Oder kann man etwa den Begriff „Eins" einschränken? Nimmermehr! Man kann ihn, streng genommen, nicht zertheilen und dadurch kleiner machen, das sieht nur so aus. Denn wenn ich auch sage: $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ ꝛc., so theile ich im Grunde das, was ich hinzudenke, und so entsteht z. B. ein halber Apfel, ein Viertelkuchen ꝛc. Die nackt hingestellten Brüche sind aus solchen wirklichen Theilungen (aus der Theilung des Wirklichen) abstrahirt, und denkt man alle Dinge

aus der Welt hinweg, so sind alle Zahlen leere Worte. Daß man mit bloßen Abstractionen operiren, also auch rechnen kann mit **reinen** Zahlen, ist sehr natürlich, denn in Gedanken kann man mit allen Begriffen operiren, sogar mit dem Begriff „Gespenster". Man unterscheide also **einfache** und **zusammengesetzte** Begriffe, wenn man über das, was **Inhalt** und **Umfang** der Begriffe heißt, in's Klare kommen will. Näheres findet man über dies Alles in meiner **Praktischen Denklehre**, die bereits oben citirt worden ist.*)

---

*) In §. 211 seiner „Schulgrammatik der deutschen Sprache" erklärt sich Becker über das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat, und zwar so:

„Im prädicativen Satzverhältnisse wird entweder das Subject als etwas **Besonderes** in das Prädicat als etwas **Allgemeines** aufgenommen (Quecksilber ist flüssig. Die Rose duftet. Gold glänzt), oder das Subject als etwas **Allgemeines** durch das Prädicat auf etwas **Besonderes** zurückgeführt (das Messer ist scharf — ein scharfes Messer. Die Kirsche ist sauer — eine saure Kirsche. Der Herr ist strenge — ein strenger Herr)."

Sehn wir uns die von Becker selbst aufgestellten Beispiele, und zwar die drei letzten zuerst, genau an. Er meint offenbar: **das** (dieses) Messer ist scharf, **die** (diese) Kirsche ist sauer ꝛc.; das ergiebt sich aus der beigefügten Erklärung: „ein scharfes Messer", „eine saure Kirsche", so wie auch daraus, daß wirklich nicht alle Messer scharf, nicht alle Kirschen sauer sind, wie nicht alle Herren zu den strengen gehören. Es ist also hier überall von einem Individuum, nicht von einer Gattung die Rede. Wie kann man da nun behaupten: es sei etwas **Allgemeines** auf etwas **Besonderes** durch das Prädicat zurückgeführt? Es ist ja gar nichts Allgemeines da, sondern etwas Individuelles, Einzelnes: **dieses** Messer, also Ein Messer ꝛc. Die Prädicate: scharf, sauer, strenge — sind ferner, verglichen mit ihren Subjecten, etwas **Allgemeines**, sie umfassen weit mehr, als bloß Messer, Kirschen und Herren; wie kann man da sagen, die Subjecte seien auf etwas Besonderes durch das Allgemeine, durch das **Prädicat** zurückgeführt? Becker's irrige Erklärung ist bloß dadurch entstanden, daß er statt „dieses" den Artikel „das", statt „diese" den Artikel „die" ꝛc. gesetzt, somit ein Einzelding zu einer scheinbaren Gattung gestempelt hat. Da er wissen mußte und wußte, daß die Wörtchen: der, die, das — oft das Pronomen: dieser, diese, dieses — vertreten, nicht also immer der „Artikel" sind, so muß man sich wundern, wie sie ihn in einen solchen

Nach diesen Zwischenbemerkungen kehre ich zu den Wortformen zurück.

Alles bisher Dargestellte wird die Ueberzeugung begründet haben, daß die grammatische Scheidung der Begriffe in Haupt- und Nebenbegriffe, welchen die Begriffswörter und die Formwörter entsprechen, ein Hauptfortschritt in der neuern Sprachforschung ist. „Begriffe" und „Beziehungen der Begriffe" besagt Dasselbe. Die Formwörter nun, welche als Stellvertreter der Biegungsendungen zum Ausdruck der Beziehungen dienen, zerfallen bekanntlich in 6 Klassen: 1) Hilfszeitwörter,

---

Selbstbetrug verwickeln und zu der Meinung verleiten konnten, in den genannten Beispielen seien sie der Artikel. Die richtige Betonung derselben hätte hier sofort zur Entdeckung des Irrthums führen können.

Die drei ersten Beispiele beweisen ebenfalls das gerade Gegentheil von dem, was Becker darin findet. Etwas Besonderes wäre hier in etwas Allgemeines aufgenommen? Der Ausdruck „Quecksilber" geht ja gar nicht auf eine besondere Art des Quecksilbers, wie auch auf keine bestimmte einzelne Portion, sondern auf Quecksilber überhaupt, mithin auf etwas Allgemeines, und etwas Besonderes ist gar nicht da. Gleiches gilt von den Ausdrücken: „die Rose" und „Gold". Natürlich muß „Quecksilber" im Umfange des Flüssigen, „Rose" im Umfange des Duftenden, „Gold" im Umfange des Glänzenden liegen, denn die Begriffe „flüssig, duften und glänzen" sind noch viel umfassendere, viel allgemeinere Begriffe, als die Begriffe Quecksilber, Rose und Gold, und das weniger Allgemeine liegt immer im Umfange des entsprechenden mehr Allgemeinen, es braucht nicht erst darein „aufgenommen" zu werden. — Es beweisen alle diese Beispiele Nichts weiter, als daß man in jedem bejahenden Satze sein Augenmerk auf Zweierlei richten kann: auf den Inhalt und auf den Umfang des Subjectes. Das Prädicat giebt immer Etwas vom Inhalte des Subjectes an, und das Subject liegt jederzeit im Umfange des Prädicats. Wenn daher Becker's Meinung die wäre: Quecksilber ist insofern etwas Besonderes, als es, wie das Wasser, das Oel, der Wein, die Milch ꝛc. eine Abtheilung, eine Species des Flüssigen ausmacht, so würde das zwar ganz richtig sein, nur durfte er es nicht hier hervorheben, denn er spricht ja vom prädicativen Satzverhältnisse, und das Prädicat bestimmt nur den Inhalt des Subjectes (im bejahenden Urtheile). Noch weniger aber durfte er deshalb zweierlei prädicative Satzverhältnisse annehmen, denn die Hindeutung auf den Umfang des Subjectes liegt in jedem Satze mehr oder weniger offen enthalten (s. oben Seite 29 fg.).

2) Fürwörter, 3) Zahlwörter, 4) Vorwörter (Richtungswörter, Präpositionen), 5) Umstandswörter, 6) Bindewörter. Die Umstandswörter gehören nur so weit hieher, als die Umstände eine Beziehung auf den Sprechenden ausdrücken; jeder Umstand dagegen, welcher den Umfang eines Begriffes bestimmt, ist und muß selber ein „Begriffswort" (ein Hauptbegriff) sein. Nur diese sechs Klassen der Formwörter können in jeder (gebildeten) Sprache vorkommen, in keiner mehr, in keiner weniger. Denn die Nebenbegriffe, die in diesen Wortklassen liegen, sind die Vermittler für das Zusammendenken der Hauptbegriffe, und da kommen nur die Fälle vor, die wir vorher gefunden

---

Auch zeigen die zuerst besprochenen Beispiele, wie unklar er sich in diesem Punkte geblieben ist. Wohl kann und muß schon die Species „saure Kirschen" im Umfange des Sauren überhaupt liegen, folglich Eine Kirsche um so mehr, und Gleiches gilt auch von Einem Messer und Einem Herrn, die vom Umfange des Scharfen und Strengen nicht ausgeschlossen sein können. Nur die ganze Gattung der Kirschen, wie Becker gleichwohl stillschweigend annimmt, kann nicht in der Sphäre des Sauren liegen, oder es müßte süße Kirschen gar nicht geben, und mit der Gattung Messer und Herren verhält es sich ähnlich. Solche Verhältnisse zu bestimmen ist übrigens niemals durch das bloße Denken, sondern nur durch das Denken an der Hand der Erfahrung möglich.

Genug: so lange man vom prädicativen Satzverhältnisse spricht, gehört der Umfang nicht hieher. Soll letzterer durch das Prädicat angegeben werden, was allerdings geschehn kann und geschehn muß, wenn er bestimmt bezeichnet werden soll, so muß man jene Beispiele so ausdrücken: Das Quecksilber gehört zum Flüssigen, die Rose gehört zum Duftenden, das Gold gehört zum Glänzenden, oder das Eine ist in dem Andern enthalten 2c. Das Prädikat kann überhaupt vom Subjecte nur aussagen, was schon darin liegt, was also sofort bei der Auffassung des Subjectes in dasselbe aufgenommen worden war, und nie kann man sagen: das Subject wird in das Prädikat aufgenommen, so wie es auch ein schiefer Ausdruck ist, wenn man sagt, das Subject werde auf's Prädicat zurückgeführt.

Becker's Erklärung ist mithin eine solche, die statt Licht Dunkelheit in die Sache bringt, d. h. gar keine Erklärung. Sie hat ihren Ursprung darin, daß Becker den Umfang der Begriffe nicht gehörig erforscht und ihm darum nicht die besondere Erörterung gewidmet hat, die er neben dem Inhalte und als dessen steter Begleiter in Anspruch nimmt.

haben, als wir die Beziehungen der Begriffe auf einander und auf den Sprechenden betrachteten (zum Theil schon früher, als wir von der Verbindung der Sätze sprachen). Man vergleiche die Formwörter mit jenen Fällen, und man wird finden, daß sie überall ausreichend dienen. Die Interjectionen sind abbrevirte Sätze. Wegfallen könnte nur diejenige Klasse, statt welcher sich Alles mit Biegungsendungen abthun ließe, aber so reich an Endungen ist keine Sprache, wozu noch kommt, daß die höher gebildeten Sprachen ein schärferes Denken enthalten, ihnen also bloße Endungen weniger genügen können. Was nun die Behandlung betrifft, welche die Formwörter in Wurst's Sprachdenklehre erfahren haben, so ist dieselbe in Hinsicht auf das Aeußere völlig genügend. Weniger kann man dies in Bezug auf den innern Gehalt dieser Wörter behaupten, denn warum sie Grunderscheinungen und somit ein allgemeines Bedürfniß sind, tritt noch zu wenig hervor. Wurst hielt diese Erörterung wohl für die Volksschulen für unpraktisch. Indeß giebt er manchen lehrreichen Wink auch in dieser Beziehung, und man wird, nach den von uns gegebenen Auseinandersetzungen, sich leicht von selbst sagen können, wie man das Fehlende nachtragen könne. Zu zeigen hat der Lehrer wenigstens, daß die Bedeutung der Formwörter auf etwas ganz Anderes gerichtet ist, als die Bedeutung der Begriffswörter, warum sie also eine besondere Gattung ausmachen. Namentlich die Umstandswörter, welche Begriffswörter sind, erfordern eine viel genauere Behandlung, als sie Wurst in der „Anweisung" (in der Sprachdenklehre selbst führt er nur die Umstandsformwörter auf) gegeben hat. Wer freilich, wie er, Inhalt und Umfang der Begriffe nicht unterscheidet, kann kein volles Licht in die Sache bringen. Die Umstandswörter bestimmen entweder den Umfang eines Begriffes oder sie drücken nur eine Beziehung zum Sprechenden aus. Jenes geschieht durch Begriffs-, dieses durch Formwörter. Man nehme: diese Post geht Abends, er kommt aus Wien, er arbeitet fleißig, er weint vor Schmerzen. Diese Sätze kann aussprechen, wer da will, der Umstand verlangt kein anderes Wort. Wenn es da-

gegen heißt: das geschah „heute", er kommt von „draußen", er lachte „sehr", sie wird „vielleicht" tanzen ꝛc., so wird sich immer ein anderes Wort nöthig machen, wenn ein Anderer spricht und durch seine Stellung sich anders zu diesen Prädicaten verhält, denn diese Umstände drücken nur Beziehungen auf den Sprechenden aus. Wo Einer richtig, der Andere falsch urtheilt, da werden freilich auch andere Umstandswörter dort und hier zur Anwendung kommen; das geht aber die Sprachdenklehre Nichts an, sie hat es nur mit den wahren Grund-Verhältnissen zu thun. — Was die Zahlwörter anlangt, so sind sie ein Mittelding zwischen Begriffs- und Formwörtern, denn wie ihre Anwendung vom Sprechenden abhängt, so bestimmen sie zugleich den Umfang der Begriffe. Daß und warum sie in allen Sprachen Bedürfniß sind, haben wir früher gesehn. Die Vorwörter und Bindewörter werden den Schülern nach ihrer Bedeutung und allgemeinen Unentbehrlichkeit am besten anschaulich, wenn man Sätze giebt, in denen sie vor der Hand weggelassen sind. Er geht Kirche, er kommt Rathhaus, er wohnt Gerbergasse ꝛc. — er kann nicht kommen, er krank ist; sie reisten ab, es 12 Uhr schlug; er hat studirt, nicht viel gelernt. U. s. w. Sagt mir, was fehlt hier: Biegungsendungen oder was sonst? Da nun Sätze sich nicht biegen lassen, wie Dingwörter, wodurch muß man da die Beziehungen, in welchen die Gedanken zu einander stehn, ausdrücken? Manchmal können die Formwörter wegbleiben, ohne daß der Sinn gestört wird; die Beziehungen werden in solchen Fällen vom Hörenden gedacht, ohne ihm bezeichnet worden zu sein. Auch darauf muß aufmerksam gemacht werden. „Kannst du heute nicht schreiben, so thue es morgen"; „er bleibt zu Hause, er hat zu thun". Dort fehlt „wenn", hier „denn". Namentlich wo die Umstände durch Begriffswörter zum Ausdruck gelangen, fällt im Deutschen Biegung und Formwort als Beziehungszeichen fast regelmäßig weg. So bei den Eigenschaftswörtern, z. B.: „schnell" gehn, „laut" sprechen ꝛc., eben so bei den Dingwörtern: „aus Lust" singen, „vor Aerger" weinen, „zum Vergnügen" reisen, „von Herzen" danken ꝛc. Die Präpositionen

und die von ihnen veranlaßten Biegungen dienen hier bloß dazu, die Dingwörter zu Umstandwörtern zu stempeln, und Ausdrücke, wie Abends, Morgens, Nachts, Vormittags, flugs ꝛc. tragen „erstarrte", wechsellose Biegungsendungen an sich. Endlich ist es von Interesse, den Schülern die Frage vorzulegen: warum werden die Vor- und Bindewörter in keiner Sprache gebogen, während dies doch bei andern Formwörtern der Fall ist? Der Grund ist leicht einzusehn. Was selber nur so viel als Biegungsendung ist und nur Eine Beziehung auf einmal auszudrücken hat, würde durch Biegung gerade zweideutig und unbrauchbar werden. Wohl kann ein solches Wort mehrere Nebenbegriffe und somit mehrere Beziehungen bezeichnen, nur nicht gleichzeitig, wie es z. B. die Fürwörter thun. „Das ist meine Frau". Welche zwei Beziehungen drückt hier „meine" auf einmal aus? Es kommt demnach bei den Präpositionen und Bindewörtern nur darauf noch an, den gerade jetzt waltenden Beziehungsbegriff richtig herauszufinden. So bezeichnet „vor" den Ort, die Zeit und den Grund (vor dem Hause, vor der Predigt, vor Hitze), „weil" die Zeit und den Grund (er lernte, weil [„derweil"] er aß, er schmollte, weil er sich verletzt fühlte). U. s. f.

So viel über die Formwörter überhaupt. Nur die Fürwörter verdienen noch eine besondere Erörterung.

Von diesen sagt Becker: wie das Verbum „sein" ursprünglich ein Verb ohne Begriff gewesen, so seien die Fürwörter ihrem Ursprunge nach als Substantiven ohne Begriffe zu betrachten (man sehe Becker's „Ausführliche deutsche Grammatik" S. 36). Da wäre ihre Entstehung in der That unbegreiflich; denn so lange gar kein Begriff gedacht wird, entstehn höchstens Töne, Schreie, aber keine Wörter. Indeß meint es Becker wohl nicht so ernstlich damit, da er doch lehrt, daß die Beziehungen „gedacht werden"; er faßt die Beziehungen nur zu wenig als eine besondere Art von Begriffen, weil er nur die Hauptbegriffe als Begriffe gelten lassen will. Die Fürwörter müssen nun, wie auch Becker anerkannt, in jeder Sprache sehr frühzeitig und zwar ohne Ableitung von Begriffswörtern, also

selbstständig entstanden sein; dies sieht man schon daraus, daß sie in allen Sprachen, und in den Grundsprachen am meisten, unregelmäßig formirt sind. Man brauchte sie eben früher, als man einen Leisten, ein Schema, ein Muster für die Biegung hatte, und so wurden sie bloß auf gut Glück gebogen. An dem Verbum „sein" documentirt sich dieser Grund ebenfalls, denn es geht in allen Sprachen gegen die Regel, die bei der Biegung der übrigen Zeitwörter herrscht, weil es ebenfalls gleich Anfangs unentbehrlich war. Es kann Nichts schaden, wenn die Schüler sich dessen und des Grundes davon bewußt werden; denn so lange sie diese Unregelmäßigkeiten gar nicht bemerken, ist der Sprachunterricht keine Sprachdenklehre gewesen. Ich pflegte meinen Schülern, um das Unregelmäßige solcher Wörter recht augenfällig zu machen, ein Dingwort als Muster, z. B. zur Biegung des Fürwortes „Ich", aufzustellen, etwa das Wort „Wald", und da ergab sich folgende spaßhafte Biegung: (Singular) ich, iches, iche, ich; (Plural) icher, icher, ichern, icher. Mit dem Zeitworte „sein" machte ich's ähnlich. Nehmt das Verbum „freien" (frein) zum Muster, wie wird da das Imperfectum von „sein" heißen? „Ich seite, du seitest, er seite, wir seiten" 2c. Oder fanget gleich mit „ich bin" an und setzet es regelmäßig fort: „ich bin, du binst, er bint, wir binnen 2c. Ich binte, du bintest" 2c. So wurde unter Heiterkeit eingesehn, was sonst nur Langeweile verursacht und den Zweck verfehlt hätte.

Doch diese Einsicht ist am Ende Nebensache; die Hauptsache ist, zu finden, aus welchem Bedürfniß die Fürwörter entsprungen sind, und wie dieses Bedürfniß gerade zu dem Inhalte führen mußte, den sie im Unterschiede von den eigentlichen Begriffswörtern haben. Offenbar ist es auffällig, daß kein Volk sich begnügt, Wörter und Namen zu bilden für die Dinge (Personen und Sachen) und deren Thätigkeiten, die es zu besprechen hat; warum bildet jedes auch noch Wörter für die Wörter? Taugen denn in der ganzen Welt die Herren weniger, als die Stellvertreter und Diener? Und erfährt man Etwas besser, wenn man es nicht auf geradem Wege, sondern

auf Umwegen erfährt? Ueberleget Folgendes. Es ist mir öfter begegnet, daß ich in meiner Stube arbeitete und außen an der Thür klopfte es. Ich rief: wer ist da? und die Antwort lautete: ich bin's. Was wußte ich nun? Nur so viel, daß ein Mensch vor der Thür stand und kein Kameel, auch daß nicht mein Bello es war, welcher zuweilen, draußen an der Thür sitzend und sich kratzend, ein ähnliches Klopfen verursachte. Hätte die Antwort geheißen: der Kaufmann Rendel, so hätte ich damit, auch wenn mir der Mann ganz fremd gewesen wäre, jedenfalls etwas Bestimmteres erfahren, als durch das Wort „ich", das auch mir zukommt; und wenn ich auch zugebe, daß dieses Wort immer noch deutlicher war, als eine abgerissene Biegungsendung oder als deren Stellvertreter (von, bei, in, an ꝛc.), so war doch der Name Rendel immer noch besser. Denn ausgedrückt war der Begriff (hier richtiger: die Anschauung) nicht, an welche bei „ich" gedacht werden sollte; nur das ist nicht zu läugnen: es war dadurch mit einer Bestimmtheit darauf hingewiesen, wie solches die übrigen Formwörter in gleichem Grade nicht thun, und Becker sagt daher mit Recht: die Demonstrativ- und Interrogativpronomen nehmen unter den Pronominalien die oberste Stelle ein." Das Hinweisen auf ein Sein charakterisirt oder kennzeichnet sie jedoch alle, nicht bloß die demonstrativen, und wenn man mit Becker und Wurst dafür sagt: sie bezeichnen das Sein, drücken es aber nicht aus, so ist eben dieses Hinweisen damit gemeint. Es sind also Wörter, die den Begriffswörtern am nächsten stehn; denn sie schließen den Begriff gewissermaßen ein, ohne ihn ausdrücklich zu nennen, und wenn daher der Anklopfende nicht ein Fremder, sondern ein mir Bekannter ist, so setzt er mit seinem „ich bin's" offenbar voraus, ich müsse ihn daran genugsam, weil übrigens schon an dem Klange der Stimme, erkennen, was aber, wie Jedermann weiß, häufig nicht möglich ist. Es fragt sich nun: welches ist das Bedürfniß, das alle Völker zwingt, solche Fürwörter zu bilden und zwar schon im Beginn ihrer Sprache zu bilden? Die Antwort werdet ihr unschwer finden, wenn ihr überlegt, wie es klignen würde,

wenn ich statt „ich" fortwährend meinen Namen, oder statt „du" immer den Namen des Angeredeten &c. setzen müßte. „Ich ging spatzieren und begegnete meinem Bruder" = Dreßler ging spatzieren und Dreßler begegnete dem Bruder Dreßlers. Und wo Jemand erzählt: „wir" (er meint eine Gesellschaft von 20 Menschen) „speisten zusammen", da müßten die Namen von 20 Personen genannt werden; ist das bei einer Erzählung, die sich vielleicht nur fünf Minuten fortsetzt, ausführbar, und würden die Zuhörer es aushalten? Oder leset den Brief, der in Wurst's Sprachdenklehre an der Spitze der Fürwörter steht, wo ein gewisser Max so schreibt: „Lieber Bruder Adalbert! Deinen Brief habe ich richtig erhalten. Es freut mich herzlich, daß du dich endlich meiner erinnert und mir von Deinem Befinden Nachricht gegeben hast. Ich war wegen Deiner (deinetwegen) sehr besorgt und fürchtete, es möchte dir etwa eine Krankheit zugestoßen sein, da du so lange Nichts von dir hören ließest. Dein Schreiben zeigte ich auch unserm Herrn Vetter". U. s. w. Ohne Fürworter müßte dieser Brief in jeder Sprache so lauten: Lieber Bruder Adalbert. Adalbert's Brief hat Max richtig erhalten. Es freut den Max herzlich, daß sich Adalbert Maxens erinnert und Maxen von Adalberts Befinden Nachricht gegeben hat. Max war wegen Adalberts sehr besorgt, &c. — Ist das verständlich, ist es bequem, kurz und wohllautend? Verständlichkeit, bequeme Kürze und Wohllaut ist aber allen gebildeten Menschen beim Reden und Hören Bedürfniß, und somit leuchtet ein, daß die Fürwörter in keiner Sprache, am allerwenigsten in einer gebildeten, entbehrt werden können. Namentlich die Verständlichkeit geht immer verloren, wo die Beziehung, in welcher die Dinge zum Sprechenden stehn, nicht genau angegeben wird, und diese Angabe ist häufig nur durch die Fürwörter mit Sicherheit möglich. Uncultivirte Völker werden in dieser Hinsicht, namentlich beim Schreiben, nicht große Gewandheit zeigen; das bedarf jedoch keiner Erklärung.

Doch ich breche mit diesen Andeutungen ab, so Vieles sich auch noch beibringen ließe.

Wir kommen endlich zur dritten Klasse der sprachlichen Grundverhältnisse, zur Wortbildung. Hier handelt es sich um die erste Entstehung der Wörter und um die dann nachfolgende Ableitung des einen von dem andern. Daß diese Vorgänge in allen Sprachen eintreten, also Grunderscheinungen sein müssen, liegt so sehr auf der Hand, daß eigentlich meinerseits kaum darüber besonders zu sprechen sein sollte. Doch dürften folgende kurze Bemerkungen der Beachtung nicht unwerth erscheinen.

Betrachtet man die Wörter: binden, Binde, Band, Bund, bündig, Bündniß — decken, Decke, Deckel, Dach, bedachen ꝛc., so leuchtet ein, daß es Wurzel- und abgeleitete Wörter giebt, und daß jene den abgeleiteten der Entstehung nach immer vorangehn mußten. Die Wurzeln sollen nun, nach Becker, immer Thätigkeitswörter (Zeitwörter) sein. Allerdings ist es richtig, daß der Mensch die Dinge hauptsächlich nach dem benennt, was sie thun, und daß dieses Thun ihm stärker und darum früher in's Auge fällt, als der ruhende Stoff der Dinge, das bewegungslose Sein. Wenigstens in den Ursprachen spiegelt sich diese Wahrnehmungsthatsache unverkennbar ab. Daraus folgt aber gewiß nicht, daß es keine andere Wurzelwörter, als Zeitwörter, geben könne, und in den persönlichen Fürwörtern haben wir bereits solche andere gefunden. Warum sollten die Menschen das Bedürfniß, Etwas als bloß daseiend zu bezeichnen, nicht manchmal früher gehabt haben, als das Bedürfniß, es nach seiner thätigen Seite anzuschauen? Die Wörter: Mama und Papa — die fast in allen Sprachen so lauten, haben erwiesener Maßen ihren Ursprung in der ersten Thätigkeit der Sprechwerkzeuge der Kinder (im Schließen und Oeffnen der Lippen), und es läßt sich nicht nachweisen, daß sie von dem hergenommen seien, was die Eltern thun. Sein und Thun ist freilich in der Wirklichkeit bei den Dingen stets beisammen; denn ein Thun, ein Geschehn, wo Nichts ist, ist unmöglich, und man darf sich daher nicht wundern, daß in der Sprache Beides immer Hand in Hand geht. So gut aber die Aufmerksamkeit der Menschen zuerst auf das Thun fallen und

dafür ein Wort bilden konnte, so gut konnte gewiß in anderen Fällen auch das Sein ihren Blick zuerst fesseln. Wo wäre die Aufmerksamkeit der Menschen eine so geregelte, daß sie immer eine und dieselbe Richtung zuerst nähme? Es fragt sich demnach, was ist früher entstanden: das Wort Mund oder munden? Hand oder handeln? Finger oder fingern? 2c. — Köpfen muß jedenfalls später gebildet sein, als Kopf; und warum sollte der Kopf des Menschen sich dem Anblick nicht als Etwas dargestellt haben, was ohne Weiteres, ohne Rücksicht auf sein Thun einen Namen verlangte? Das Wort „hausen" — konnte es entstehn, so lange man noch kein Haus hatte? Ist „feuern" eher gebildet worden, als Feuer? Man denke noch an „Stein, Wasser, Feld, Mann, Frau, Kind, Stern, Sonne, Mond" 2c. — Man sieht, die Frage wegen der Priorität der Wörter ist streitig. Der Schule kann dieser Streit ziemlich gleichgiltig sein; sie hat nur nicht für Früheres auszugeben, was entschieden spätern Ursprungs mittelst Ableitung ist, wie: Trank, Trunk, Tränke, Getränk 2c. von trinken, Schließung, Schluß, Schloß, Schlosser 2c. von schließen, und dergleichen. Sie wird also Wurzelwörter und abgeleitete Wörter nicht gedankenlos hinnehmen zu lassen, sie wird diese Unterschiede für das Denken der Kinder hervorzuheben haben, jedoch nur so weit, als sie bestimmt erkennbar vorliegen. Das Innere, der Kern der Sache, ist dabei die Verwandtschaft der Begriffe; diese muß in den Vordergrund treten; denn nur so wird klar, wie aus den Wurzeln die Stamm- und Sproßwörter hervorwachsen. Bei den Sproßwörtern ist insonderheit der Unterschied zwischen Ableitungs- und Biegungsendungen in's Licht zu setzen. Außerdem ist den zusammengesetzten Wörtern, namentlich den Dingwörtern unter denselben, ein sorgfältiges Augenmerk zu schenken, da diese meist ganze Sätze enthalten und für das Denken von besonderer Wichtigkeit sind. Wurst's Sprachdenklehre bietet zu solcher Unterweisung alles Material, so weit es für die Schule wesentlich ist. Kann irgendwo das wichtige Gesetz der Sparsamkeit anschaulich gemacht werden, so ist es hier. Leider hat Wurst gar Nichts

darüber gesagt, obschon es sich hier förmlich aufdrängt, wie er auch nirgends ausdrücklich darauf hinweist, daß und warum sich in solcher Wortbildung Grunderscheinungen der Sprache darstellen. Es dürfte aber nicht schwer sein, dies Beides nachzutragen, indem man zeigt, daß alle Völker das Bedürfniß haben, verwandte Begriffe mit verwandten Wörtern zu bezeichnen, und daß zu einem entgegengesetzten Verfahren nirgends ein Grund vorliegt, ja ein solches gar nicht ausführbar ist, wenn das Denken unverletzt bleiben soll. Dies kann auch in solchen Schulen geschehn, wo bloß die Muttersprache getrieben wird, denn die Kinder begreifen sehr wohl, daß z. B.: Mensch, menschlich, Menschlichkeit; reich, reichlich, Reichthum 2c. auch im Denken der Franzosen, Engländer 2c. verwandte Begriffe sein müssen, und den Blick über seine vier Pfähle hinauslenken ist immer interessanter, als ihn bloß auf die Scholle heften. In Schulanstalten, wo noch dazu Lateinisch, Griechisch 2c. gelehrt wird, drängt sich diese Hinweisung dopppelt und dreifach auf, und wenn die Erfahrung lehrt, daß man dort nicht selten solche herrliche Gelegenheit zur Betreibung der Sprachlogik dennoch vernachlässigt, indem man bei der Wortbildung von der zum Grunde liegenden Verwandtschaft der Begriffe selten ein Wort hören läßt, so kann der Grund nur darin liegen, daß man entweder überhaupt von der Sache Nichts versteht, oder gleichgiltig darüber hinwegsieht, oder wohl gar Furcht vor dem Denken hat. Möchte der letztere Fall in unsern Tagen ein unerhörter sein!

So viel über das beregte Thema. Man vergesse Zweierlei nicht: 1) daß ich nur Andeutungen und keinen eigentlichen Lehrgang geben, 2) daß ich elementarisch zu Werke gehn wollte, wie ausdrücklich die Ueberschrift besagt. Vieles ist dabei weggeblieben, Anderes nur obenhin berührt worden. Vielleicht findet sich Jemand, der uns ein Ganzes bringt, welches den logischen Unterricht in der deutschen Sprache auf ähnliche, aber noch bessere Weise im Interesse wahrer Schulbildung behandelt.

II.

Aufruf zur Bildung.

Vorbemerkung.

Der Ruf nach Bildung, nach erhöheter Bildung, ertönt von allen Seiten, seit Jahren ist er das eigentliche Feldgeschrei der Lehrer. In der That haben sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn der Besitz wirklicher Bildung ist die erste, unentbehrlichste Bedingung in dem Sein und Leben Desjenigen, der sich den Beruf zur menschlichen Bildung Anderer erwählt hat. Aber was ist „Bildung“, wahre, ächte Bildung? Das ist leichter gefragt als gesagt. Wissen aber muß das Derjenige, der nach wahrer Selbstbildung streben und dadurch die Bildung Anderer fördern will. Diesem nothwendigen Wissen kommt in vortrefflicher Weise die nachfolgende Abhandlung des Herrn Dr. Eberhard, Schulraths und Directors der Realschule in Coburg (Osterprogramm derselben Anstalt 1864), zu Hülfe. Mit Genehmigung desselben nehme ich dieselbe in das „Jahrbuch“ auf, in der Zuversicht, daß die Leser damit nicht unzufrieden sein werden. Die Abhandlung enthält neben ihrem eigentlichen Zweck eine Menge interessanter und belehrender Bemerkungen, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden.

A. D.

Was ist Bildung? Wer ist ein Gebildeter? Wie nimmt sich unsere Zeit aus im Lichte des Bildungsideals?

Als der große Schleiermacher seine mehr gerühmten als gelesenen Reden über die Religion schrieb und „den Gebildeten unter ihren Verächtern" zur Verständigung übergab, hatte er wahrscheinlich nicht die Leute im Sinn, die heutzutage sich selber und auch Anderen als die Gebildeten erscheinen, Leute, deren Hauptwerth — wie es sonst bei den Conchylien der Fall war — in der Schale liegt, d. h. die durch feinen Rock und buttergelbe Handschuhe vollständig charakterisirt sind. Hiermit sind Extreme im Begriffe „Bildung" angedeutet, die kaum näher aneinander liegen, als die äußersten Glieder im Begriffe „Mensch", wenn doch neben einem Aristoteles und Goethe — ausgewirkten Normalindividualitäten — auch der Pescheräh und Alfuru — die zunächst nur als Rassenexemplare ihren Werth haben — unter denselben Begriff „Mensch, der stolze Herr der Schöpfung" fallen. Es giebt wenige Worte unserer Sprache, deren Gebrauch durch Willkür und Mißverstand gleich vag und schlotterig geworden ist, wie der der Ausdrücke „Bildung" und „Gebildete". Nur Wenige werden sich finden, die nicht sich selber zu den „gebildeten Ständen" einrechnen und den begrenzenden Schlagbaum knapp unter ihren Stand setzen. Und doch was sind die „gebildeten Stände?" Sind es etwa die sogenannten höheren Stände? Ist denn wirklich in diesen, in denen fast Jeder die Bildung gleich mit dem ersten Kinderhemdchen angezogen zu haben wähnt, die Zahl der Gebildeten die Mehrzahl? Wenn wir eine die Bildungshöhe versinnlichende Curve zögen, würde diese Linie kongruent sein mit der Linie der Stellungshöhe in der bürgerlichen Gesellschaft? Wer wäre verwegen genug, zu behaupten, daß die Hochgestellten auch die Hochgebildeten, daß die Günstlinge Fortuna's auch die Lieblinge Apoll's wären? Suchst du selbst bei einem gescheiten Manne Auskunft über den Sinn, den er mit dem Worte „Bildung" verknüpft, so wird dir oft genug eine Abfertigung mit Erklärungen, die, festgefaßt, zerrinnen wie Schnee in der warmen Hand. Es ver-

lohnt sich wohl der Mühe, diesen Proteus unter den Worten zu greifen und festzuhalten, bis er sein wahres Wesen enthüllt; zumal da in ihm doch wohl diejenigen Güter des Menschendaseins bezeichnet liegen, die das Leben erst lebenswerth und den Menschen menschenwürdig machen. Besonderen Antrieb und drängende Verpflichtung, in dieser Frage klar zu sehen, empfindet der Schulmann, dem der Beruf geworden, die Jugend — die Hoffnung der Zukunft des Geschlechtes — zur Aufnahme, Pflege und Mehrung des Kleinods der Bildung vorzubereiten.

Es wird nun aber das Wort „Bildung" allernächst in einem doppelten, sehr verschiedenen Sinn gebraucht. Einmal bezeichnet es einen Prozeß, ein Werden und ein Bewegen zu einem Ziele hin, wenn man z. B. von Jugendbildung und Bildungsanstalten spricht. Diese Bedeutung dürfen wir hier zunächst bei Seite liegen lassen. Weiter unten wird sich Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen. In einem zweiten Sinne wendet man dasselbe Wort an, um das Resultat jenes Prozesses und das Ergebniß des Werdens, somit einen errungenen Standpunkt und ein erreichtes Ziel zu bezeichnen. Aber die genauere Untersuchung des Wesens der Bildung wird darthun, daß die Bildung in diesem Sinn doch keinen ruhenden, vollkommen abgeschlossenen Zustand bezeichnet, der weitere Veränderungen ausschließt. Es wird im Gegentheil als charakteristisch für das Wesen der Bildung die Beweglichkeit sich herausstellen, eine fortdauernde Sichtung, Klärung, Erweiterung und Vertiefung des erworbenen Gutes, so daß die Bildung eben darin einen gemeinsamen Charakter mit allem Lebendigen trägt. Was von Haus aus anorganisch und todt ist, verändert sich von innen heraus gar nicht und gestaltet sich um lediglich durch den Angriff äußerer Mächte, deren feindlichem Anfall es allgemach oder plötzlich erliegt. Das Lebendige behauptet sein Dasein nur in einem dauernden, aus innerster Quelle fließenden Kampfe; es beruht auf der Fortdauer des Umsatzes der Stoffe und gebiert sich jeden Augenblick auf's Neue, bis endlich dazu die innere Kraft erlahmt und die letzte Thätigkeit des Lebendigen

eintritt, das Sterben, welches ebenso den nothwendigen Schluß des organischen Daseins bildet, wie das Geborenwerden den Beginn. So soll auch die Bildung kein todter Schatz sein, der einem Konsense gleich in der Truhe liegt, sondern ein sich stets neu gebärendes Lebendiges.

Wenn wir aber hier die Bildung in dieser zweiten Bedeutung als das Resultat eines mühevollen Ringens betrachten, so fassen wir es zugleich in seinem absoluten und weitesten Sinn, wo es ohne Beisatz gebraucht wird; wir schließen alle diejenigen speziellen Bezeichnungen aus, die durch ein Beiwort angedeutet werden, wie wenn man von kaufmännischer oder von juristischer Bildung spricht. Da liegt der Hauptton auf dem Beiwort. Wir sprechen hier von Bildung überhaupt und fragen, welches ist Sinn und Wesen dieser Bildung, und durch welche charakteristischen Merkmale unterscheidet sie sich von Rohheit und Unbildung, was macht den Gebildeten zum Gebildeten?

Am leichtesten wird eine Verständigung darüber zu erzielen sein, an welchen Merkmalen die Abwesenheit der Bildung zu erkennen ist. Es tritt hier derselbe Fall ein, den wir im Gebiete der Sittlichkeit finden. Eine einzige That genügt, die Verdorbenheit eines Menschen erkennen zu lassen, weil, wer **einer** solchen Handlung fähig ist, der Sittlichkeit nothwendig baar ist. Aber daß eine Natur wirklich sittlich geartet ist, kann aus einer einzelnen Handlung nicht erkannt werden, eben weil der Charakter der Sittlichkeit in dem unwandelbaren Beharren auf der Bahn des Rechten liegt. So wird Unkunde in den gewöhnlichsten Schulkenntnissen durchweg als Beweis von Mangel an Bildung genommen werden, weil, wo sie auftritt, die ersten Grundlagen der Bildung fehlen müssen. Wer in den Elementen der Geschichte, der Geographie, des Rechnens erhebliche Blößen gibt, an dem hat die heranbildende Macht der Schule den rechten Erfolg nicht zu erreichen vermocht; wo aber der Grund schlecht ist, taugt auch der weitere Aufbau wenig. Erhebliche Sprachfehler, Unsicherheit in der Rechtschreibung werden, wo sie habituell auftreten und nicht als Versehen zu betrachten sind, zu einem Symptom von fehlender Bildung. Die öffent-

liche Meinung ist in der Aburtheilung solcher Gebrechen rasch und streng. Wer den Weg der Gymnasialbildung gegangen ist und sich beikommen ließe, einen dicken Schnitzer gegen die Gesetze der lateinischen Sprache zu begehen, würde viel härter beurtheilt werden, als wenn er dieselbe Unziemlichkeit gegen die Muttersprache sich erlaubt hätte; zum Schaden hat er sicher noch den Spott. Und das Urtheil ist berechtigt; denn gerade auf das Erlernen des Latein nach bestimmt ausgeprägten Regeln verwendet das Gymnasium seine Hauptkraft. Wer also gegen jene sündigt, gilt mit Recht für einen Menschen, an dem die Schule ihre bildende Kraft vergeblich versucht hat. Es gibt Niemanden, der da Bildung erwartet, wo man Rohheit der Sitte und Manieren oder eine Handlung findet, die auf Niedrigkeit des Sinnes deutet. Wenn an solchen Merkmalen das Fehlen der Bildung erkannt wird, so darf freilich nicht im umgekehrten Schluß auf ihr Vorhandensein gerechnet werden, wo jene Gebrechen nicht augenfällig hervortreten.

Untersuchen wir nun die positiven Merkmale, die an einem Menschen, der zu den Gebildeten zählt, erwartet werden, um dann sachgemäß fortschreitend ein Gesammtbild vom Wesen der Bildung zu gewinnen. Niemand bezweifelt, daß zur Bildung Wissen gehört; nur durch Wissenserwerb kann Bildung errungen werden, die stets nicht eine freie Gabe des Glücks oder der Geburt, sondern der verdiente Lohn mühsamen Strebens ist. Und dennoch macht die eigentliche Gelehrsamkeit oder Gelahrtheit, die — ohne ihrem hohen Werthe zu nahe zu treten — doch vielfach nur ein Wissen von dem ist, was Andere gewußt haben, so wenig den Kern der Bildung aus, daß gar manche Grundgelehrte nicht zu den Gebildeten gerechnet werden können, weil ihr Wissen ein todtes ist, ein äußerliches Gedächtniß- und Verstandeswerk, das zur Veredlung der ganzen Persönlichkeit nur wenig beiträgt. Und umgekehrt gibt es hochgebildete Männer in den verschiedensten Lebenskreisen, die auf den Ruhm der Gelehrsamkeit keinen Anspruch haben. Und wie viele Frauen wären namhaft zu machen, die, im Schmuck edelster Bildung strahlend, von eigentlicher Gelehrsamkeit weit entfernt

bleiben? Es darf somit die Gelehrsamkeit allein sicher nicht als ausreichendes oder auch nur unentbehrliches Merkmal der Bildung erachtet werden. Viel gewichtiger schon ist ein durch wissenschaftliches Streben errungener „wissenschaftlicher Sinn“, dessen Vorhandensein gewöhnlich auf eine hohe Stufe von Bildung deutet. Denn in ihm liegt ein charakteristisches Merkmal aller edleren Bildung, die dauernde Richtung auf das Höhere und Ideale, in der wir das Wesen der Bildung erkennen werden. Dennoch ist, wie sich aus dem ergibt, was wir eben gesagt, auch ohne wissenschaftlichen Sinn in vielen Männern und Frauen die schönste Bildung verwirklicht. Daß aber selbst wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliche Bildung mit großer Verwilderung des Charakters und der Person Hand in Hand gehen können, lehren viele Beispiele, wie das eines Baco von Verulam.

So wenig wie das Wissen an sich, können Fertigkeiten, und wenn es die werthvollsten und schönsten sind, aus sich allein den Anspruch auf Bildung gewähren. Wir finden hohe Meisterschaft in der Handhabung der Sprache zu schriftlichem, wie zu mündlichem Gebrauch, wir finden hohe künstlerische Virtuosität zu wirklich schönen Productionen in allen Gebieten der Kunst, der Dichtkunst, Musik, Malerei, Plastik, Architektur, Schauspielkunst, ohne uns lediglich um dieser Fertigkeiten willen genöthigt zu sehen, die Besitzer zu den Gebildeten zu zählen.

Und sicher wird jeder Anspruch auf Bildung, der durch irgend welche andere Eigenschaften erworben ist, wesentlich beschränkt oder verwirkt durch sittliche Gebrechen, Charakterlosigkeit, Feigheit, Mangel an Wahrhaftigkeit, Lieblosigkeit, Niedertracht jeder Art.

Des religiösen Sinnes und der frommen Stimmung geschieht an dieser Stelle absichtlich keine besondere Erwähnung, weil ja nach dem Willen des Stifters unserer Religion die läuternde, tröstende, beseligende und erlösende Macht der Religion sich an allem Volke, auch an den Kleinen und an den Geistesarmen bewähren soll und nicht blos den Glücklichen, denen höhere Bildung zu erwerben vergönnt war, sondern auch

denen, die bei der Vertheilung der Glücksloose im Erdenleben fast nur Nieten gezogen haben, zu eigen gegeben sein soll. Wo freilich gänzlicher Mangel an religiösem Gefühl, das Fehlen jeder Ahnung einer höheren, den Gang der Welt, wie das Leben des Einzelnen beherrschenden und regelnden Macht erkennbar wird, da muß bei allen sonstigen Tugenden und bei den blendendsten Geistesvorzügen auf eine Verrohung und Verwilderung der Natur geschlossen werden, welche die wahre Bildung unmöglich macht.

Bevor wir uns anschicken, die Bildung in ihrem eigentlichen Wesen zu erfassen und in ihren Hauptmomenten darzulegen, wird es gerathen sein, zur Orientirung einen Blick auf die gebildetsten Völker des Alterthums zu werfen, sie, denen es gegeben worden, für Jahrtausende, vielleicht für immer, leuchtende Vorbilder und Lehrer der Menschheit zu sein. Worin haben sie die Blüthe der Bildung erkannt, auf welchem Wege haben sie derselben nachgestrebt?

Das herrliche Volk der Hellenen hat eine Höhe der Bildung erreicht, die ohne Beispiel ist, und zwar nicht nur in einigen wenigen Richtungen geistiger Bethätigung oder in vereinzelten und einsam stehenden großen Männern, die als Gipfel nur um so höher erscheinen, je tiefer die Umgebung zu ihren Füßen liegt, sondern fast in universellem Sinne und in einer das ganze Volksleben durchdringenden und adelnden Macht. Es darf das ausgesprochen werden, ohne daß man die Augen gegen die schwarzen Schatten verschließt, von denen keine Schöpfung und kein Zustand der Sterblichen vollkommen frei ist. Was die Griechen für einzelne Wissenschaften gethan, wie für Geometrie, Astronomie, Geographie, Medicin, sei nur leise berührt. Die Philosophie als Wissenschaft haben sie begründet und zu einer Ausbildung geführt, die durch organisch gegliederte Entwickelung, durch Vielseitigkeit der Richtungen, durch Genialität und Geistestiefe, durch Schwung und Energie die Bewunderung des Beschauers erweckt; die Weltgeschichte bietet nur noch ein Ebenbild in dem Streben und Ringen, die ewigen Räthsel alles Daseins zu lösen, welches das Geschlecht zu Ende

des vorigen und in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts erfüllte. Eine unerreichte Höhe aber haben die Griechen im Gebiete der Kunst erstiegen. Ihre Natur war künstlerisch angelegt und gestimmt. Ist es die Aufgabe der Kunst, das Schöne zu verwirklichen und darzustellen, d. h. den sinnlichen Stoff zu einem gesättigt durchdrungenen Träger und Verkünder der Idee zu machen, so daß der Stoff nicht hinter der Idee zurückbleibt, noch durch vordrängendes Beiwerk und Zierrath über sie hinausgreift, so haben die Griechen diese Aufgabe in einer Meisterschaft und Vollendung, in einer Vielseitigkeit und einem Reichthum gelöst, daß sie als unerreichbare Muster für das spätere Geschlecht hingestellt erscheinen. Und wenn alles Hohe und Tiefe im Menschengeist auf Gott hinführt, wie es aus ihm hervorgeht, — so ruht auch auf dieser Kunstvollendung die Weihe der Religion. Die Griechen waren fast gleich groß in Malerei, Plastik und Architektur, in allen Gebieten der Poesie, auf dem Felde der sogenannten redenden Künste, wie in der Musik, obgleich die letztere noch nicht zur vollen Selbstständigkeit, bis zur Darstellung einer Idee lediglich durch die Tonfolge, sich durchgearbeitet hatte, sondern noch in innigem Zusammenhange mit der Poesie ihre Wirkung suchte. Dieser künstlerische Sinn hatte das Leben nach allen Richtungen hin durchdrungen. Ihre Schöpfungen im Gebiete der Philosophie und Historik suchen und erreichen eine hohe Kunstvollendung. Selbst das Handwerk adelte seine Schöpfungen durch Schönheit; die gewöhnlichsten Werkzeuge des praktischen Lebens tragen den Stempel der Kunst. Auch der Mensch selber erschien ihnen wie ein Kunstwerk, in welchem die Geistesschönheit ihren Ausdruck nicht nur, sondern ihre Verwirklichung in Schönheit und Tüchtigkeit des Körpers finden sollte. Darin liegt es begründet, daß sie auf Kraft, Schönheit, Gewandtheit des Körpers einen fast übertriebenen Werth legten. Es könnte sonst befremden, wie die Griechen, ein so feinsinniges und hochgebildetes Volk, die Sieger im Ringen und Rennen bei öffentlichen Spielen mit der erhabensten Poesie feierten, mit fast göttlichen Ehren erhoben und als Männer priesen, die das höchste Erdenglück erreicht

hätten. Aber Ruhm war ihnen ein Aequivalent für die persönliche Unsterblichkeit, da sie, in der irdischen Existenz wesentlich befriedigt, ein persönliches Fortleben nach dem Tode meist nicht in Anspruch nahmen. Im politischen Leben entwickelten sie theils in der Zeitfolge nach einander, theils in verschiedenen Staaten und Städten räumlich neben einander fast sämmtliche Staatsformen und schufen hiermit eine unglaubliche Fülle von Anregungen und Reibungen. Der einzelne Mensch galt für sich selbst gar nichts. Er hatte nur Bedeutung als Bürger und inwiefern er dem Gemeinwesen nütz war. Während das Christenthum den Individuen einen selbstständigen, unvergänglichen Werth — als Bürger im Reiche Gottes zu ewigem Leben berufen — beilegt, so daß die irdische Existenz fast nur als Prüfungs- und Leidenszeit gegen die ewige Seligkeit erscheint, wird in der heidnischen Zeit das Individuum vom Staate absorbirt; im Kampf für das Vaterland zu sterben, gilt bei uns als ein pflichtgebotenes Opfer, bei den Griechen war es des Sterblichen höchstes Glück. Wie Tapferkeit die höchste Tugend, so war Feigheit der äußerste der Fehler. — Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Erziehung der Hellenen. An der Art der Erziehung erkennt man leicht, welche Güter einem Volke als die höchsten und heiligsten erscheinen. Jeder Mensch liebt seine Kinder und Enkel über Alles und sucht ihnen zu vererben, was ihm das Werthvollste dünkt. Während die christliche Erziehung sich wesentlich an die Seele wendet und den Körper nur berücksichtigt, inwiefern er ein Gefäß für den Geist ist und ihm ein gesunder, kräftiger, allezeit dienstfertiger Knecht sein soll, war den Griechen die Seele für sich selbst Nichts, sondern erst im lebendigen Leibe der wahre Mensch. Die Gymnastik der Alten wurde darum mit ganz anderem Sinn und Eifer gehandhabt, als die edle Turnkunst der Neueren. Sie stand als gleichberechtigt neben den Musenkünsten, die den Geist veredeln, durch Rhythmus und Harmonie der Musik und Poesie die natürliche Wildheit bändigen und zur Sophrosyne, zur Strenge des Maßhaltens, führen sollten. Grammatik, Mathematik und Philosophie sollten im lebendigen, persönlichen

Verkehre die Erziehung vollenden. Das öffentliche Leben und die ganze Umgebung erfüllte das Innere mit den Idealen der Schönheit und Vaterlandsliebe. Von der thätlichen Betheiligung am öffentlichen Leben war die Jugend ausgeschlossen; ihr Ruhm war Bescheidenheit, Blödigkeit und Pietät gegen die Aelteren. Eigentliche Gelehrsamkeit oder gar Vielschreiberei war den einfachen Verhältnissen griechischen Lebens fremd. So geartet war die Erziehung wesentlich zu Athen und abgestuft ähnlich in den übrigen Staaten Griechenlands. Ueberall wurde der Hauptwerth auf persönliche Veredlung, Vollendung des ganzen Menschen, auf die Bethätigung tüchtiger, geadelter Gesinnung im Leben gerichtet.

Die Römer verhalten sich in ihrer Bildung zu den Hellenen, wie das Nachbild zum Original, aber wie ein Nachbild, dem durch eigenthümliche Genialität doch eine hohe Originalität eingepflanzt ist. Sittliche Tüchtigkeit mit religiösem Sinn, mannhafter Muth, praktisches Geschick und Rechtssinn führten sie erobernd durch die ganze damals bekannte Welt und ließen sie ein Staatsgebäude aufführen, das durch Großartigkeit und innere Ordnung Staunen erregt; ihre Rechtsordnungen sind lange mustergültig geblieben und haben noch heute ihren tiefeingreifenden Einfluß. Die Sitte der Vorfahren war ihnen nachahmenswerthes Vorbild; auf dem mos majorum ruhte eine heilige Weihe. Das gilt vom ganzen Staatsleben wie vom Familienleben; wie in den heilig gehaltenen Räumen des Hauses die Ahnenbilder mahnend für das jüngere Geschlecht aufgestellt waren, so wurde die Familiensitte ein durch Erbschaft sich fortpflanzendes und festigendes Eigenthum der gens. Bei keinem andern Volk hat in solcher Ausgeprägtheit und Schärfe der Familiencharakter sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. An den bloßen Namen eines Brutus, eines Cato knüpft sich ein bestimmter, kraftvoll ausgewirkter Charakter. In die Sitte der Vorfahren einzuführen, war eine Hauptaufgabe der Erziehung. Zu den Elementarlehren gesellten sich gegen das Ende der Republik als Lehrgegenstände die Poesie, Grammatik, Rhetorik und Philosophie unter griechischen Meistern. Den Körper

stärkten mühevolle Uebungen auf dem Marsfelde, aber mit engerem Zweck als der war, den die Gymnastik der Griechen verfolgte; was erreicht werden sollte, war kriegerische Tüchtigkeit und Kraft. In das öffentliche Leben wurde die Jugend eingeführt an der Hand und unter der Leitung bewährter Männer, in deren Gefolge zu erscheinen hohe Ehre war. Als höchste Pflicht der Jugend galt Gehorsam gegen das Gesetz, Pietät gegen das Vaterland, die Aeltern, die Erwachsenen und alles Heilige; das schöne Wort Pietät haben die Römer geschaffen. Als höchste Zierde eines Jünglings betrachteten die Römer die Schamhaftigkeit, den pudor, und die Röthe, welche die Wangen des Jünglings überzog, der dem reiferen Manne gegenübertrat, galt als Farbe der Tugend. Auch bei den Römern war es die — im römischen Sinne aufgefaßte — Vollendung der Persönlichkeit, deren Erreichung der Erziehungskunst als Aufgabe gestellt war.

Wir sind nunmehr gerüstet, die einzelnen Züge und Momente im Begriffe der Bildung zu einer Gesammtvorstellung zusammenzufassen und uns über ihr Wesen Rechenschaft zu geben. Der Gebildete soll fähig sein, seine Stellung im Raum und in der Zeit, in der Natur und in der Geschichte, in Familie und Staat klar zu überschauen und zu beurtheilen. Dazu gehört eine Summe von Kenntnissen, z. B. aus der Geographie und Geschichte, aus der Philosophie, Literatur und den Sprachen des Vaterlands nicht nur, sondern auch der fremden Kulturvölker, wie aus den Naturwissenschaften; er darf im leiblichen Organismus des Menschen kein Fremdling sein; der Mensch ist sich ja selbst immer das höchste und wichtigste Erkenntnißobjekt. Dieses Wissen braucht nicht gerade in der Form von Gelehrsamkeit aufzutreten; noch weniger soll es eine todte Notizenmenge darstellen; es soll lebendig und zur freien Disposition dem gewandten Geiste immer gegenwärtig sein, um ihm die Freiheit der Stellung über der andrängenden Masse von Erscheinungen und Verhältnissen zu sichern. Eine Entwickelung feineren Sinnes für die Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst, wenn auch nicht bis zur Bethätigung in eigenen

Kunstleistungen ist kaum zu erlassen. Wir verlangen vom Gebildeten eine mit Geschmeidigkeit des Geistes gepaarte sittliche Festigkeit, die ihn durch unerschütterliche, vernünftige Maximen stets über der einzelnen Erscheinung hält, während den Ungebildeten jeder neu herantretende Fall als ein nie dagewesener ganz hinnimmt und unterjocht. Das ist die Mutter edler Sitte und weisen Maßhaltens und jener Liebenswürdigkeit im Verkehre mit den Menschen, in welcher der Einzelne sich seinem Nebenmenschen mit wahrer Liebe hingibt, ohne je sich selbst zu verlieren. Aber der wahre Kern und die wahre Blüthe der Bildung liegt in der Richtung der ganzen Persönlichkeit auf das Höhere und Ideale, das den Geist und mit ihm den Leib jugendlich frisch erhält, in der Strenge und Gewissenhaftigkeit, der die Vervollkommnung der Persönlichkeit heiligste Pflicht ist, die jedem Werke, das geschaffen wird, dem größten wie dem kleinsten, diejenige Vollkommenheit zu geben strebt, welche unter den obwaltenden Verhältnissen eben erreichbar ist, gleichviel ob Viele, ob Wenige, ob Niemand davon Notiz nimmt, — das Gegentheil jener Doppelwirthschaft, die zugleich mit einer Sonntags- und Alltagsmoral handthiert, je nachdem die Augen Anderer den Einblick haben oder nicht. Die Bildung ist also nur in der unveränderten Richtung des Geistes auf das Höchste ein Fertiges, an sich selbst ein Flüssiges und Veränderliches, ein stetes Streben und Ringen nach höherer persönlicher Vollendung, getreu dem Spruche des Dichters: „Möge Jeder still beglückt s e i n e r Freuden warten; wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.“

Unsere Jugend zu dieser Bildung heranzuziehen und für sie zu gewinnen, ist die Aufgabe der Erziehung in Haus und Schule, und besonders ist es die Aufgabe der sogenannten höheren Schulen, der Gymnasien und Realschulen, die auf gesonderten Wegen, wie sie geboten sind durch die Verschiedenheit der Berufsklassen, demselben Ziele zustreben. Dieses Ziel ist nicht Abrichtung für ein spezielles Geschäft und für einträglichen Broderwerb; die Schüler sollen durch die Schulerziehung tüchtig gemacht werden zur erfolgreichen Ergreifung jedes beson-

deren Berufs. Wirkt die Schule auch zunächst durch Lehre und Erkenntniß, so ist diese doch nicht Selbstzweck. Was erreicht werden soll, ist Erhöhung der Kraft, Veredelung der Gesinnung, Vervollkommnung der ganzen Persönlichkeit. Mit dem Erwerb von Kenntnissen wird der geistige Horizont erweitert und die Geisteskraft gestärkt. Wer nie Gehorsam gelernt hat, versteht es auch nicht, über die niederen thierischen Gelüste zu herrschen und sich zu freiem Dienste der Idee der Sittlichkeit hinzugeben. Lotterige Zucht in Haus und Schule erzieht zur Charakterlosigkeit; Strenge ist die Mutter der Charaktertüchtigkeit. Auf dem Andenken eines strengen Vaters und Lehrers ruht ein tausendfacher Segen. Darum stellt die Schule als höchste Tugend eines Schülers den Gehorsam hin. Wie der Müssiggang aller Laster Anfang ist, so ist Fleiß sowohl selbst eine Tugend, wie die Grundlage aller höheren Entwickelung. Die Schule will ihre Zöglinge zu jener freudigen Arbeitsamkeit heranbilden, die, weit über das aufgegebene Pensum hinausführend, in frei gewählter Thätigkeit sich bewährt, die in der Arbeit ihre Lust und im Wechsel der Arbeit die Erholung von der Anstrengung sucht. Die Schule will in die Gemüther jene Gewissenhaftigkeit pflanzen, die fleißig und treu dem Höchsten nachstrebt, nicht aus äußerem Zwang, sondern aus innerer Lust und unwiderstehlichem Trieb; sie will jenen Muth der Wahrhaftigkeit gründen, den der gebildete Mensch immer und überall bewähren soll, am glänzendsten, freilich auch am schwierigsten, sich selbst gegenüber. Die Schule will der Seele Schwung geben, will sie mit Idealen erfüllen, deren verjüngende Macht auch noch unter den schweren Enttäuschungen des späteren Lebens die Probe hält. Es ist keine Kleinigkeit, lange unter Menschen gelebt zu haben und doch den Glauben an die Menschheit festzuhalten. Wer ist elender als ein Mensch, dem dieser Glaube abhanden gekommen? Welche Stunden sind unglücklicher als die, in denen der Mensch irre wird am Ziele der Menschheit oder an der Befähigung, dasselbe zu erreichen?

In dem entwickelten Begriffe der Bildung haben wir allerdings ein Musterbild hingestellt, welches vollständig zu erreichen

keinem Sterblichen vergönnt ist, das aber nichts destoweniger das Ziel alles Strebens bleiben muß. In seiner Erreichung gibt es unendlich viele Abstufungen; daher auch das Unsichere und Schwankende, das wir im landläufigen Begriff der Bildung oben gefunden haben.

Wenn nun auch der Grundcharakter der Bildung feststehend und unveränderlich ist, so muß sie doch, wenn sie in Individuen verwirklicht wird, naturgemäß verschiedene Färbungen und Modifikationen annehmen. In einem Individuum ist nie die absolute Menschheitsidee ausgegossen und dargelebt; die Nothwendigkeit der Beschränkung liegt schon im Begriff des Individuums. Selbst der einzelne Mensch ist ein anderer als Jüngling, ein anderer als Mann und Greis; keine dieser Stufen stellt allein ihn vollständig dar, sondern erst die Gesammtheit dieser einander ablösenden Stufen. Ebenso kommt die Idee der Menschheit nur in einer Menge von Individuen im Ablauf unendlicher Zeiträume zur vollen Erscheinung. Dieses naturgeordnete Verhältniß ist bei allem Bildungsstreben von großer Bedeutung; jeder soll nach Art und Maß seiner Begabung jenem höchsten Ziele zustreben; kann er die Bildung nicht in ihrer Universalität erreichen, so concentrire er seine Kraft auf das Erreichbare und strebe nicht — verschwenderisch mit Kraft und Zeit — nach einer Bildungsform, die ihm versagt ist. Eine höhere Art von Individualitäten bilden die Nationen, und so spricht man mit einer gewissen Berechtigung von Nationalbildung. Doch wäre es Verkehrtheit, wenn man sie in dem Sinn pflegen wollte, daß eben die Beschränktheit dieser Bildung sorglich gehätschelt und erhalten würde. Ein weiteres Moment, das für die Verwirklichung und, so zu sagen, Verleiblichung der Bildung von höchster Bedeutnng ist, liegt im Unterschiede der Geschlechter. Wer dürfte es läugnen, daß die Frauen für die edelste Bildung nicht blos befähigt, sondern auch berufen sind? Und doch muß ihre Bildung eine eigengeartete, in der Form von der Männerbildung verschiedene sein, wenn sie die ächt weibliche Bildung darstellen soll, die um so zauberischer erscheint, wenn sie im Gewande der Anmuth auf-

tritt. Ich versage mir's nur ungern, hier der Frauenbildung eine eingehendere Betrachtung zuzuwenden. Es mag an anderer Stelle versucht werden.

Von noch größerer und tiefer eingreifender Bedeutung für die Form, in welcher die Bildung sich verwirklicht, ist die Zeit mit ihrem Geist. So sind z. B. die Naturwissenschaften für das ganze praktische Leben und die Geistesrichtung der Gegenwart zu einer wahrhaften Macht und zu einem Bildungsmoment geworden, das nur ein geistig Blinder ignoriren kann, während in den vorangehenden Zeiten nur die zünftigen Fachgelehrten in einsamer, unbeachteter Abgeschiedenheit sie pflegten. Wer zu Ende des vorigen und in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts in Deutschland an den philosophischen Bestrebungen, ohne Notiz zu nehmen, hätte vorübergehen wollen, würde freiwillig auf den Ruhm der Bildung verzichtet haben. Recht klar wird solcher Unterschied, wenn wir weit auseinander liegende Zeiten vergleichen. Die antike Bildung des Griechen- und Römerthums war bedingt durch Herabdrückung einer großen Menschenklasse auf die Stufe der Thierheit und ruhte auf dem Postamente der Sclaverei. Wir dürfen es nie vergessen, daß jene herrlichen Blüthen altclassischer Bildung, die wir nicht genug bewundern können, auf einem Boden erwachsen und gediehen sind, in dem die Hälfte des Volkes rechtlos und verachtet den Dünger bildete. Da trat das Christenthum mit seiner weltumgestaltenden Macht in die Geschichte ein und verkündete in dem Satze: „Vor Gott sind alle Menschen gleich", jener unterdrückten Hälfte die Freiheit und Gleichheit der Berechtigung; indem es jedem Individuum eine gleiche und ewige Bedeutung gab, das irdische Leben an ein ewiges Dasein und eine höhere Ordnung der Dinge knüpfte, verlieh es dem ganzen Leben eine andere Physiognomie und einen anderen Inhalt und erfüllte das Geschlecht mit Ideen, deren belebende Macht die Wiederkehr der Erscheinung beseitigt, daß Kulturvölker, wie die Griechen und Römer, in sich verfault und verrottet ganz absterben und von der Bühne der Weltgeschichte verschwinden. Unser ganzes Leben ist getränkt mit christlichen Ideen, die Nie-

mand abweisen kann. Sogenannte Feinde des Christenthums — die freilich bei näherer Betrachtung meist nicht als Feinde christlicher Ideen, sondern nur als Gegner bestimmter Kirchenformen und pfäffischen Hochmuths sich erweisen — würden, wenn sie sich selbst und die Lebenskreise, die sie beherrschen, dem Einfluß christlicher Ideen entziehen wollten, ein ebenso vergebliches Beginnen vorhaben als jener Landmann, der im Wagen des dahineilenden Eisenbahnzugs durch Anstemmen der Füße an die Gegenwand den Zug zum Halten oder Rückwärtsgang bringen zu können wähnte.

So trägt denn alle verwirklichte Bildung, unbeschadet ihrer wesentlichen Allgemeinheit, in der Form den Charakter der bestimmten Zeit, in der sie auftritt, und zeigt in Haltung und Zügen ihr individuelles Leben, wodurch sie sich eben von Bildungsformen anderer Zeiten unterscheidet.

Aber hat denn unsere Zeit überhaupt Bildung? Diese naive Frage drängt sich oft unwillkürlich auf die Lippen, wenn man die schweren Anklagen vernimmt, die von den verschiedensten Seiten gegen unser Geschlecht erhoben werden. Zwar liegt es in der Natur der Dinge, daß zu allen Zeiten jeder honette Mensch dann und wann weidlich schilt über seine Zeit, weil das Gute als selbstverständlich hingenommen wird, das Schlimme dagegen durch seine unmittelbare Gegenwart besonders lästig fällt. Aber die Ankläger unserer Zeit gehen weiter und tiefer; sie finden in der Gegenwart nicht Bildung, sondern Verbildung; statt des Strebers nach dem Höheren und Idealen die Abwendung von diesem Höheren, die Vergötterung des Niederen und Gemeinen. Führen wir den Kläger selbstredend ein:

„Zwar finden wir in unserem Geschlechte bedeutende formale Denkgewandtheit, reiches Wissen gepaart mit Scharfsinn und Talent. Aber es fehlen die leitenden und herrschenden Ideen. Große Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete des materiellen Lebens geben dem Dasein einen hohen Glanz und können leicht über den wahren Werth der Zeit täuschen. Aber diese Erfindungen und Entdeckungen kommen großentheils auf

Rechnung einer größeren Vergangenheit, welche unsere Zeit mit dem ihr eigenen Geschick zu ihren niederen Zwecken ausbeutet. Es soll nicht bestritten werden, daß sich im öffentlichen Leben ein praktischer Rechtssinn kundgibt, der sich in sichernden politischen Institutionen verkörpert. Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob die danach Strebenden die Verwirklichung der Rechtsidee für Andere und für Alle, oder nur für sich selbst wollen. Die berufensten Kämpfer für Freiheit und Recht erweisen sich in den engeren Kreisen, in denen sie herrschen können, oft als die schlimmsten Tyrannen. Ueberall im öffentlichen Leben wie in der Kunst und Wissenschaft tritt ein kläglicher Mangel an Produktivität, an schaffender Originalität zu Tage; es fehlt uns auf allen genannten Gebieten an großen Männern, während wir an untergeordneten Talenten und Geschicklichkeiten Ueberfluß haben. Die demokratische Richtung der Zeit, die nirgends hervorragende Gipfel will und duldet, findet hier ungesucht ihr Ebenbild; nirgends ein bahnbrechender Genius und machtvoll gestaltender Geist, aber desto mehr kleine Mächte und mäßige Talente. Die Kunst ist zu einer Formengewandtheit und Virtuosität ausgeartet, der die Idee der Schönheit abhanden gekommen ist. In der Musik Effekthascherei und Wirken mit gewaltigen Tonmassen, ohne wahre Harmonie und Empfindungstiefe, ohne jene hohe Einfachheit und Strenge des Maßhaltens, welche die wahre Kunst charakterisirt. In der Poesie ist die Verödung zu augenfällig, als daß ein Wort darüber zu verlieren wäre. In der Schauspielkunst hat — ganz in Uebereinstimmung mit dem Charakter der Zeit — die rohmaterielle Außenseite, die Scenerie und Maschinerie über den wahren Geist und die Idee der Schönheit einen wenig rühmenswerthen Sieg errungen. Unsere sogenannte Literatur, die vorgeblich der Volksveredlung dienen soll, liegt in den Händen einer unserer Zeit eigenthümlichen Menschenklasse, der Literaten, und zwar meist jüdischer Literaten, die nicht selten bei vollständiger Ueberzeugungslosigkeit dem Meistbietenden ihre Feder in den Dienst geben oder doch jedenfalls die flachste und seichteste Aufklärung fördern."

„Wird die Literatur zu einem Erwerbs- und Fabrikbetrieb, so hat im Erwerbsleben ein Schwindel ohne Gleichen selbst die Besseren ergriffen. Möglichst müheloser und reicher Geldgewinn ist das einzige Ziel, dem die Mehrzahl nachjagt, um die Mittel zu finden zu Genuß und Luxus, der das Mark des Familienlebens aufzehrt. Was sonst eine selten gewährte Erholung war, wird jetzt als unentbehrliches Bedürfniß erachtet und erstrebt. So sind Ernst und Strenge mit der Richtung auf das Höhere — der Grundcharakter aller Bildung — fast überall flüchtig geworden, um der Schlaffheit, dem Sinnengenuß, mit einem Worte dem Niederen die Herrschaft zu überlassen. Wie unser Geschlecht im leiblichen Leben, in Kraft und Gesundheitsfrische im Rückgang begriffen ist, so noch entschiedener und offenbarer im geistigen Dasein. Und — so fährt der Ankläger fort — „wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen." Ein prüfender Blick auf das heranwachsende Geschlecht, die künftigen Männer und Frauen, ist nicht geeignet, unsere Hoffnung auf eine Besserung zu beleben. Vielmehr heißt es gerade hier: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Ist aus den Familien die Zucht, die Strenge und die alte Einfachheit gewichen und an ihre Stelle Zuchtlosigkeit, Laxheit der Sitte, Selbstsucht und Genußsucht getreten, so erblicken wir auch in unserer Jugend ein anspruchsvolles, nüchtern berechnendes, genußsüchtiges, energieloses Geschlecht, reich an Prätensionen, arm an allen Tugenden, die wir an der Jugend am liebsten sehen. Ist nicht die höchste Zierde einer hoffnungsvollen Jugend poetischer Schwung und ideale Begeisterung, Arbeitsamkeit und Gehorsam, Schüchternheit und Bescheidenheit den Erwachsenen gegenüber? In dem jungen Geschlechte finden wir eine traurige Frühreife, die nach den Genüssen des Mannes hascht ohne seine Arbeit, die da ernten will, wo sie nicht gesät hat. Oder ist es anders zu deuten, wenn Knaben und Halbjünglinge, die noch auf der Schulbank sitzen, sich zur Rednerbühne drängen und als Schriftsteller Befriedigung für den Kitzel ihrer Eitelkeit suchen? Ist nicht die Klage über die Pietätslosigkeit der Jugend eine unter den Schulmännern weit

verbreitete? Bei der Wahl des Berufs ist es nicht mehr die innere Stimme, die den Ausschlag gibt, sondern die Aussicht auf Erwerb und Einkommen. Selbst in den Jünglingen, die den Weg der wissenschaftlichen Ausbildung gehen, ist es nich der Wahrheitstrieb, nicht der reine Forschungseifer, der sie zur Arbeit spornt, sondern das Examen mit seinen Geboten, das die Riegel an der Pforte zu Amt und Ehren, zu Broderwerb und behaglichem Dasein zurückschieben soll. War nicht selbst die studentische Renommisterei der früheren Zeit, die trotz ihrer rohen Außenseite vielfach einen poetischen Gehalt hatte, der die Universitätszeit für Viele zur ausgiebigen Quelle erhebender Erinnerungen machte — war nicht selbst diese immer noch weit besser, als die tagelöhnernde Examenhast, welche die Studien nicht durch den Wahrheitstrieb, sondern durch die Frage bestimmen läßt, was der oder jener Examinator fordert, nicht immer noch besser, als die moderne Zierbengelei bevatermörderter, süffisanter Gecken?"

„Noch aber — so fährt der Ankläger fort — haben wir unsere Zeit nicht nach der Parole gefragt über den Dienst, in dem sie steht. Und hier liegt offenbar die Entscheidung. Das rechte Maß für alle Bildung ist gegeben in den religiösen Ideen. Der Mensch hat nur so viel Bildung und nur so viel Werth, in wie weit er von religiösen Ideen durchleuchtet und erfüllt ist. Wer sich von ihnen abgewendet hat, der steht, wie weit und wie tief auch sein Wissen gehe, wie fein und zierlich er alle Formen zu handhaben wisse, in der Knechtschaft niederer Interessen und ist eben nur, was er im Grunde sein will, ein mehr oder weniger veredeltes Thier. Zum wahren Menschen, zum Gliede einer höheren Ordnung der Dinge stempeln lediglich die religiösen Ideen. Wenn die Alten meinten, daß der Sterbliche, der Götterspeise genossen, ein Anrecht erworben habe auf die Götterehre der Unsterblichkeit, so sind die religiösen Ideen diese Götterspeise, sie, die den staubgeborenen Menschen zum Bürger des ewigen Gottesreiches machen. Sind es nun aber wirklich die religiösen Ideen, welche die herrschende Geistesmacht unserer Zeit bilden? Führt nicht vielmehr Scepter und

Krone im Geisterreiche unserer Tage — um es mit einem Worte zu sagen — der Materialismus? der Materialismus bald im duftenden Blumenkleide ästhetisch-belletristischer Draperie, bald im anspruchsvollen Philosophenmantel, bald gar im Gewande exakter Naturwissenschaft, bald ohne alles Gewand in roher, widerlicher Nacktheit?"

„Der Materialismus erklärt das Walten eines persönlichen Gottes, der liebend und weisheitsvoll das Weltall durchdringt, umfaßt und erhält, für eine Legende der Thoren, für ein Ammenmärchen von Menschen, die zeitlebens des Gängelbandes bedürfen. Der Materialist ist repräsentirt im großen Astronomen Lalande, der da sagte: «Ich habe das ganze Weltall durchsucht, so weit die Fernröhre meinen Blick trugen, und habe nirgends Gott gefunden.» Wozu auch — meinen sie — ein Gott als Weltregierer und Erhalter? Die Welt der Dinge erhält sich und bewegt sich nach eigenen inwohnenden Kräften und Gesetzen. Die Behauptung, daß der Weltlauf durch eine moralische Weltordnung beherrscht werde, ist dem Materialisten eine Erfindung, gemacht die Einfältigen zu berücken und zu bedrücken, die Gescheiten aber, deren Gewissen keine Vorurtheile binden, zu bereichern an Gut und Macht; denn evident genug sei es doch, daß im öffentlichen Leben wie im Privatdasein das Recht genau so viel gilt, als es Macht besitzt, sich geltend zu machen; wo gebe es eine Unthat, einen Eidesbruch, eine Vergewaltigung durch die Mächtigen der Erde, die nicht ihre Lobredner oder Vertheidiger gefunden, um dann als „vollendete Thatsache" die allgemeine Anerkennung zu gewinnen? Nun vollends der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an die persönliche Fortdauer nach dem leiblichen Tode ist dem Materialisten eine große Absurdität, die nur durch eine noch größere Selbstsucht diktirt sei. Wie kann auch unsterblich sein, was gar nicht ist? Der Materialismus leugnet eine Seelensubstanz. Hat nicht ein anerkannter Forscher es öffentlich ausgesprochen, daß, wie von der Leber die Galle, von den Speicheldrüsen der Speichel, von anderen Drüsen noch andere minder saubere Stoffe ausgesondert würden, so das Gehirn die Begriffe und

Gedanken ausscheide und abfiltrire? Sind nicht in Werken über „Kraft und Stoff", die bei Laien die weiteste Verbreitung und Anerkennung gefunden — was freilich mehr die Schuld dieser Laien als das Verdienst des Verfassers ist — solche Lehren mit dem Scheingepränge von Wissenschaftlichkeit als neues Evangelium der Klugen gepredigt worden? — Das „Postulat der praktischen Vernunft," daß der Wille des Menschen moralisch frei und der Mensch für sein Thun verantwortlich sei, ist dem Materialisten eine eitle Selbsttäuschung, da jeder Entschluß das nothwendige Ergebniß einer Neigung und eines Gedankens sei, der nur das letzte Glied in einer Kette von Ursachen und Gründen bildet, während die ersten Glieder derselben durch unsere Naturbedingtheit oder durch äußere Einflüsse der ersten Erziehung gegeben seien, also unabhängig von jeder freien Wahl. Was uns ein Gewolltes erscheine, sei im Grunde nur ein Gemußtes. Und wenn die Statistik beweise, daß dieselbe bürgerliche Gesellschaft alljährlich ein festes Kontingent nicht etwa blos dem Todtengräber stelle, sondern auch für jede Verbrechensrubrik in's Zuchthaus schicke, wer dürfte darin ein Naturgesetz, unter welchem die bürgerliche Gesellschaft mit Nothwendigkeit stehe, verkennen, und wo bleibe dann die moralische Freiheit der Einzelnen? Das sind die herrlichen Lehren des Materialismus in unserer gepriesenen Zeit, Lehren, die das Gewissen — die höchste Macht im Menschen — zur Dignität des Centrifugalregulators an einer Dampfmaschine herabdrücken und alle Sittlichkeit zu einem nichtigen Traumgebilde stempeln. Wir sagen nicht, daß der Materialismus in so bestimmt ausgeprägten Lehren mit dem vollen Bewußtsein ihrer Konsequenzen eine weitgehende Verbreitung habe; dazu ist die Mehrheit der Menschen viel zu denkträge; gleichwohl aber sind die Verwüstungen des dunklen Minirers auf dem Gebiete der Sittlichkeit und des Lebensglückes ganz ungeheuer. Und ein gewichtig Theil der Schuld fällt auf die Rechnung der Naturwissenschaften unserer Tage. Ueberdenke man doch, wie ihre Doctrinen die christlichen Satzungen und die Lehren des geoffenbarten Glaubens zersetzt und zernagt haben. In den glücklichen Tagen,

da unsere Altvordern lebten, stand dem Menschen die Erde mitten im Weltall; über sie spannte sich der Himmel als festes Gewölbe, das den Thron Gottes trug mit den himmlischen Heerschaaren und seligen Geistern; unter der Erde war der Ort der Qualen für die Gefallenen und Verdammten. Die Lichter des Himmels und alles, was auf Erden athmete und grünte, war um des Menschen willen geschaffen, dessen Denken und Thun der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit Gottes, dessen Besserung und Erlösung der einzige Gegenstand seiner Sorgen war. Der Mensch fühlte sich heimlich wohl in dieser traulichen Nähe und Obhut seines Schöpfers; er war stolz, die erste aller Creaturen zu sein, und kannte die Stätte seiner Zukunft nach dem Tode. Da erhob sich der Mann von Thorn — Nikolaus Kopernikus — mit seinen Lehren, die den Himmel und die Hölle zertrümmerten und den Menschen aus seinem Paradiese hinaustrieben in die öde Weite des Weltalls. Es fällt uns heute schwer, die ganze Bedeutung des Risses, der in die herrschende Weltanschauung durch diese Lehre gebracht wurde, uns anschaulich zu vergegenwärtigen. Wo blieb denn ein Platz für den Thron Gottes? wo das Reich des Fürsten der Finsterniß mit den heilsamen Schrecken der Hölle? Denken wir uns in einem Modellgebilde das nunmehrige Planetensystem — die Sonne als eine Kugel von zwei Fuß Durchmesser, so wandert die Erde in 214 Fuß Entfernung als ein Kügelchen von der Größe einer Erbse und der äußerste bekannte Planet im Abstand einer Viertelmeile in Pomeranzengröße einsam um den Centralkörper. Wie war der Stolz des Erdensohnes gedemüthigt, der sich früher als Lieblingskind Gottes wußte und jetzt sich auf ein Kügelchen verwiesen sah, von dessen Existenz die meisten anderen Glieder desselben Systems wohl gar nichts wissen. Tragen nicht auch die übrigen Wandelsterne ihre Bewohner mit denselben Ansprüchen auf Gottes Fürsorge, wie sie der Erdenmensch erhob? nicht auch die Millionen Sonnen des Fixsternhimmels, von deren Existenz uns der Lichtstrahl berichtet, der Jahre braucht, um uns die Kunde zu überbringen? Wird damit nicht der Glaube angetastet, daß Gott der Herr

selbst niedergestiegen auf die Erde, Menschengestalt angenommen und am Kreuze gestorben sei, um die Menschheit zu erlösen? Sollte er das auf jedem der Sterne thun, die den nächtlichen Himmel schmücken? Wahrlich, es ist begreiflich, wie selbst die Lammesnatur eines Melanchthon durch solche Lehren zum Löwenzorn gereizt werden konnte. Doch an diesem traurigen Siege läßt sich's die Wissenschaft nicht genügen. Wenn die Geologie eine Biographie und Entwickelungsgeschichte unserer Erde schreibt, die mit dem Schöpfungsbericht der mosaischen Urkunde in grellen Widerspruch tritt; wenn die Zoologie, rivalisirend mit der Philosophie, die eine Schöpfung aus Nichts für undenkbar erklärt — die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare, die noachische Fluth mit ihren Folgen als nichtig hinstellt, die Existenz einer ganzen Reihe von Schöpfungscentren, von denen aus im Ablauf unermeßlich gedehnter Zeiträume die Erde sich mit Organismen bevölkerte, zu behaupten sich vermißt, werden dann nicht die wichtigsten kirchlichen Lehren in ihrem Herzen tödtlich getroffen? Fällt nicht die ganze christliche Anthropologie und Heilsordnung, die Lehre von der Erbsünde und Erlösung? Glaube man doch ja nicht, daß es sich bei jenen Lehren nur um Sätze der Wissenschaft handle; die ganze christliche Weltanschauung und das darauf ruhende christliche Leben ist dabei auf das Bedenklichste gefährdet. Und die Wissenschaft ist heute noch rüstiger am Zeuge als je, das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Die Menge jauchzt ihr Beifall zu, und offen wird es verkündet, daß unsere Zeit dem Glauben an eine geoffenbarte Religion entwachsen sei und überhaupt eine Religion eigentlich gar nicht brauche. Ist es von jeher die Art kleiner Geister und verbitterter Seelen gewesen, dem Kitzel der Eitelkeit oder der Verbissenheit nachgebend, aller positiven Religion mit einem gewissen Gepränge den Krieg anzukündigen, so ist doch in unserer Zeit dieser Sinn besonders weit verbreitet; — freilich immer mit dem gleichen Erfolg, daß die Bekehrung eintritt, wenn Noth und Krankheit drängen; hat doch auch Heine gemeint: «Für den Menschen geht die Religion da an, wo die Gesundheit aufhört.»

„Und wenn nun auch die Wissenschaft die Wahrheit vollständig auf ihrer Seite hätte, war der beglückende und herzveredelnde Irrthum nicht viel besser, als eine Wahrheit, die des Menschen Herz verödet, seine Seele mit bangen Zweifeln an Vergangenheit und Zukunft erfüllt; die ihn elend macht, indem sie ihm den Stecken und Stab aus den Händen nimmt, der ihm auf der schweren Pilgerfahrt durch's irdische Leben Stütze und Halt gab, und statt dessen einen Strohhalm reicht, der ihn nicht stützt noch tröstet? Einer solchen Bildung, die dem Menschen alles nimmt, was dem Leben Schmuck und Freude zu geben vermag, sich noch mit Stolz zu rühmen, war unserer Zeit vorbehalten."

So etwa sprechen die, die unsere Zeit verklagen und des Abfalls von allem höheren Leben und somit von der wahren Bildung bezüchtigen.

Der Raum gestattet nicht, die ganze Reihe von Anklagen zu beleuchten, die hier gegen unsere Zeit und ihre Bildung erhoben werden. Ein Theil ist begründet, ein anderer Theil vielfach übertrieben, vieles ist geradezu irrig. Nur auf einzelne wichtigere und dem Schulmann näher liegende Punkte soll mit einigen Worten eingegangen werden. Zuvörderst ziemt es wohl dem Manne, der sein ganzes Leben dem jungen Geschlechte und seiner Erziehung gewidmet und diesen Entschluß noch keinen Augenblick bereut hat, Zeugniß abzulegen für die viel verkannte und hart geschmähte Jugend unserer Tage. Grämliche Alte und Lobredner früherer Zeiten — laudatores temporis acti — haben von jeher die Jugend gescholten. So finden wir bei Aristophanes dieselben Klagen über die jungen Athener; so klagt der finstere alte Cato, daß die Jugend seiner Zeit den Genüssen des Bauches ergeben sei. Ich habe in einem langen Schulmannsleben mit der Jugend aufmerksam und liebevoll verkehrt; ich habe Umfrage gehalten bei Aelteren über die Jugend früherer Zeiten und habe mich an der Hand des Studiums zu unterrichten gesucht über die sittlichen und Bildungs-Verhältnisse längst verschollener Tage. Meine Ueberzeugung ist, daß unsere Jugend trotz ihrer Fehler nicht schlimmer sei, als die früherer

Zeiten, sondern im Gegentheile besser. Die Jugend spiegelt uns immer die Tugenden und Fehler der ganzen Zeit wieder, der sie angehört. So auch in unseren Tagen. Unsere Jugend ist so fleißig und strebsam, wie je eine war; arbeitet der Jüngling, der den Weg wissenschaftlicher Bildung geht, mehr aus Examenangst, als aus innerem Trieb, so trägt nicht er die Schuld. Die Jugend ist gehorsam gegen Jeden, der ihr Achtung einzuflößen versteht. Ueber Mangel an Pietät lärmen die am meisten, die selber keine verdienen und nur auf den Respekt pochen, den ihre grauen Haare und ihre Giebeldürre erzwingen sollen. Genußsüchtig und frühreif war die Jugend immer. Hätte Adam eine Jugend gehabt, auch er wäre es gewesen. Die Jugend von heute ist so harmlos, so frohsinnig, so liebebedürftig, so dankbar und lenksam, wie je eine war. Die über sie so maßlos schelten, sind Männer, die sie nicht kennen oder die es vergeblich versucht haben, Macht über sie zu gewinnen. Einen förmlichen Beweis unserer Behauptung schließt die Natur der Sache selbstverständlich aus; man kann dem Tadler nur zurufen: Komme her und lerne die Jugend im lebendigen Verkehre kennen; du wirst sie lieben lernen und im Umgange mit ihr dein Lebensglück finden.

Wenn weiter die Diagnose des pathologischen Zustandes unserer Zeit auf **Materialismus acutus** lautet, d. h. auf Leugnen eines persönlichen Gottes, Verwerfen des Glaubens an eine Seelensubstanz und persönliche Unsterblichkeit, Negation der sittlichen Freiheit, also auf vollständigen Nihilismus, so müssen wir dagegen den entschiedensten Einspruch erheben. Der Gegner hat zu stark geladen, und darum fliegen seine Geschossen über unsere Häupter hinweg. Der theoretische wie der praktische Materialismus hat in unserer Zeit nicht mehr und nicht gewichtigere Vertreter, als es in anderen Zeiten der Fall war. Es ist jene nihilistische Lehre bald in streng dogmatischer Form und als philosophisches Lehrgebäude aufgetreten — wie in den hedonistischen Systemen, die in dem epikureischen gipfeln — bald als Opposition gegen den herrschenden Kirchenglauben, wie bei Voltaire und anderen Neueren. Was in den materiali-

stischen Schriften unserer Tage sich findet, soweit sie namentlich in populärer Fassung an die Massen sich wenden, das ist im Wesentlichen nichts Neues, sondern eine Wiedergabe dessen, was in dem gepriesenen 18. Jahrhundert, z. B. bei Voltaire und im System der Natur von Mirabaud (Baron Holbach), oft viel präziser und geistreicher vorgetragen ist. Nimmermehr kann behauptet werden, daß in unserer Zeit der Materialismus die herrschende oder auch nur eine sehr verbreitete Weltanschauung sei. Noch weniger ist es richtig, wenn die Naturwissenschaften als die eigentlichen Brutstätten für jene verderbliche Richtung denunzirt werden. Stellen denn etwa die Naturforscher ein stärkeres Kontingent zu jenem Orden der Materialisten als die anderen Stände? Hat nicht derselbe seine Glieder zu gleichen Theilen in den Reihen der Theologen und Juristen, der Mediciner und Philologen, der Philosophen und Kaufleute gefunden? Gerade das Wesen des Naturforschers als solchen ist dem Materialismus als System entschieden abhold und feindlich; er hält sich an die Welt der sinnlichen Erscheinung und erforscht ihre Gesetzmäßigkeit; alle jene Fragen über die der Materialismus abspricht, liegen ihm aus dem Wege und sind ihm transscendent; in seiner naturforscherischen Thätigkeit wird ihm täglich nahegelegt, wie vortrefflich die von den alten Akademikern empfohlene „Rückhaltung des Urtheils" in Dingen sei, die nicht sinnlich erkannt und erfaßt werden können. Da die Naturwissenschaften für unsere Zeit zu einer förmlichen Kulturmacht geworden und bei der Bildung des jüngeren Geschlechts zur Mitwirkung berufen sind, so soll hier ihr Verhältniß zu dieser Kardinalfrage noch näher in's Auge gefaßt werden. Der Naturforscher tritt mit der Voraussetzung an sein Forschungsgebiet, daß in demselben eine durchgreifende, konsequent gültige Gesetzmäßigkeit herrsche. Wie ein willkürlicher Federzug kein Gegenstand mathematischer Erörterung sein kann, sondern nur eine nach bestimmten Gesetzen gekrümmte Kurve, so kann überall von Wissenschaft nur die Rede sein, wenn jede launische, von außen hereingreifende Willkür ausgeschlossen ist. In keinem Gebiete wissenschaftlicher Forschung

wird ein Wunder statuirt, d. h. ein Eingriff, der den auf diesem Gebiete waltenden Gesetzen widerspricht; die Annahme eines solchen wäre für die Wissenschaft ein Selbstmord. Der Forscher wüßte ja nie, ob an dem Punkte, an dem er gerade steht, nicht der nothwendige Kausalzusammenhang durch ein Wunder unterbrochen ist, und ob nicht seine Schlüsse aus Ursachen auf Wirkungen und umgekehrt in's Blaue gehen. Für die wissenschaftliche Forschung gibt es nur ein Ziel: das ist die Wahrheit. Sollte sich die Obmacht des Staates oder der Kirche unterfangen, am Eingang zur Wissenschaft einen Wegweiser mit selbstgestelltem Ziele aufzupflanzen, so würde dieser in aller Stille weggenommen und zum alten Holze gelegt werden. Eine protestantische Chemie, eine katholische Physik, eine konstitutionelle Zoologie ist nicht minder baarer Unsinn, als eine demokratische Grammatik oder eine Weltgeschichte vom katholischen Standpunkte. (!) Der Naturforscher gibt zu, daß es beglückende Irrthümer und beängstigende Wahrheiten geben könne; er selbst aber steht im Dienste der Wahrheit und fürchtet nicht, daß er darum einst der Vernichtung preisgegeben oder gar auf den Weg gewiesen werde, der „mit guten Vorsätzen gepflastert ist“, wohl aber ist er und zwar mit Recht überzeugt, daß diejenigen der Religion den schlimmsten Dienst erweisen, die glauben und erklären, sie habe in der Wahrheit eine Gegnerin. Eine größere Gotteslästerung ist niemals ausgesprochen worden. Hier ist der Punkt, an dem die Quelle für alle jene unseligen Fehden sprudelt, die zwischen Glauben und Wissenschaft geführt worden sind. Frommer Glaube hat Sätze, die mit der Religion in gar keiner Verbindung stehen, mit dem Heiligenschein der Unfehlbarkeit umgeben und zu Glaubensartikeln gemacht, lediglich darum, weil sie nebenbei in der Bibel gefunden werden. So bleibt doch sicherlich das wahre Wesen der Religion unberührt davon, ob die alte Volksanschauung von der Anordnung des Sonnensystems oder die kopernikanische Ansicht die richtige ist. Und doch hat man daraus ein Kennzeichen der frommen Gläubigkeit oder des Unglaubens geschmiedet, was gerade so richtig ist, als wenn

Jemand behaupten wollte, das rothe Bändchen im Knopfloch beweise Verdienste oder das Gegentheil. War in solchem Thun das Mittelalter besonders stark, so steckt doch auch noch im gegenwärtigen Geschlechte ein starker Zapfen Mittelalter. Ist auch er ausgezogen, so wird die Religion in ihrer Reinheit nur um so herrlicher und segensreicher strahlen.

Das Verhältniß der Wissenschaft zu der eigentlichen Burg der Religion und ihren unwesentlichen Außenwerken und Verkleidungen wird sich an einigen Beispielen übersehen lassen. Der Mensch schafft sich seine Vorstellungen von Gott und der Welt nach der Höhe seiner Begabung und der Weite seiner Erkenntniß. Je beengter und verdüsterter die letztere, desto kleinlicher und unklarer die ersteren. So waren dem Menschen in dem Jugendalter des Geschlechts — und dahin gehören doch die mosaischen Zeiten — die Grenzen des Weltalls noch äußerst beschränkt, und meßbar mit den dem Menschen anschaulichen Maßen; der Himmel mit seinen Sternen in nächster Nähe gehörte gewissermaßen zu unserem Haushalt; von ihm stiegen die Engel zur Erde nieder, wie die seligen Geister von der Erde sich zum Himmel erhoben. Mit jedem Fortschritt der Erkenntniß wuchsen im Geiste des Menschen die Dimensionen der Erde, des Sonnensystems und des Weltalls. Noch Columbus hielt die Erde für so klein, daß, als der Ruf „Land" auf dem Entdeckerschiffe erscholl, er die Erde umsegelt zu haben und auf der andern Seite der „alten Welt" in Indien angelangt zu sein wähnte. Selbst Kopernikus und seine Nachfolger schlugen die Ausdehnung des Planetensystems und die Entfernung der Fixsterne für viel geringer an, als sie ist, geschweige denn seine wissenschaftlichen Gegner, die gerade darin ein Hauptargument gegen Kopernikus gefunden zu haben meinten, daß, wenn die Erde um die Sonne liefe, in zwei Standpunkten der Bahn, die um 40 Millionen geographische Meilen auseinander liegen, ihr der Fixhimmel ein ganz verschiedenes Antlitz zeigen, derselbe Fixstern an ganz anderen Punkten des Himmels erblickt werden müßte; da sich nun diese sogenannte Parallaxe der Fixsterne nicht ergeben, so sei des Kopernikus Theorie

entschieden irrig. In solcher Nähe suchte die stillschweigende Voraussetzung des Menschen von damals noch die Fixsterne, daß 40 Millionen Meilen erheblich dünkten im Verhältniß zum Abstand jener Gestirne. So war denn der Wissenschaft das Problem gestellt, diese Fixsternparallaxe zu finden, deren Vorhandensein zweifellos, deren Betrag aber unbekannt war. Der gefeiertste Astronom des vorigen Jahrhunderts, James Bradley, glaubte sich mit seinem riesigen Quadranten mächtig genug gerüstet, um durch Auffindung jener Parallaxe alle Zweifel an der Richtigkeit des Köpernikanischen Systems niederzuschlagen und demselben einen glänzenden Sieg zu gewinnen. Er fand nicht, was er suchte; aber seine Mühen wurden durch einen anderen Lohn, als der erstrebte war, vergolten: er fand in der Abirrung des Lichts einen neuen Beweis zu dem früher von Olof Römer gefundenen für den Umlauf der Erde um die Sonne. Die Parallaxe der Fixsterne konnte — nach der Leistungsfähigkeit des Instruments zu schließen — die Größe von einer oder einigen Bogensekunden nicht übersteigen; der Winkel, unter dem der Halbmesser der Erdbahn von einem Fixstern aus betrachtet erscheint, würde die Größe einer Sekunde haben, wenn er so groß wäre, als uns die Dicke eines nicht allzu borstigen Menschenhaares in der Weite des deutlichsten Sehens (8 Zoll) erscheinen würde, wofern es 70mal dünner wäre, als es ist. Je geringer dieser Winkel, desto größer die Entfernung. Von solch riesigem Abstand selbst der nächsten Fixsterne hatte der Mensch bis dahin keine Ahnung gehabt. Erst dem eifrigsten Wettstreit und harmonischen Zusammenwirken der vollendetsten Mechanik mit der ausgebildetsten Theorie und gewissenhaftesten Beobachtungskunst ist es in den letzten Jahren gelungen, für einige nähere Fixsterne die Parallaxe und damit die Entfernung von der Sonne zu finden, eine Entfernung, die jedes irdischen Maßstabes spottet.

Hat sich auf diese Weise in der Vorstellung des Menschen die räumliche Ausdehnung des Weltalls aus beengten Dimensionen bis in's Unmeßbare und Ungeheure gereckt und erweitert, so hat sich zugleich auch das zeitliche Dasein des Menschenge-

schlechtes und der Erde in eine unermeßliche Perspektive rückwärts ausgedehnt. Der Kalender nennt das heurige Jahr das 5624ste nach Erschaffung der Welt. Und doch wissen wir jetzt, daß Jahrtausende weiter zurück Völker gelebt haben, die auf keiner niedrigen Kulturstufe standen; sie haben Bauwerke aufgeführt, deren Reste wir im Schlammboden finden. Aus der ganzen Größe der Aufschwemmung und aus dem Mittelwerthe jährlicher Verschlemmung läßt sich das Alter nahezu bestimmen. Aber auch der Mensch selbst in den Resten seines Leibes ist uns der Verräther eines noch viel früheren Menschendaseins geworden. Stand bis in die neuere Zeit der Satz ziemlich ausgemacht da, daß das Menschenauge nie ein Mammuth oder Mastodon lebendig geschaut und mit keinem Gethier in kollegialischer Zwietracht gelebt habe, als mit dem, das noch heute die Staffage des Erdenparadieses bildet, so hat die wiederholte Auffindung von Menschenresten in älteren Schichten den Naturforschern, die sich gegen eine weitere Rückführung des Menschenstammbaumes, wenn nicht aus Gottesfurcht, so doch aus Menschenfurcht sträubten, endlich das Bekenntniß abgerungen, daß der Mensch in unseren Breiten schon Mammuth und Mastodon gejagt und mit Höhlenlöwen und Hyänen der Urzeit, wahrscheinlich auch mit sich selber im Kampfe gelegen; denn der Mensch war von jeher des Menschen grimmigster Feind. Ob die Rasse dieselbe war, zu der wir gehören, thut nichts zur Sache. Wie viele Hunderttausende von Jahren inzwischen an der Erde vorübergegangen sind, wer will das bestimmen? Aber den Geburtstag der Erde selbst — oder, wie der Mensch sich stolz ausdrückt, der Welt — mag der Liebhaber der Genealogie eine unermeßliche Strecke weiter zurück suchen. Bis auf die neuere Zeit wurde angenommen, daß unser Planet nach Perioden ruhigen Wohlverhaltens immer wieder — in der Zeit seiner Flegeljahre — in die heftigsten Krämpfe und Paroxysmen verfiel, die jedesmal mit einer vollständigen Vernichtung alles Lebendigen schlossen; darauf habe Gott der Herr auf der **tabula rasa** der wieder beruhigten Erde eine Fülle von Lebenskeimen zu einer ganz neuen Thier- und Pflanzenschöpfung ausgestreut,

bis endlich die Erde für reif erachtet wurde, die Krone der Schöpfung, den Menschen, zu tragen. Aber eine längere und genauere Beobachtung der noch vor unseren Augen vorgehenden Veränderungen auf der Erde hat allgemach die Ueberzeugung geweckt und verbreitet, daß alle jene Paroxysmen nur lokale Erscheinungen waren, die nicht vermochten, eine ganze Schöpfung zu vertilgen, daß die Naturkräfte im Großen und Ganzen an der Umgestaltung der Erde niemals in einem rascheren Tempo gearbeitet haben, als heutzutage noch geschieht, daß alle jene großen Umwandlungen des Planeten, wie sie durch das Heben mächtiger Gebirgszüge, durch das Aufsteigen oder Versinken ganzer Kontinente hervorgebracht worden sind, nicht in einem Ruck geschehen, sondern nur das Facit unendlich langsamer, stetig im Verlauf unermeßlicher Zeiträume sich vollziehender Prozesse sind. Das, womit der Einzelne auf das Knappste kargen soll, die Zeit — ist dem Geologen ein Gegenstand äußerster Liberalität; auf einige Handvoll Hunderttausende von Jahren kommt's ihm nirgends an.

Nun darf gefragt werden: Ist mit dieser Erweiterung unserer Vorstellung von der Ausdehnung des Weltalls in Raum und Zeit die Erhabenheit des göttlichen Wesens in den Augen der Menschheit gemehrt oder gemindert, die fromme Stimmung erhöht oder geschwächt worden? Wir gestehn, daß uns die Behauptung eines Widerstreits jener Sätze gegen das Wesen der Religion völlig unfaßbar ist Und obendrein sind sie der Ausdruck der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkt, somit für uns relative Wahrheit. Die Wahrheit aber kann der Religion nie feindlich sein, wenn der erhabene Stifter derselben selbst gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit."

Nicht besser begründet ist es, wenn der Physiologie zum Vorwurf angerechnet wird, daß sie die körperlichen Organe der Seelenthätigkeit nachweist und ihr gesetzmäßiges Walten erforscht, indem dadurch der Glaube an die Substanzialität der Seele und ihre Fortdauer nach dem Tode bedenklich unterhöhlt werde. Als ob es heute noch ein Kind gäbe, das annähme, wie der Spiritus auf eine Flasche gezogen sei, so hafte die Seele im

Körper. Wird nicht täglich durch tausend Erfahrungen die Innigkeit der Verbindung von Leib und Seele, die Abhängigkeit des Einen vom Andern eindringlich genug dargethan? Sehen wir nicht, wie eine kräftige, ideenerfüllte Seele einen schwachen und zarten Körper über alle Mühen und Krankheiten immer noch heil genug hinüberträgt, während der gesundeste Leib bei roher Seele oft dem ersten Anfall einer Krankheit erliegt? Ist es denn etwa einem Arzte und Heildiener oder auch einem Laien unbekannt, daß eine leichte Störung in dem Leben und in den Funktionen des Gehirns, das Springen eines Aederchens die allerbedenklichsten Geistesverwirrungen hervorruft? Welche Sünde begeht denn die Physiologie, wenn sie den Kausalzusammenhang zu erforschen und nachzuweisen bemüht ist? Beweist sie damit etwa die Unmöglichkeit der Seelenunsterblichkeit? Aeußerstens folgt doch nur, daß, soll die Seele nach dem Tode persönlich fortleben, sie abermals in einem organisirten Körper sich darleben müsse, wie fein und ätherisch derselbe auch sei. Haben denn die Reformatoren nicht gar die Wiederbelebung und Auferstehung des verwesten Fleisches festgehalten, weil sie eine Menschenseele ohne Leib nicht denkbar fanden?

Schlimmer noch wird dem Zoologen vergolten, wenn er in Bau und Entwickelung des Menschen den Säugethiertypus nachweist und die „Perle der Schöpfung" an die Spitze der Affensippe stellt. Der ganze Stolz dieser „Perle" empört sich gegen die Zumuthung, in Gesellschaft mit solchem Gesindel zu weilen. Man findet es ganz abscheulich, daß Huxley in seinem Werke „über die Stellung des Menschen in der Natur" nachweist, der höchstgestellte Affe, der Gorilla, unterscheide sich vom Menschen niederster Rasse viel weniger als vom niedrigsten Affen; — oder daß Darwin darzuthun unternimmt, es sei die Ansicht von der Unveränderlichkeit der Arten eine irrige; im Laufe unermeßlicher Zeiträume hätten sich die höheren Thiere durch stetig fortschreitende Umänderung aus den niederen herausentwickelt, was jedenfalls, wenn es sich bewähren sollte, dem Stammbaum des Menschen in unermeßlichen Zeitfernen

rückwärts seine Wurzeln in den tiefsten Tiefen der oceanischen Urgewässer anweisen würde und wenigstens das klar stellen dürfte, warum der Eine die Natur einer Qualle, der Andere die eines Haifisches hat. Der Mensch von heute ist viel hochmüthiger, als sein antiker Kollege. Die alten Griechen und Römer hatten ein Wort für Thier und Mensch — ζῶον und animal; unsere Sprache und unsere Vorstellung entbehrt eines solchen Ausdrucks und Begriffs; denn die Bezeichnung „lebendiges Wesen" umfaßt die Gesammtheit der Organismen, also auch die Pflanzen. Der Gegensatz von Mensch und Thier soll auch in der Sprache unversöhnlich ausgeprägt sein. Der Mensch unserer Zeit, ein geborener Junker, findet es unverantwortlich, daß Blut gleicher Art in seinem Adern rollt, wie in denen der Thiere, und nicht Ichor; daß sein Leib aus denselben Elementen gebildet ist, als der aller sauerstoffathmenden Geschöpfe. Allerdings würde es den Herren bequem sein, wenn ihnen erspart wäre, durch eigenes Streben sich über die Thiere zu stellen. Ob's besser wäre, das ist die Frage. Wenigstens Andere sehen gerade in dieser Fügung ein heiliges Vorrecht, das dem Menschen erlaubt, durch eigenes Ringen eine niedere Stellung zu verlassen und auf einen Standpunkt sich aufzuschwingen, der ihn durch eine unausfüllbare Kluft von der ganzen Thierwelt sondert. Wahrhaft beglückend und veredelnd sind für den Sterblichen nicht die Güter, die er geschenkt erhalten, sondern die, die er mit Schweiß bezahlt hat.

Somit ergibt eine unbefangene Prüfung des Verhältnisses, in dem die Naturwissenschaft zur Frage nach der Substanzialität der Seele und ihrer Unsterblichkeit steht, daß die Naturwissenschaft weder direkt noch indirekt bei der Beantwortung derselben mitzuwirken den Beruf hat, am allerwenigsten aber bemüht sein kann, den Nihilisten sich als Alliirten zuzugesellen.

Noch leichter zu erkennen ist's, welche Stellung die Naturwissenschaft zu der Frage nach dem Heiligsten und Erhabensten, was das Menschenherz erfüllen kann, zur Frage nach dem Wesen der Gottheit nimmt. Als denkender Mensch wird auch

der Naturforscher sich hierin zu einer festen und klaren Ueberzeugung durchzuarbeiten streben; aber auf dem Gebiete seiner Wissenschaft selbst liegt diese Frage nicht. Dennoch werden in Tausenden von Fällen auf dem Pfade seiner Forschung die religiösen Saiten in seiner Brust ungesucht anklingen; es wird sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß hinter und in der Welt der sinnlichen Erscheinungen eine Geistesmacht steht, die die Welt zu dem macht, was sie ist. Wenn der große Geometer Laplace erweist, daß unter den möglichen Formen der Anordnung unseres Sonnensystems diejenige Form verwirklicht ist, welche allein eine ewige Dauer desselben verbürgt, so wird der Forscher zunächst nur sagen: Weil die Anordnung diese bestimmte ist, so ist die Dauer des Systems gesichert. Aber unwillkürlich schlägt die Betrachtung in eine teleologische um und ergibt das Resultat: Diese Anordnung ist gewählt, damit die Dauer eine ewige sei. Wenn der Physiolog bei der Untersuchung des Auges zunächst nur behauptet: Weil das Auge diese bestimmte Einrichtung hat, so sieht es mit der verwirklichten Vollkommenheit. Aber indem er den wundervollen Bau in staunender Andacht betrachtet, tritt ihm auch hier der Satz entgegen: Damit das Auge möchlichst vollkommen sehe, ist ihm diese bestimmte Einrichtung gegeben worden. In dem „damit" ist die Absicht ausgesprochen, und eine Absicht liegt nur in einem denkenden Geiste. So führen tausend Erwägungen den sinnenden Forscher auf einen großen Werkmeister zurück, und es bewährt sich ihm der alte Satz: 'Natura leviter gustata abducit a Deo, penitius cognita reducit ad Deum.*) Jeder Sieg in der Erforschung der Natur ist ein ungesuchter Sieg „zu Ehren Gottes." Allerdings muß der Naturforscher die kindlich naive oder anthropomorphisch einfältige Ansicht verwerfen, die die Welt wie ein Menschenwerk betrachtet, in das der Künstler von Zeit zu Zeit putzend, revidirend und richtend einzugreifen hat, damit der rechte Gang erhalten bleibe oder

*) Oberflächliche Naturkenntniß führt von Gott ab, gründlichere zu ihm zurück.

wiederhergestellt werde. Wäre das am Weltbau nöthig, so würde das Werk den Meister wenig loben. Indem der Naturforscher die durchgreifende und ausnahmslose Gesetzmäßigkeit im Gange der Welt sucht und zu finden trachtet, dient er am wenigsten dem Geiste, „der stets verneint.“ Denn die Naturgesetze — was sind sie anders als der Odem Gottes, der die Erscheinungswelt ordnend, bewegend, belebend und erhaltend durchzieht?

Dr. Eberhard.

Nachwort.

Was sagt der Leser zu diesem Aufsatze? Ist er lesenswerth und des Bedenkens würdig? Entwickelt der Verfasser richtige Ansichten, begründete Ueberzeugungen? Ist Ursache vorhanden, dem Leser den Rath zu ertheilen, es nicht bei einmaligem flüchtigen Lesen bewenden zu lassen, sondern bei jedem Satze denkend zu verweilen? Hat er das Wesen der wahren Bildung richtig erfaßt? Und kann man ihm in der Widerlegung der Zeitverirrungen unbedingt beistimmen??

Diese Frage möge der denkende Leser, je nach seinem Standpunkte, richtig zu beantworten sich bemühen! Möge er — was die Hauptsache ist — sich daraus Grundsätze für seine eigne, gründlichere Bildung abstrahiren! Es ist keine kleine Aufgabe, sich selbst zu einem würdigen menschlichen Sein und thatkräftigen Wirken emporzuarbeiten. Keinem wird es geschenkt, es will erarbeitet sein durch Anstrengung und Kampf, der nur endet mit dem letzten Hauch.

Herr Dr. Eberhard führt den Leser auf einen erhabenen Standpunkt, von dem herab er ihm das Wesen der Bildung in großen Zügen vorführt. Mit Recht verschmäht er es, in die gemeine Wirklichkeit hinabzusteigen und die Züge äußerlicher Bildung und sichtbarer Rohheit zu veranschaulichen. Auf sie hat aber der erziehende Lehrer auch seine Aufmerksamkeit zu richten. Denn das äußere Benehmen und Gebahren

steht mit der innern Bildung in genauer Verbindung. Dem Lehrerbildner erwächst daraus eine oft übersehene, kleinlich scheinende, selbst abschreckende Aufgabe. Ist es erlaubt, hier beispielweise in diese niedere Region hinabzusteigen? Es sei, Angesichts einer in der neusten Zeit mir entgegengetretenen Erscheinungsweise, hier gewagt. Angenommen, irgendwo auf Erden fühlte man sich gezwungen, einen Seminaristen nach seiner äußeren Erscheinungsweise in folgenden Merkmalen zu charakterisiren:

1. Er poltert die Treppe hinauf und hinab.

2. Er wirft die Thüre zu.

3. Er macht beim Eintritt in das Zimmer einen Kratzfuß.

4. Er weiß nicht, wann es Zeit ist, aufzubrechen.

5. Er spuckt auf den Fußboden.

6. Er lacht unmäßig (wie gemeine Menschen zu thun pflegen).*)

7. In seiner Tasche fehlt das Taschen- oder Nastuch.

8. In seinem Schubfach liegt Alles durch einander (Schreibbücher, Cigarren, Wurstreste, Heringsschwänze rc.)

9. Er putzt das Talglicht mit den Fingern.

10. Er denkt nicht an das Reinigen des Mundes und der Zähne.

---

*) Wie viel auf vermeintliche Kleinigkeiten ankommt, wie Vieles vom Innerlichen sich aus Aeußerlichkeiten erkennen läßt, davon sind tiefe Menschenkenner, z. B. Jean Paul (er meint einmal, der sei schon nahe daran, nicht mehr an Gott zu glauben, welcher des Sonntags nicht das Hemd wechsele) und Berthold Auerbach überzeugt. Der letztere läßt, in seiner anmuthigen idyllischen Novelle „Barfüßle," eine Mutter ihrem Sohne, der im Begriff steht, eine Gattin zu suchen, den Rath ertheilen: er möge, um die Rechte (Richtige) zu finden, darauf Acht haben: „wie sie sich zu den Dienstboten stellt" — „wie sie das Licht auslöscht" — „ob sie nicht zu blöd und nicht zu keck ist" — „wie sie lacht" — „ob ihre Blumen gedeihen" — „ob sie beim Singen gern gleich die zweite Stimme singt" — „ob sie ihr Schreibbuch aus der Schule noch hat" — „ob sie einen Knoten schnell zerschneidet" — „wie sie die Schuhe vertritt und ob sie schlürft" — „wie die Armen von ihr reden." — Wo der Auerbach da Alles her haben mag?

11. Aus dem Fehlen reiner Wäsche am Sonntage macht er sich nichts.

12. Die gute Gewohnheit der Körperreinigung mit frischem Wasser ist ihm fremd (man kann daher seine stattgehabte Anwesenheit riechen.)

Ich denke: mit diesem Dutzend, aus welchem man auf andere, mit diesen Mängeln verbundene Rohheiten (die alle zu nennen ich mich scheue) schließen kann, ist es genug. Wer als Seminaristenbildner meint, auf sie keine Rücksicht nehmen zu müssen, irrt gewaltig. Das Aeußere soll mit dem Innern übereinstimmen. Es sieht Manches kleinlich aus und ist es doch nicht. Doch genug, der geneigte Leser möge diese Andeutungen entschuldigen, zu ihrer Darlegung war eine bestimmte, zwingende Veranlassung vorhanden. Ich gratulire dem Seminar, in welchem Erscheinungen der angeführten Art zu den Unerhörtheiten gehören.

A. D.

III.

Die confessionellen Unterschiede in den Schulen.

Wir versuchen es hier eine Frage zur Erörterung zu bringen, von der wohl nicht zu viel gesagt ist, daß sie mit den größten Humanitätsbestrebungen aller Zeiten im Zusammenhange steht, seitdem die Religion zu einem Anlasse menschlicher Entzweiungen und gegenseitiger Verfeindungen ganzer Stämme geworden ist. Die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses brachte schon in den letzten Phasen des Alterthums verschiedene bedeutsame Erscheinungen zu Tage. Der Gegensatz zwischen Heiden- und Judenthum tritt bei mehr als einer wichtigen politischen Thatsache in der römischen Geschichte hervor. Seitdem aber das Christenthum und dann der Islam in die Reihe der epochemachenden Religionen getreten, hat sich eine ganze Welt großer Begebenheiten an den confessionellen Gegensatz geheftet. Die Menschheit zerfiel nicht mehr blos nach ihren verschiedenen Abstammungen und Racen; die religiös-confessionelle Differenz kam als ein mächtiger Factor der Trennung und gegenseitigen Verfolgung, der Ausschließung oder gewaltsamen Unterjochung hinzu. Die ganze mittlere Geschichte bewegt sich vorzugsweise um kirchlich-religiöse Kämpfe: theils um Gegensätze innerhalb der Kirche selbst, theils um die Entzweiung zwischen Christen auf der einen und Judenthum und Islam auf der anderen Seite. Das junge Christenthum, wie es seinen ersten Anhängern und nicht autorisirten Bekennern ein hundertfaches Märtyrerthum auferlegte, hat auch seinerseits, nachdem es eine

äußerliche Macht gewonnen, es nicht an blutigen Verfolgungen in defensiver und offensiver Stellung gegen Heiden- und Judenthum, wie gegen den Islam fehlen lassen. Kaum hatte es ein nur einigermaßen sicheres und weites Terrain erworben, so spaltete es sich mannichfach in sich selbst. Im Gegensatze zu der auf Katholicität Anspruch erhebenden römischen Kirche, treten eine Menge von Secten zu Tage. Neue, reichliche Nahrung erhält der im Schoße des Christenthums entbrannte Glaubenskampf zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Seit jenem Zeitalter der Reformation ist des Streitens zwischen den Anhängern der katholischen Kirche auf der einen und denen der protestantischen Kirchen auf der andern Seite kein Ende geworden. Haben wir nun gegenwärtig auch kein allgemeines Schauspiel feindlichen Ringens zwischen Christ und Jude, Katholik und Protestant, und ist dieser Streit im öffentlichen Leben wenigstens bis zu einem gewissen Grade verstummt, so möchte man doch kaum behaupten, daß die Eintracht zwischen den Bekennern der verschiedenen vorhandenen Kirchen und Religionen eine aufrichtige, daß ihre Dauer verbürgt sei. Freilich steht gegenwärtig das religiöse Interesse hinter anderen Zeitbestrebungen zurück, und gegen kirchliche Streitfrager, die sonst mit leidenschaftlicher Parteinahme ergriffen wurden, ist im großen Ganzen eine kühle Gleichgültigkeit eingetreten. Indeß sind wir noch weit ab von dem Ziele „daß alle eine Heerde unter einem Hirten werden" oder daß sich alle als Kinder eines und desselben Vaters im Himmel fühlen. Wir sind noch lange nicht zu dem Bewußtsein durchgedrungen, für dessen Erweckung mancher weise, edle Geist längst vergangener Tage gestritten — zu dem Bewußtsein, daß wir Menschen alle gleichen Antheil haben an dem göttlichen Urquell unseres geistigen Lebens. Wenn die großen Ideen der Versöhnung und Einigung, die Leibnitz und Lessing predigten, nicht einmal innerhalb der einen Religion des Christenthums die Gegensätze zwischen Reformirten und Lutheranern zu überwinden vermochten, so konnte dies noch weniger in dem Verhältnisse etwa von Juden- und Christenthum geschehen.

Es scheint eben das religiöse Moment dazu bestimmt zu sein, für alle Zeiten Theilungen und Zerklüftungen unter den Völkern herbeizuführen. Das eigenste, tiefste Besitzthum des Menschen scheint auch vorzugsweise eine Quelle des Kampfes werden zu müssen.

Wer dürfte leugnen, daß diese Gegensätze, zu denen die Verschiedenheit der Confessionen den Anlaß gab — neben dem Gehässigen, das sie, vom ethischen Standpunkte aus betrachtet, zunächst an sich tragen — doch auch ihre bedeutsame und gewinnbringende Seite haben! Die größte Auseinanderlegung der dem Menschengeiste immanenten Begriffe ist ein- für allemal eine wesentliche Bedingung für ein reiches historisches Leben, für eine intensiv wie extensiv bedeutende Entwickelung des gesammten Menschen. Im Kampfe werden sich die Menschen ihrer Mittel, ihrer Kräfte bewußt; ein nivellirendes Einerlei ist der Tod alles geistigen Fortschrittes.

Aber ein Anderes ist es, den religiösen Kampf als geschichtliches Phänomen begreifen, ihn aus historischer Erfahrung allenfalls rechtfertigen, ein Anderes ihm geradezu Vorschub leisten. So lange die Menschen überhaupt und die einzelnen Völker insbesondere die religiöse Controverse zum Mittelpunkte ihrer geistigen Thätigkeit machten, so lange sie darin den Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit besaßen, war eine möglichst scharfe Begründung und tapfere, unerbittliche Vertheidigung der eigenen Ueberzeugung, des eigenen Bekenntnisses ganz am Platze. Seitdem aber die Sphäre des geistigen Schaffens und Forschens sich so erweitert hat, daß der Mensch sich nicht mehr ängstlich an ein einziges Moment des Denkens gebunden fühlt, ist auch die Gefahr verschwunden, daß bei allmählichem Zurücktreten der confessionellen Controverse dem Bedürfnisse nach anregenden und lebenweckenden Objecten des Geistes nicht gehörig entsprochen werden könne Es ist wohl eine ganz naturgemäße Entwickelung zu nennen, daß die Waffen des Glaubenskampfes etwas schartig geworden und als bloße Reliquien einer vergangenen Zeit aufbewahrt werden. Seit dem westphälischen Frieden ist der Boden Europa's wenigstens von ähnlichen Re-

ligionskämpfen verschont geblieben, wie im 15. Jahrhundert die Hussitenkriege, im 16. und in der ersten Hälfte des 17. die Kämpfe in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Holland und England. An die Stelle der Religionskriege sind politische Kriege getreten, die theils in dynastischen, theils in nationalen und rein staatlichen Interessen ihren Ursprung hatten, oder auch von persönlichen Motiven einzelner eroberungssüchtiger Machthaber ausgingen. Die gelehrte Debatte, die sich sonst fast ausschließend auf theologischem Felde bewegte, erstreckt sich nunmehr seit längerer Zeit auf alle nur möglichen Gebiete des Wissens. Das ehedem so stark ausgeprägte kirchliche Interesse einzelner Großen und Fürsten hat sich mehr und mehr verloren. Wollte darum Jemand behaupten, daß unser Geschlecht weniger religiös geworden, weil es das Glaubensinteresse weniger scharf hervortreten läßt? Verbirgt sich hinter der allmählich errungenen größeren Toleranz, mit der sich Jude und Christ, Katholik und Protestant, Lutheraner und Reformirte begegnen, eine bedenkliche Abnahme des religiösen Sinnes, der Frömmigkeit überhaupt? Ist Toleranz eine Ausgeburt der Glaubens- und Gottlosigkeit? Haben wir diese Wandlung, die wir an den geistigen Richtungen wahrnehmen, ernstlich zu beklagen? Oder kann Toleranz nicht auch als ein Zeichen fortschreitender wahrer Religiosität gelten?

Und wie steht es nun um die Schule? Soll sie die Hand bieten zur Mehrung religiöser Eintracht, oder das Bewußtsein des Unterschieds schärfen und die confessionelle Spannung erhöhen? Ich meine, die Schule habe vor allen anderen größeren Institutionen in ihrer Hand das Schwert, aber auch die Palme des Friedens. Neben dem Staate und der Familie und neben den unmittelbaren Organen der Kirche scheint sie mir vornehmlich dazu berufen, die Religion statt zu einem Erisapfel, zu einem Bürgen und Symbole schöner Eintracht unter den Menschen zu machen. Insofern sie es zunächst mit der Jugend, also dem werdenden Geschlecht zu thun hat, liegt es in ihrer Macht, entweder den Samen der Zwietracht auszustreuen oder den religiösen Geist aus den Fesseln trotziger Rechthaberei,

kleinlicher Spitzfindigkeiten und hämischer, rücksichtsloser Verfolgung zu befreien.

Fragen wir nun, in welcher Weise die Schule entweder den religiösen Gegensatz, den confessionellen Hader verewigen oder dämpfen und zum Schweigen bringen könne, so ist meines Bedünkens auf folgende Punkte als auf die Cardinalpunkte hinzuweisen.

Erstens: Sollen die Schulen sich nach Confessionen scheiden?

Zweitens: Soll der Religionsunterricht eine confessionelle Färbung tragen?

Drittens: Soll der Lehrer z. B. der Geschichte in seinen Urtheilen über Begebenheiten kirchlichen Gepräges seiner eigensten Ueberzeugung freien Ausdruck geben, oder dieselben nach dem religiösen Bekenntniß seiner verschiedenen Schulindividuen fassen?

Viertens: Soll das Lehrfach an gewisse Confessionen gebunden sein?

Fünftens: Soll der Lehrer auf eine Confession beeidigt werden?

Die erste Frage wäre praktisch dahin zu richten, ob die Kinder katholischer, protestantischer und jüdischer Eltern in verschiedenen Schulen untergebracht werden sollen. Es giebt dergleichen getrennte Confessionsschulen, an denen in Betreff der Lehrerwahl das confessionelle Princip zwar nicht immer durchgeführt wird, weil es sich nicht immer durchführen läßt, aber soweit als möglich sicher maßgebend bleibt. In Ländern und Städten, wo die Bevölkerung vorwiegend und fast ausschließlich der einen oder anderen Confession angehört, macht sich das von selbst und wird kaum auffallen können. Dagegen wo paritätische religiöse Verhältnisse stattfinden, wird man die Confessionsschule schon mit einigem Befremden ansehen. Versuchen wir die Nachtheile und etwaigen Vortheile der Confessionsschule uns klar zum Bewußtsein zu bringen.

Von Vortheilen der Confessionsschule könnte man etwa folgende aufführen:

a) Sie legen dem Lehrer der Religion oder der Geschichte oder eines anderen Gegenstandes, in welchem religiös-sociale Fragen berührt werden können, keine Nöthigung auf, irgend etwas zu verschweigen, was zur vollständigen Belehrung des Schülers über seine Confession dienen dürfte — es kann der Lehrer sich ohne Rückhalt aussprechen, und braucht seiner Ueberzeugung keinerlei Zwang anzuthun. Dem gegenüber ist nun freilich sogleich wieder zu bemerken, daß ja der Religionsunterricht den Schülern verschiedener Confessionen gesondert ertheilt werden kann, und daß man in der Geschichte doch nur in einigen Abschnitten auf kirchliche Thatsachen einzugehen braucht, wobei eine ruhige objective Darlegung derselben den Schüler der andern Confession nicht reizen wird.

b) Sie machen keine Dispensation von gewissen Unterrichtsgegenständen nothwendig, wie eben z. B. vom Religionsunterrichte.

c) Sie erleiden nicht verschiedene Unterbrechungen des Unterrichts, wie sie die religiösen, kirchlichen Feste der einen und der andern Confession mit sich bringen.

d) Sie bleiben von den etwaigen kleinen Reibungen und Neckereien frei, wie sie namentlich leicht in vorwiegend von Christenkindern besuchten Schulen gegenüber den Schülern mosaischen Glaubens vorkommen mögen.

e) Sie entfernen jede Möglichkeit des Verdachts, daß etwa die eine oder andere Kirche auf Proselytenmacherei in ihren Schulen ausgehe und die Anhänglichkeit des jungen Geschlechts an die Religion ihrer Väter untergraben oder doch stören wolle. Sie dienen also vielleicht aus diesem Grunde zur Erhaltung eines schöneren Friedens unter den Bekennern der verschiedenen Confessionen.

Wenn wir dagegen die Nachtheile der Confessionsschule in Betracht zu ziehen haben, so dürfte sich Folgendes herausstellen:

a) Sie schärfen schon durch ihren Namen und ihre bloße Existenz das Gefühl und Bewußtsein der Kinder für den Gegensatz oder die Verschiedenheiten des Glaubens (ohne daß diese

auch den wahren Grund des Gegensatzes sogleich begreifen) und bahnen damit eine Absonderung der Kinder schon um des Glaubens willen an*), die dann leicht und fast naturgemäß fortwuchert in die Zeit des reiferen Jugend- und Mannesalters hinüber.

b) Sie schneiden die Möglichkeit einer freien religiösen Entwickelung des Schülers ab, lassen es zu keiner unparteiischen, objectiven Betrachtung der religiösen Unterschiede kommen und bieten die Hand zu einer sich selbst vergötternden, wegen des Mangels an einem Gegensatz erstarrenden confessionellen Ueberzeugung, aus der sich leicht ein blinder Fanatismus herausbildet.

c) Sie involviren ein Bildungsprincip, bei dem es weniger auf rein menschliche, als eben auf confessionelle Bildungszwecke hinausläuft.

d) Sie erschweren das Werk der allmählichen Ausgleichung der religiösen Differenzen und lassen die confessionellen Unterschiede nicht sowohl als geschichtliche Durchgangspunkte, denn als schlechthin und für immer gültige Besitzthümer erscheinen, deren Erbe um jeden Preis das Kind von dem Vater, der Jüngling von dem Greise zu übernehmen habe.

e) Sie gefährden die Durchführung eines in sich selbst ruhenden und von jedem Nebenzweck befreiten Unterrichts.

f) Sie sind vermöge ihres Charakters weit mehr Werkzeuge der Kirche, als des Staates, und daher ausschließend auf kirchlich-confessionelle Tendenzen gestellt, nicht auf solche, die dem Ganzen eines Staates, eines Volkes zu Gute kommen können.

g) Sie begünstigen und beschönigen die Voraussetzung, daß als Gradmesser für die Religiosität des Individuums dessen strenges Festhalten an einer besonderen Confession zu betrachten sei.

h) Sie kommen leicht in die Gefahr, sehr wirksame und

*) Beim Aufenthalt in einer Rheingegend konnten wir eine derartige Erfahrung machen.

sehr nützliche Bildungsmittel nur der Confession zu Liebe zurückzuweisen, ja zu verdammen.

i) Sie sind in der Wahl ihrer Lehrkräfte sehr beengt, sobald sie die Wählbarkeit ihrem confessionellen Princip unterwerfen.

k) Sie führen leicht zu einer Einseitigkeit und Aristokratie des Glaubens und damit zu einer Begrenzung des geistigen Horizonts ihrer Schüler, die von den übelsten Wirkungen werden kann.

Sind nun die Confessionsschulen namentlich so exclusiv und so consequent in ihrem Grundprincip, daß sie sowohl Lehrer als Schüler der fremden Confession um jeden Preis ausschließen, und daß sie ängstlich jede Seite des Unterrichts fernzuhalten bemüht sind, die etwa den ruhigen sicheren Besitz der von ihnen gehegten Confession irgendwie gefährden könnte, so werden sie nur zu leicht die echten Pflanzstätten eines fanatischen und verknöcherten Kirchenthums.

Es kann nach den obigen Gesichtspunkten keinem Zweifel unterliegen, daß die Confessionsschule weder vor den Grundsätzen einer gesunden Pädagogik, noch einer höhern Staatstheorie besteht. In Wirklichkeit beschränkt sie sich wohl auch nur auf den Kreis der Elementar- und Volksschulen, während bei Real- und jeder Art Fachschulen der confessionelle Ausgangspunkt von selbst wegfällt.

Was die zweite Frage betrifft, ob der Religionsunterricht eine vorwiegend confessionelle Färbung tragen soll, so haben wir mit unsern bisherigen Andeutungen den Kernpunkt derselben schon gewissermaßen berührt. Es ist unstreitig der: soll man in der Schule zur Religion überhaupt oder zu einer bestimmten Religion bilden und erziehen? soll man den Schüler gewissermaßen zum Proselyten der Religion seiner Väter (denn auch in dieser Rücksicht ließe sich wohl von Proselytenmacherei reden) und der Kirche machen, in der er getauft wurde, oder soll man ihm nur den Weg zeigen, ihn nur darauf zurüsten, sich selbst einer besonderen Religion und Kirche aus eigenem,

freiem Antrieb anzuschließen? — Jenes kommt auf Glaubenszwang, dieses auf Glaubensfreiheit hinaus.

Giebt es denn aber eine Handhabe, um statt den Schüler in eine bestimmte Confession bis zu einem gewissen Grade hineinzupredigen, ihn zur freien, selbstständigen Ergreifung eines bestimmt formulirten Glaubens vorzubereiten? In der That giebt es eine solche: es ist das Ausgehen von der objectiven Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Hauptreligionen. Geschieht dieselbe in der Weise, daß aus den heiligen Büchern der verschiedenen Religionen geeignete Abschnitte mitgetheilt und erklärt werden, so wird der Schüler ebensowohl mit den Grundlehren der Religion seiner Väter, als mit denen der vorangehenden oder noch nebenher laufenden Religionen bekannt gemacht; die ganze reiche Welt der mannichfachsten Explicationen des religiösen Bewußtseins wird vor ihm aufgethan, und der in den Kern und das Wesen dieser verschiedenen Vorstellungen eingedrungene Lehrer wird mit Hülfe seiner religionsgeschichtlichen Vorträge hinreichenden Stoff finden, um von der Darlegung der Facta zu der Begriffsentwickelung überzugehen. Es öffnet sich hier nicht blos ein reiches Feld von dogmatischen, sondern auch von ethischen Anregungen, und auch ohne daß man auf die systematisch behandelte Dogmatik und Ethik ausgeht, wird man Gelegenheit finden, dem Schüler nach und nach die ganze Fülle von Glaubens- und Sittenlehren vorzuführen. Die Bibel, der Katechismus und das Gesangbuch, oder die populäre Kirchen- und Dogmengeschichte verschwinden damit nicht etwa aus dem Religionsunterricht: sie werden aber nur zu einem Gliede in der großen Reihe von Quellen, aus denen die Kenntniß von den Formen religiösen Bewußtseins zu schöpfen ist. Gegen ein solches Einführen des Schülers in die Gesammtheit religiöser Belehrungsmittel könnte sich nur derjenige auflehnen, der das Heil alles Religionsunterrichts, vielleicht aller Bildung lediglich an die Einreihung in eine bestimmte Confession knüpft und eben nichts wissen mag von einer freien Gestaltung des religiösen Standpunktes.

Bei der Voraussetzung des von uns bezeichneten Materials

für den Religionsunterricht verliert derselbe jede Sonderfärbung und wird damit den Kindern von den Bekennern aller Religionen zugänglich gemacht. Der von jüdischen, wie von christlichen Eltern stammende Knabe erhält nunmehr im Religionsunterricht eine allgemeine Handhabe zu religiöser Erkenntniß; sie alle finden in derselben die Quellen der Bekenntnisse ihrer Väter gleichmäßig berücksichtigt.

Und wenn die Schule sich für ihren gesammten Unterricht ein bestimmtes höheres Bildungsziel gesteckt hat, wenn sie von schlechthin gültigen Bildungselementen ausgeht, so kann sie nicht wohl den Religionsunterricht zu einem facultativen werden lassen. Das von ihr einmal aufgenommene Schülerindividuum ist im umfassendsten Sinne ihr Eigenthum geworden; sie kann es sich nicht nehmen lassen, an demselben mit all den Mitteln zu arbeiten, die sie für wesentliche Bildungsmittel einmal erkannt und festgestellt hat. Soll die Schule in gewissem Sinne verantwortlich gemacht werden für das geistige Werden und Gedeihen der ihr Anvertrauten, so kann sie sich kaum einen so bedeutenden Bildungsfactor entgehen lassen, wie wir ihn doch wohl im Religionsunterrichte zu erkennen haben.

Schon das Vorhandensein einer Geschichte der Religionen überhaupt und jeder einzelnen Religion insbesondere deutet darauf hin, daß die in gewissen Glaubensgemeinschaften bestehenden Symbole und Cultusformen nicht für alle Zeiten gültige, sondern der Entwickelung resp. der Vervollkommnung fähige sind. Betrachtet man die Summe der Glaubenssätze und ethischen Vorschriften einer Religionsgenossenschaft für eine unbedingt fertige, keiner Modification mehr zugängliche, so haben wir nicht mehr religiöses Leben, sondern religiöse Erstarrung, religiösen Fanatismus. Soll der Religionsunterricht dem letzteren zu Hülfe kommen, ihn hegen und pflegen, oder nicht vielmehr von ihm befreien helfen? —

Der Religionslehrer gelte also nicht als unmittelbarer Diener einer bestimmten Kirche, er trete vor seine Schüler nicht als Lutheraner oder Katholik, sondern als einer, der das religiöse Bewußtsein des Schülers entbinden will; er halte

ihm nur die erreichten und erreichbaren Ziele vor die Seele, ohne ihn auf ein besonderes Ziel hinzuführen. Niemand wird leugnen, daß er auch so — ohne als Parteigänger vor die Schüler zu treten — seinen Unterrichtsstoff lebendig und anregend gestalten und verarbeiten könne. Wir verlangen von ihm nur das Eine: ein philosophisches Durchdringen und ein warmes Aufnehmen und Reproduciren des mitzutheilenden Materials.

Die Fassungskraft der jüngsten Schüler wird allerdings für eine systematische Darstellung der Religionsgeschichte noch nicht ausreichen. Man begnüge sich, ihnen eine Reihe von Persönlichkeiten vorzuführen, an denen die Tugend der Frömmigkeit und des sittlichen Heldenthums in mancherlei Gestalt hervortritt.

Ueberhaupt führt es zu einer argen Verkümmerung des rein geschichtlichen Unterrichts, wenn man so bedeutende Motive, wie die religiösen es oft genug waren, aus der Geschichte herausreißt, um sie zu einem ausschließlichen Material des Religionsunterrichts zu machen. Der culturhistorische Unterricht läßt sich ohne die stete Berücksichtigung des kirchlich-religiösen Lebens der Völker gar nicht denken. Bei einer Charakterisirung der Hindus oder der alten Aegypter so wenig, als der christlichen Staaten läßt sich von der Darstellung ihres Religionswesens, ihres Kirchenthums absehen. Es ist ein bekannter Ausspruch, daß die Geschichte des Mittelalters wesentlich Kirchengeschichte sei. Daher könnte auch dem Religionsunterrichte neben dem Geschichtsunterricht nur die besondere Aufgabe zufallen, alles das ausführlicher und noch systematischer durchzuarbeiten, was der Geschichtslehrer mehr nur im Allgemeinen zu charakterisiren und in seiner Wechselwirkung auf profane Lebensgebiete aufzuzeigen hat.

Wir zweifeln keinen Augenblick an der Möglichkeit, daß auch ein einseitiges Ausgehen des Religionslehrers von Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Kirchengeschichte die religiöse Anlage des Schülers in hohem Grade zu entwickelm im Stande sei; daß es auch hier hauptsächlich auf die entsprechende Be-

lebung, auf die innige und geistvolle Behandlung des an die Hand gegebenen Materials ankomme. Indeß bleibt es unter dieser Voraussetzung immer bei der Ausschließung des einen oder anderen Schülers aus dem Religionsunterrichte. Und gegen eine solche Trennung der Schülergemeinde mit Rücksicht auf den confessionellen Religionsunterricht sträubt sich unser Gefühl, streitet unsere Auffassung von dem Verhältnisse, in dem die Schule zu allen ihren Individuen stehen soll.

Es muß der Schule von vornherein das Recht zugestanden, ja die Pflicht auferlegt werden, die höchste Erziehungsaufgabe an allen ihren Schülern zu lösen — ihnen nicht blos eine bestimmte Summe von Kenntnissen zuzuführen, um sie dadurch für die Ergreifung eines Berufes geschickt zu machen, sondern in den Mittelpunkt ihres Seelenlebens einzudringen und demselben eine bestimmte ethische Richtung zu geben. Nur auf Kosten ihrer wahren pädagogischen Aufgabe kann sie sich die innere Gestaltung irgend eines ihrer Schüler entgehen lassen.

Und somit erledigt sich von selbst die dritte Frage: soll mit Rücksicht auf die Schüler verschiedener Confessionen der eine oder andere Unterrichtsgegenstand so oder so gemodelt werden? Die erste einfachste Antwort darauf müßte doch immer lauten: es giebt für die Mittheilung des Lehrers nur ein Gesetz: das der unbedingten Wahrheit. Es soll im Unterricht z. B. der Geschichte weder etwas verschwiegen werden mit Rücksicht auf den Stand, noch mit Rücksicht auf die Confession. Was zur wahren, ganzen und vollen Erkenntniß eines Factums, zur richtigen Beurtheilung einer Persönlichkeit oder einer Partei führen kann, das soll und muß vom Lehrer mitgetheilt werden. Es käme auf eine gewaltsame Verdrehung und Entstellung der Wahrheit hinaus, wenn in irgend einem Unterricht — und besonders also in dem der Geschichte — etwas Anderes gelten dürfte, als das Recht des selbstredenden Factums. Wie dem Geschichtsschreiber sein Werth sofort geraubt wird, wenn er, vom Parteistandpunkte ausgehend, Thatsachen verschweigt oder verdreht, so verliert der Geschichtsunterricht seine gemüthbildende, seine ethische Kraft, wenn ihm

entweder Rücksichten auf den Stand oder die Confession seiner Schüler aufgebürdet werden.

Es versteht sich von selbst, daß wir den offensiven oder defensiven Ton des Geschichtslehrers nicht in einen bitter-gehässigen, aufreizenden, fanatisirenden übergehen lassen mögen; wir fordern nur, daß der an sorgsam gewählte Facta sich anlehnende Lehrer dieselben mit Klarheit, und wo es die Sache will, mit Wärme, d. h. mit innerer Theilnahme zum Vortrag bringe.

Die Lösung schließlich unserer letzten Frage, welche darauf hinausläuft, die Wahl des Lehrers von seiner Confession unabhängig zu machen, wird praktisch so lange auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, als Religion und Confession völlig gleichgestellt werden, und die Meinung maßgebend bleibt, daß alles Heil von der Ablegung eines bestimmten Bekenntnisses abhängt. Für uns kommt bei dieser Frage nur Eines in Betracht: die ethische Rückwirkung des religiösen Standpunktes, der größere oder geringere Einfluß, den etwa eine bestimmte Richtung des Glaubens auf die Erleuchtung des Geistes üben kann. Und da wird das Ergebniß der vielseitigsten Erörterung a priori wie a posteriori nur darauf hinführen, daß wir in der Wahl der Lehrer uns nicht sowohl an den Namen ihres Bekenntnisses, als an die zu Tage tretenden sittlichen Resultate ihres religiösen Bewußtseins zu halten haben.

Je weniger es einer religiösen Partei oder einer Kirche auf Herrschaft und auf die Menge ihrer Anhänger, je mehr es ihr statt auf Herrschen auf Dienen ankommt, desto williger wird sie auf einen exclusiven Standpunkt Verzicht leisten. Wir müssen uns dazu herbeilassen, den religiösen Fonds des Menschen und damit seinen sittlichen Werth keineswegs blos nach dem Namen seiner Kirche zu bemessen. Denn wir haben es nicht mit willen- und selbstlosem Stoffe zu thun, wenn wir an die religiöse Fortbildung des Individuums herantreten, sondern mit Personen, die das ihnen Dargebotene entweder in sich aufnehmen, oder es von sich stoßen und höchstens äußerlich acceptiren. Der Mensch will es doch nicht allein sein, der den Menschengeist entbindet und ihm seine Richtung bezeichnet —

wir müssen doch wahrlich auch einer göttlichen Einwirkung gedenken, die sich bei jedem Einzelnen so oder so erweisen und den menschlichen Einwirkungen entweder zuwiderlaufen oder ihnen entgegenkommen kann. Die Kirche dürfte sich kaum vermessen, zu behaupten, daß sie in Sachen der Religion das letzte Wort zu sprechen habe, daß die sich zu ihr Bekennenden die allein wahren Apostel und Lehrer der Menschheit seien. „In allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.“

Freilich hängt die praktische Durchführung unserer Ideen an tausend Fäden. Wollten die Evangelischen auch ein so weites Herz zeigen, daß sie im Gebiete der Schule jedem confessionellen Hader, jeder ängstlichen Herrschsucht entgegentretend, den unbefangensten, freiesten Standpunkt rücksichtlich der Wahl ihrer Lehrer oder der Beschaffenheit des Religionsunterrichtes einnehmen — so wäre damit wenig geholfen, wenn nicht zugleich die anderen Glaubensgenossenschaften die Hand zum Frieden böten und sich in der Anerkennung des Satzes vereinigten:

Die Schule sei keine Dienerin irgend eines besonderen Bekenntnisses, irgend welcher einzelnen Religion, sondern nur die Pflanzstätte der Erziehung der Jugend für den Zweck eines vernünftigen, wohlgeordneten sittlichen Staates!

Dresden. Dr. H. Keferstein.

Nachwort.

Dem Urtheil des auf dem Standpunkt der Gegenwart stehenden Lesers über den vorstehenden Aufsatz sehe ich mit Vertrauen entgegen. Ich halte ihn für einen in jeder Beziehung vortrefflichen, tief beherzigenswerthen. Ich kann um so unbefangener darüber urtheilen, da er nicht von mir herrührt. Er ist dem dritten diesjährigen Hefte des dritten Bandes der von Dr. Wilhelm Wolffsohn redigirten, bei Veit u. Comp. in Leipzig unter dem Titel: Russische Revue, internationale Zeitschrift für Literatur, Kunst und

öffentliches Leben erscheinenden Zeitschrift, mit Genehmigung des Redacteurs und des Verfassers entnommen. Ich versäume nicht, auf die Gediegenheit dieses allumfassenden, die Literatur aller Culturländer und die neuesten Culturerscheinungen berücksichtigenden Journals diejenigen aufmerksam zu machen, welchem die Neigung beiwohnt, ihre allgemeine Bildung zu erweitern, zweifle freilich daran, daß sich viele einzelne Lehrer zu der Jahresausgabe von 12 Thlr. (so viel kostet der Jahrgang) entschließen werden, während es jedoch sehr wünschensist, daß Lehrerkreise diese Ausgabe nicht zu scheuen haben möchten. Man hat etwas daran.

Die Leser meiner Schriften wissen es, daß ich für das Thema des, ich wiederhole es, trefflichen Aufsatzes eingenommen bin. In vielfachen Wiederholungen habe ich daher die Bedeutsamkeit desselben für freibildende Erziehung und für die Erhebung des Lehrers über engbeschränkte Standpunkte darzustellen versucht. Ich bin damit noch lange nicht fertig, habe, wie man zu sagen pflegt, den letzten Trumpf noch nicht ausgespielt, werde auch auf den Gegenstand, der nicht auf einmal abgethan werden kann, der vielmehr von den verschiedensten Seiten und in den verschiedensten Situationen des Lebens zur Betrachtung gezogen werden muß, wieder zurückkommen. Für einen Gewinn erachte ich es aber, einmal einen andern vorurtheilsfreien, reifen Mann über den Gegenstand sprechen zu lassen, und habe ich darum nicht gezögert, mir die Erlaubniß des Herrn Dr. Wolfsohn, mit dem ich in Tauschverhältniß stehe, zur Aufnahme der gediegenen Arbeit eines seiner Mitarbeiter, des Herrn Dr. Keferstein, Lehrers an der Handelsschule in Dresden, zu erbitten. Mit Absicht habe ich den fremden Ursprung derselben zu Anfang nicht genannt, um den Lehrer nicht von vorn herein für oder gegen dieselbe einzunehmen, um ihn seiner unbefangenen, objectiven Betrachtung und Beurtheilung zu überlassen.

Die Leser wissen es, daß die Frage nach der Zweck- und Zeitgemäßheit des confessionellen Religionsunterrichts in der Volksschule, in dem frühen Lebensalter der Kinder überhaupt,

bereits vielfach besprochen, von Einzelnen verneint, von der Mehrzahl der Abstimmenden dagegen bejaht, stark betont und vertheidigt worden ist. Ich brauche die Vertheidiger nicht zu nennen. Die größere Menge derselben befindet sich unter den Geistlichen, den Theologen und Pastoren, aus leicht erklärbaren Gründen; aber auch viele Lehrer stehen auf derselben Seite, was ebenfalls leicht zu begreifen ist. Wenige unter den letzteren haben sich bis jetzt auf die Seite gestellt, der ich nach meiner festen Ueberzeugung angehöre. Mit Befriedigung habe ich inzwischen die Wahrnehmung gemacht, daß dieselben überhaupt, nach ihrem ganzen Bildungsstandpunkt und ihren praktischen Leistungen, nicht zu den letzten gehören, woraus ich die Vermuthung und die Hoffnung schöpfe, daß die Zahl derselben bei fortschreitender Bildung, die das Beschreiten eines freien Standpunktes erleichtert, sich mehren werde.

Keiner von Denjenigen, welche die Verhältnisse kennen, wird mir die Erwartung zutrauen, daß die von mir und Geistesverwandten angestrebte Beseitigung des kirchlich-confessionellen Schulunterrichts alsbald in's Leben treten werde. Solche überschwängliche Hoffnungen hegen wir nicht. Das Richtige, das der Pädagogik, dem gegenwärtigen Culturstandpunkt, der Ansicht und der Gesinnung der fortgeschrittenen Menschen, dem Bedürfniß und der Natur der Zuerziehenden Entsprechende, welches, wenn es das Bestehende umzubilden die Tendenz hat, selbstverständlich, nach der Natur der Sache und der Personen, nicht sofort acceptirt werden kann, anzubahnen — dadurch, daß wir die reformirenden Meinungen, Ansichten, Gedanken zur Prüfung vorlegen — nicht mehr und nicht weniger ist unsere Absicht. „Gut Ding will Weile haben," besonders unter unsern Landsleuten, die bekanntlich sehr besonnen zu Werke gehen. Es ist das Schicksal aller reformirenden Ideen, daß sie bei ihrem Entstehen von der Menge bekämpft und verworfen, später aber, wenn sie in der Wahrheit gegründet sind, angenommen werden. „Der Mensch säet in Hoffnung."

Gleichviel nun, ob der Verfasser des obigen Aufsatzes viele

oder wenige Leser für sich gewinnt, das Resultat ihres Nachdenkens wird jeden Falls der Jugend zu Gute kommen. Denn der Zuversicht wird man doch leben dürfen, daß dieses Nachdenken einen Jeden davon abbringen wird, auf die specifisch-confessionellen Lehren das Hauptgewicht des religiösen Unterrichts zu legen — einen Jeden veranlassen wird, darüber nachzudenken, welche Lehren als Haupt-, welche als untergeordnete Lehren zu behandeln sind, welche heillose Folgen es haben muß, wenn man die Kinder nicht in Einheit und Eintracht, sondern in Gegensatz und Zwietracht, in Bekenntnissen und Lebensrichtungen erzieht, welche die Menschen von einander trennen — einen Jeden bestimmen wird, über die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen nachzudenken. Gewinn genug, wenn die Leser die Ueberzeugung erlangen, daß die Unterscheidungslehren zum äußeren Beiwerke gehören. Dieses Resultat kann und muß, meine ich, das Lesen obigen Aufsatzes bei Jedem hervorbringen, und damit ist in der That schon nicht wenig gewonnen. Es ist der erste Schritt zur Erfassung des Richtigen. Erst muß das Nebensächliche oder direct Schlechte erkannt und überwunden sein, ehe man das positiv Gute und Richtige zu ergreifen im Stande ist. „Schwer ist aller Beginn — wer getrost fortgeht, der kommt an."

Mehr will ich hier über obigen Aufsatz im Allgemeinen nicht sagen; ich appellire an unbefangene Leser. Versagen aber kann ich es mir nicht, der fremden Arbeit einige specielle Betrachtungen anzuhängen.

1) „Die Eintracht zwischen den Bekennern der verschiedenen vorhandenen Kirchen und Religionen ist noch lange keine aufrichtige."

Wer kann das leugnen? Leider, leider! Die behauptete Thatsache wird dadurch erwiesen, daß es noch immer nicht an Bestrebungen fehlt, die Eintracht und Einheit dadurch herzustellen, daß man Andersgläubige zu dem eignen Bekenntnisse herüberzuziehen sucht. Wer die Geschichte kennt, wird das für ein verkehrtes Mittel, für eine Thorheit erachten. Die, wie sich von selbst versteht, sehr wichtige Einheit, die nur nicht mit

nivellirender Einerleiheit („dem Tode alles geistigen Fortschritts“) verwechselt werden darf (Einheit in der Mannigfaltigkeit!), wird nur durch Fortentwickelung der Reformation, durch die allgemeine Verbreitung der Ueberzeugung, daß die Religiosität als innere Beschaffenheit mit Aeußerlichkeiten, auch mit statutarischen Bekenntnißformeln, nichts zu thun hat, annäherungsweise erreicht werden — ein Product nicht der absichtlichen Anstrengung einzelner Parteien, sondern der Zeit, des Fortschritts in der Cultur überhaupt. Diese Wahrheit enthüllt dem Denkenden und Strebenden die Art und Weise, wie er selbst zur Erreichung dieses Zieles beizutragen im Stande ist. Einstweilen hat Jeder, bei aller privaten Wärme des Gefühls für Dies und Das, die edle Tugend der Toleranz (ein Wort, das, wie selbst im Preuß. Abgeordnetenhause gehört worden, gewissen Personen sehr verhaßt ist — ein Begriff, von dem die Fanatiker aller Parteien nichts wissen wollen) zu nähren und zu pflegen — der Regent im Sinne Friedrichs des Großen, der Bürger im Geiste eines Lessing.

2) „Die Schule ist dazu berufen, die Religion zu einem Bürgen und Symbole schöner Eintracht unter den Menschen zu machen.“

Das gesunde, frische Kind weiß nichts von Trennung der Kameraden nach der Confession der Eltern. Kommt diese leidige Vorstellung in einem Kinde vor, so ist sie durch Menschen, welche nicht Erziehung, sondern Verziehung und Verbildung im Kopfe haben, in das Kind hineingepflanzt worden. Nichts weiß ein gesundes, naturwüchsiges Kind und nichts soll es wissen von aristokratischen, politischen und andern Standes- und Parteiunterschieden und Trennungen. Das Kind muß, wie im Vertrauen zur Vorsehung über alle Geschlechter der Menschen, so im Vertrauen zur Menschheit selbst erzogen werden. Nichts darf seine harmonische Entwicklung stören. Eine in solcher ungetrübten Heiterkeit verlebte Jugendzeit ist eine Bürgschaft für ein thatkräftiges Leben. Diese Wahrheit steht nicht in Widerspruch mit der andern Erfahrungswahrheit, daß

mitunter die tüchtigsten Menschen aus einer harten Jugendzeit hervorgegangen sind; sie bestreitet nur die Heilsamkeit der unzeitigen Einführung in innere Zerwürfnisse.

3) „Die Confessionsschule kommt in die Gefahr, sehr wirksame und sehr nützliche Bildungsmittel nur der Confession zu Liebe zurückzuweisen, ja zu verdammen."

Die Richtigkeit dieser Ansicht erhellet aus dem auf bekannter Seite heimlich genährten Mißtrauen gegen die Bildung durch die Mathematik, welche dem Schüler die Neigung zu logischer Schärfe und Beweisforderung der Behauptungen einflößt, und besonders gegen die naturwissenschaftliche Bildung, gegen Astronomie, Geologie und andere Zweige derselben, weil ihr Inhalt nicht überall mit Aussprüchen der Bibel übereinstimme und die Ueberzeugung hervorbringe, daß alle Entwicklung (physische wie psychische) auf naturgesetzlichem Wege erfolgt sei, daß Alles natürlich zugehe, folglich der Wunderglaube dadurch in der Wurzel vernichtet werde. Daher die Neigung, den naturwissenschaftlichen Unterricht — den unabweislichen Forderungen zum Trotz, nach Möglichkeit zu beschränken oder gänzlich zu beseitigen. Und daher der halsbrechende Versuch buchstabengläubiger, beschränkter Lehrer, gewisse Aussprüche der Religionsbücher mit der Wahrheit der Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen, als wenn durch diesen Widerspruch, wenn er ungelös't bliebe, die Religion in Gefahr käme. Trauriger Versuch und noch traurige Beschränktheit! — sowohl im Wissen wie im Glauben.

4) „Ausgehen (im Religionsunterricht) von der objectiven Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Hauptreligionen."

Daß alle Religionen sich geschichtlich entwickelt haben, daß die Religionen, wie alles Andere, dem geschichtlichen Pragmatismus (nach Ursache und Wirkung) anheimfallen — das sind Wahrheiten gründlicher Geschichtsforschung. Selbstverständlich kann, was auch der Verf. ausdrücklich erklärt, jenes „Ausgehen" nur von den Lehrern höherer Schulen gefordert werden. Aber von allen Lehrern, die auf Durchbildung An-

spruch machen, fordern wir die Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung der Hauptreligionen, weil sie das Hauptmittel ist, den Standpunkt der Völker gerecht zu beurtheilen und vor Eingenommenheit und Beschränktheit bewahrt zu bleiben. Mit Recht hat daher Dr. Karl Schmidt in den Lehrplan für die Bildung künftiger Lehrer die geschichtliche Entwicklung der Religionen aufgenommen — als wesentliche Grundlage allgemeiner Bildung. Wer dieselbe in der Seminarperiode hat entbehren müssen, muß diesen großen Mangel durch ernstliche Geschichtsbetrachtung zu beseitigen suchen.

5) Für jeden Unterricht, jeden Lehrer gilt „das Gesetz der unbedingten Wahrheit."

Dem wird Niemand widersprechen. Die Forderung gilt natürlich und wesentlich auch vom religiösen und geschichtlichen Unterricht. Man hat es geleugnet, daß der Geschichtsunterricht, namentlich gewisser Perioden, sich von confessioneller d. h. einseitiger Betrachtung und Darstellung frei erhalten könne. Die geschichtlichen Lehrbücher von den katholischen Lehrern Welter, Pütz u. A., welche mit Nichten der Wärme entbehren, und nicht nur in katholischen, sondern auch in protestantischen Schulen Eingang gefunden, haben das Gegentheil erwiesen.

6) „Für uns kommt nur Eines in Betracht, die ethische Rückwirkung des religiösen Standpunktes."

Hier spreche ich eine meiner Erfahrungen, eine mir theure, Ueberzeugung erzeugende Erinnerung aus: die an Wilberg, weiland Lehrer und zuletzt Schulpfleger in Elberfeld. Jedermann kennt die kirchlichstrenge Richtung der Bewohner des Wupperthales. Wilberg versammelte in seiner großen Schule und Erziehungsanstalt Knaben und Mädchen aller Confessionen, und er ertheilte ihnen gemeinsamen Religionsunterricht.*) Mit welchem Erfolge — man frage danach bei

*) Ein gewiß feiner Zug des trefflichen Mannes, den mir einst seine thatkräftige Gattin vertraute, lag darin, daß er an den Tagen, an welchen er Religionsunterricht zu ertheilen hatte, die Wäsche wechselte (ein frisches Hemd anzog). —

Männern und Frauen, welche in ihrer Jugend das Glück hatten, zu den Füßen dieses Mannes, dem freilich die Anfechtungen nicht erspart wurden, zusitzen. Was sie, nach ihrem eignen Bekenntniß, an Vertrauen zur Vorsehung, an Glauben einer sittlichen Weltregierung, an praktischer Religiosität, Gerechtigkeit gegen Andersdenkende, Toleranz und andern edlen Eigenschaften besitzen, sie führen (wie einst die Zöglinge Salzmann's) dieselben auf jene Quelle, auf unvergeßliche Eindrücke in ihren Schuljahren zurück. Das waren in Wirklichkeit „moralische Eroberungen."

7) „Die Schule soll keine Dienerin irgend eines besonderen Bekenntnisses sein."

Dieses ist die Ueberzeugung solcher Lehrer, die, wie ich glaube, nicht hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind. In dem Gefühl und Bewußtsein dieser zeit- und culturgemäßen, den Fortschritt in Religion und Sittlichkeit bedingenden Forderung dringen sie auf die Gewährung einer relativen Selbstständigkeit der Schule und deren Leitung durch sach- und fachkundige Pädagogen. Hat doch selbst der jetzige französische Unterrichtsminister Duruy die Trennung der Schule von der Kirche angebahnt und zwar „nach dem gewiß zu billigenden Grundsatze, daß die Kirche dem Priester, die Schule dem Lehrer gehört." Von der Gewährung oder Versagung jener Forderung wird die Entwicklung oder der Stillstand der Schule und ihrer Organisation abhängen. —

Ich bezweifle es nicht, die Lehrer werden die Gediegenheit der Abhandlung des Herrn Dr. Keferstein anerkennen und hoffentlich alle einzelnen Punkte derselben sorgfältig durchdenken.

Daß einzelne wichtige Seiten der Betrachtung übergangen sind, z. B. die nationale Auffassung des Thema's*) und

---

*) Im Jahrbuch für 1864 führte ich summarisch auf:
1) den ökonomischen oder finanziellen Grund;
2) den pädagogischen oder didactischen;

dessen unerlaßliche Berücksichtigung, wenn der große Gedanke einer inneren Einheit der deutschen Nation, wodurch die Stärke nach Außen mit bedingt wird*), zur That werden soll, beeinträchtigt die richtige Auffassung des wichtigen Gegenstandes nicht wesentlich. Das Lesen fremder Geistesproducte nützt ja auch dem am Nachhaltigsten, welcher durch sie zu eigenen Gedanken angeregt wird. Das Streben nach diesem Resultate möchte ich dem geneigten Leser noch besonders anempfehlen.

Zum Schlusse noch ein Wort von einem geistvollen Manne. „Ein Mann von Geist und Leben vermag es nicht, auszuhalten in dem engen Käfig des Confessionalismus; wer einmal die geistige Luft der Gegenwart geathmet und noch gesunden Wahrheitssinn in der Brust trägt, thut die vergitterten Fenster des Kerkers weit auf, um sich an freier Wissenschaft

---

3) den religiösen;

4) den politisch-nationalen;

5) den Grund der Conformität oder der Uebereinstimmung des Charakters der Schule mit dem wirklichen Leben.

*) „Was ist es in der Regel, wenn unser Volk einen Anlauf nimmt, sich als Einheit zusammenzufassen, das sich hindernd in den Weg stellt, das den Zwiespalt zwischen Nord und Süd, der an sich schon mißlich genug ist, vollends vergiftet, als die Zweiheit der Confessionen, als der leidige Umstand, daß der im schönsten Fortgang begriffene Proceß der Reformation gewaltsam gehemmt, diese der Hälfte des deutschen Volkes und Landes vorenthalten, oder vielmehr, da sie fast überall schon festen Fuß gefaßt hatte, freventlich wieder geraubt worden ist? Und nun sollten doch beide Theile längst so viel begriffen haben, daß, so wie jetzt die Sachen liegen, es keinem mehr gelingen wird, den andern zu sich herüberzuziehen, sondern daß, wenn eine Wiedervereinigung möglich sein soll, diese nur in einem dritten Standpunkt über den streitenden Parteien gefunden werden kann. Diesem höheren vereinigenden Standpunkt aber kann das deutsche Volk nicht anders entgegengehoben werden, als indem es in das Innere der Religion eingeführt und von dem äußeren Beiwerke, worin auch die confessionellen Unterscheidungslehren ihre Wurzeln haben, losgemacht wird." Dr. D. Strauß, das Leben Jesu, Leipzig 1864, S. XIX.

zu laben; für einen wahrhaftigen und lebensvollen Menschen unsrer Zeit ist es eine moralische Unmöglichkeit, rechtgläubig (im Sinne der symbolischen Bücher und Bekenntnisse) zu sein."

Dr. Schwarz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha, zur Geschichte der neuesten Theologie, 1864, S. 318

A. D.

IV.

Lessing's Nathan.

(Ein Spiegelbild auch neuerer Zeit).

Es ist uns beschieden gewesen, eine Zeit der drückendsten Reaction (1850—58) durchzumachen. Wie ein Dieb in der Nacht ist sie über uns gekommen. Was hat ein Deutscher, ein Mann von richtigem Gefühl, von Wahrheitsliebe, Freimuth und Charakter damals empfinden müssen! Wenn die Wände des einsamen Denkers reden und aussprechen könnten, was sie vernommen — was würden sie zu verkündigen haben! Und was für Ansichten sind in dieser Zeit von den Dächern gepredigt werden!

Da hat man erfahren, wie viel oder vielmehr wie wenig selbstständige Menschen es giebt! wie sie ihre Meinungen bestimmen, ihre Bestrebungen dirigiren lassen von den Gewalthabern!

Unzählige Menschen haben es empfunden und ausgesprochen, daß eine solche Zeit eine Periode der tiefsten Corruption genannt werden müsse, daß ihre Folgen geradezu unberechenbar und lange lange über die Dauer solcher traurigen Zeit nachwirken müßten!

In der That wäre es darum ein gutes Werk, wenn Jemand die Mühe übernehmen wollte, hervorragende Ansichten, die jene Zeit hervorgebracht hat, zusammenzustellen — zur prägnanten Charakteristik dieser Zeit und ihrer Wortführer.

Auch die pädagogische Literatur hat Denkmäler dieser Art aufzuweisen.

Wir halten es für zeitgemäß, ein colossales dieser Gattung*) dem Leser hier vorzuführen.

Es bespricht die Frage, ob Lessing's Nathan eine passende Lectüre für die Oberklasse eines Gymnasiums abgeben könne — und verneint sie. Es muß die Leser interessiren, die Gründe für diese Behauptung zu hören. Dieselben findet man in Mützel's Zeitschrift für das Gymnasialwesen, im ersten Bande des zehnten Jahrganges (wohlgemerkt) im Jahre 1856, S. 181—189. Ihr Verfasser, damals Professor am Berliner Friedrichs-Gymnasium, Dr. Köpke, benutzte „die historisch-kritische Einleitung und den fortlaufenden Commentar, besonders zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten, zu Lessing's Nathan von Dr. Niemeyer (Lehrer in Crefeld), Leipzig 1855 bei Meyer", um seine, dem Bestreben Niemeyer's entgegengesetzte Absicht zeitgemäß der Welt zu offenbaren. Kurze Zeit nach dieser Enthüllung avancirte derselbe zum Director an der Ritterakademie in Brandenburg.

Wir führen die dargelegte Begründung des merkwürdigen Gutachtens mit seinen eigenen Worten an, lassen ihnen dann die Meinungen Andersdenkender, gleichfalls mit deren eigenen Worten, folgen, und fügen endlich unsre eigene Ansicht hinzu. Die Leser werden dann — wenn auch in der Stille — ihre eigene Meinung hinzuthun. In einem Falle dieser Art darf man sich nicht neutral verhalten. Jeder muß wissen, auf welcher Seite er steht und warum, und wie er, wenn ähnliche Zeiten wiederkehren sollten, ähnliche Offenbarungen zu beurtheilen habe. Wer kann es wissen, was uns noch beschieden sein wird?

1. Die Ansichten des Herrn Dr. Köpke.

1) „Der Unterricht in der Muttersprache hat als einzigen Zweck die Bildung des Gefühls und mit derselben die Bildung zum nationalen Bewußtsein."

*) Das allercolossalste darf den Lehrern nicht aus dem Gedächtniß verschwinden, die durch das Brandenburger Schulblatt ihren Lehrern empfohlene Mahnung des Dr. Georgi in Düsselthal: credo, quia absurdum est. —

2) „Wir dürfen daher aus unsrer Literatur (der Jugend) nur einen solchen Lehrstoff bieten, welcher dem, was wir im Glauben und Wissen anbauen wollen, nicht nur nicht entgegentritt, sondern diesem höheren Zweck förderlichst dient.“ (Stimmt Nr. 2 zu Nr. 1?)

3) „Daß wir auch den Glauben anbauen und kräftigen müssen, möchte nur der verneinen, der weder an sich selbst, noch an der ihm anvertrauten Jugend den Drang und das Bedürfniß zu glauben, je erkannt, und den Charakter der deutschen Nationalität und deren historische Bedeutung nicht begriffen hat.“ (Drang zum Wissen pflegt eine gesunde Jugend zu offenbaren — von ihrem „Drang zu glauben“ ist nichts zu verspüren.)

4) „Darf unsere heimische Jugend mit Recht von den Schulen eine Förderung im Glauben verlangen, so will ich gerade in der deutschen Lectüre dasjenige vermieden wissen, wogegen wir aus irgend welchem Grunde um unserer Schüler willen Opposition zu machen gezwungen wären. Wir sollen in dem, was wir aus unserer vaterländischen Entwicklung vorführen, vielleicht bloß zur Bildung des Witzes und Verstandes, oder einer frühreifen und darum unzeitigen Kritik einen Lehrstoff geben, der mit dem Zwecke der Jugendbildung zur Nationalität nicht überstimmte?“ (Man vergesse nicht, daß das in Bezug auf den „Nathan“ gesagt ist!)

5) Schiller und Klopstock „sind lediglich auf dem Boden des Christenthums erwachsen“ und „führen unserer Jugend die ergreifendsten Züge christlicher Tugenden zu.“ (Das thut also Lessing nicht?)

6) „Sein (des Nathan) künstlerischer und literar-historischer Werth entzieht sich dem Verständniß der Schüler auf allen Stufen, seine Bedeutung läßt die Jugend besten Falls kalt, seine Schönheit erwärmt keinen unserer Schüler.“ (Ein schönes Zeugniß für ein Gymnasium!)

7) „Fragt man die Jugend nach ihrer Theilnahme am Nathan u. s. w., so hat sie keine sittliche Erhebung, die ihr

belebend nachwirken könnte, gewonnen." (Bedauernswürdige Jugend!)*)

8) „Schlegel nannte Lessing's Gedicht ein Elementarbuch des höheren Cynismus. — Der Verständige weiß, wie viel daran wahr ist; er weiß namentlich, daß sich eine wunderbare Kühle über das ganze Werk ergießt." (Eine dem Urtheil der gesammten deutschen Nation widersprechende Behauptung!)

9) „Das Drama ist auf eine Polemik basirt, die gerade gegen das ankämpft, was der Jugend am meisten Noth thut, und was die Aufgabe der höheren Lehranstalten nicht ist, zu untergraben gegen den Glauben." (Ist das Lessing'scher Styl?)**)

10) „Der Christ ist allein der Menschenliebe fähig. — Ein Jude, der sich heut zu Tage wie Nathan äußern mag, steht — ein caput mortuum — in einem Nichts."

11) Man gebe dem Schüler, wie überall (!), so auch hier nur das Positive!"

12) „Was soll eine solche Lectüre (die des „Nathan") auf

---

*) „Nationale Cultur" heißt das große Wort, welches von den Dächern herab gepredigt werden muß — Eintauchung der Alten und Jungen in den edlen deutschen Geist, wie er dargestellt ist in den Meisterwerken großer Vaterlandsgenossen, unter welchen unbestrittener Maßen Lessing einer der ersten ist. Sein Geist ist deutscher Geist der edelsten Art, und in keinem seiner Werke ist derselbe stärker, eindringlicher, einschneidender ausgeprägt als in seinem „Nathan". Ihn studiren, ihn sich zu eigen machen heißt „sich deutsch erziehen." — Wer sagte das?

**) Ueber die Sprache und sprachliche Darstellung Lessing's, ein Muster für alle Zeiten, nur ein Wort (Dr. Schneider, über den Materialismus, Leipzig 1863, S. 39): „Wenn man in Lessing gelesen hat und dann ein neueres Buch in die Hand nimmt, so merkt man wohl, daß fast ein Jahrhundert dazwischen liegt; aber nicht selten wird man versucht, die Zeitordnung umzukehren und die neuere Arbeit hundert Jahre hinter Lessing zurückzusetzen, so unklar und haltungslos ist die Sprache, so verworren und unverstanden sind alle Begriffe, so unsicher und spielerisch sind alle Gedanken." An dieser Kategorie kann man z. B. die schwebende, unsichere und nebelhafte Bedeutung messen, welche unsere „Rechtgläubigen" in das Wort „positiv" (man muß den Schülern Positives geben!) hineinlegen."

einem Gymnasium? Dieselbe ist von den höheren Lehranstalten gänzlich auszuschließen!" —

Diese und die damit übereinstimmenden Ansichten stehen in dem Gutachten des Verfassers, in welchem sie näher motivirt sind. In diesem Auszuge ist das Hauptmotiv hinlänglich ausgesprochen, Jedermann kennt das Uebrige. Auf mich macht das Ganze einen fast unbeschreiblichen Eindruck, gemischt aus Staunen und Verwunderung, Unwillen, Zorn und — daß ich es gerade heraussage — Verachtung. Ich glaube, daß ein Aufsatz dieser Art von einem Gebildeten nur in einer Zeit, wie die von 1850—58, geschrieben werden konnte. Was würde aus einer Nation werden, in welcher Ansichten dieser Art allgemein würden?! — Das hat nun, Gott sei Dank, gute Wege. Vernehmen wir

2. die Meinungen Anderer

über Lessing im Ganzen und über seinen „Nathan" im Besonderen.

1) Herder: „Wahrheit forschen, nicht erforscht haben — nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben: war hier (Lessing!) dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben."

2) Engel: Lessing ist und bleibt der Stolz unserer Literatur."

3) Fr. Schlegel: „Schwerlich sind noch andre deutsche Schriften besser geeignet, den Geist des Selbstdenkens zu erregen und zu bilden, als die Lessing'schen, welche ihre specifische Kraft nicht durch den Inhalt allein, sondern auch durch die Form haben."

4) W. Menzel: „Nie waren Humanität und Weisheit so innig mit dem romantischen Wesen männlicher Ehre gepaart als hier, und kein neuerer Dichter, ich sage keiner, hat diese Grazie der Männlichkeit darzustellen gewußt, wie Lessing. — Sein Nathan bildet seinen Inhalt nach dem Licht-

punkt der im 18. Jahrhundert herrschend gewordenen Humanität."

5) H. Heine: „Der Styl ist der Mensch selber!" ist auf Niemand anwendbarer als auf Lessing; seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter: wahr, fest, schmucklos, imposant und schön; wie Quadersteine ruhen die Sätze auf einander."

6) Petri: „L. lebt und wirkt fort und fort in Allen, denen es hell und klar ist im Geist und durch des Geistes lichtvolleres Wesen auch gut und warm um's Herz ist; er kann und soll und wird unter dem Auge der ewigen Vorsicht auch da immer mehr zu leben und zu wirken anfangen, wo der Geist noch finster und das Herz noch kalt und eng ist." — „Nathan, das begründete Werk aller Zeiten! Daß Lessing voll heiligen Eifers für Licht und Wahrheit und für das Edelste im Menschen, für Sittlichkeit und Tugend war, um, von diesem Eifer erfüllt, auch von seinem Genius unterstützt, sehr viel dazu beigetragen und die zweckmäßigsten Mittel erwählt hat, der Menschheit für wahrhafte Erleuchtung über Gott und göttliche Dinge die Augen, und für die rein moralische Größe in Gesinnungen und Thaten das Herz zu öffnen, wer, der seinen Nathan gelesen, kann es verkennen?"

7) Schenkel: „Die bloß negative Kritik führt am Ende in's Bodenlose; hier aber erblicken wir einen herrlichen, positiven Hintergrund, den man bei Beurtheilung des Werkes gewöhnlich übersieht."

8) Hagenbach: „L. war eine große, eine edle Natur, sein Wahrheitssinn ist unbestechlich, seine Geradheit überaus ehrwürdig, auch wo sie mit Derbheit gepaart ist; nirgends scherzt er mit dem Heiligen, überall ist es ihm bittrer Ernst."

9) Hillebrand: „Er bleibt ein unvergängliches Denkmal, das die deutsche Muse der Idee der Menschheit und der nationalen Gesinnung gesetzt hat."

10) Gelzer: „Ueberall führte er die Sache der Unterdrückten gegen den Bedränger, vertheidigte die Bewährung des Glaubens im Leben, die Realisirung der Religion als That und Gemeinschaft."

11) Prutz: „L. ist der eigentliche geistige Vater unserer sogenannten classischen Epoche geworden; er ist es, auf den alle Ströme zurücklenken, den wir Alle als Lehrer und Meister zu verehren haben."

12) Kunze: „L. bildet den Kern der Zukunft, und es ist das höchste Interesse der Menschheit, diesen unsterblichen Kern zu entwickeln."

13) Danzel: „Wir verehren in L. einen der freiesten Geister, nicht bloß unsers Volkes, sein Name ist das Feldgeschrei in jedem Kampfe für Licht und Wahrheit, das Losungswort bei jeder unerschrockenen und vorurtheilsfreien Mannesthat geworden."

14. Guhrauer: „L. hat als Dichter im Geiste des Stifters der christlichen Religion gehandelt, daß er den einfältigen evangelischen Sinn der Wahrheit und Liebe in dem verachteten Mann aus dem Volke anschaulich macht."

„Sein Nathan gereicht der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung hinauf schwingen, zu dieser freien Kenntniß göttlicher nud menschlicher Dinge ausbilden konnte!"

15) Joh. Scherr: „In Nathan hat L. einen wahren Triumphgesang der Humanität und Geistesfreiheit geliefert."

16) H. Kurz: „Wenn wir schon die vollgültigste Ursache haben, den großen Mann wegen dessen zu verehren, was er gethan und gewirkt hat, so sind wir ihm dafür noch zu größerem Danke verpflichtet, daß wir in ihm und seiner Thätigkeit die zuversichtliche Gewähr einer schönen Zukunft erblicken, die mit dem Augenblicke eintreten muß, wenn der Geist L.'s, der wahre deutsche Geist, gesund und kräftig sich entfaltet, wenn an die Stelle der philosophischen Phrasenmacherei, der krankhaften Empfindsamkeit, der kindlichen Schwärmerei klare und bewußte Einsicht in die Lebensverhältnisse tritt, wenn der praktische Sinn des Volkes, nicht aber gelehrter

Pedantismus und hohles abstractes Formelwesen unsere Schicksale lenkt." —

17) Schlosser: „Was früher oder später alle blinden und tollen Verfechter des Veralteten erfahren, müssen auch die Zeloten unserer Tage erfahren, daß sich früher oder später eine himmelstürmende Partei erhebt, und daß sich die Gemäßigten dieser anschließen, um nicht genöthigt zu sein, sich gleich den zahlreichen Augendienern und Heuchlern zu allem alten Wuste zu bekennen, sobald er neu aufgestutzt wird."

18) Gervinus: „Der Gebrauch, den L. von seinen Gaben machte, ist ein ewiges Muster." — „Gegen die Christomanen muß man wieder die Frage richten: also ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion? O der schwachmüthigen Wortfechter, die diesem Manne nicht mit Rührung und Wärme nachrufen, was sein Klosterbruder vom Nathan sagt: „bei Gott, er war ein Christ, ein bess'rer Christ war nie!" Und, o der Aengstlichen! Haben nicht schon Tausende an diesem Schatze Theil gehabt, an dem noch tausendmal Tausende theilen können! Wem hat nicht bei dieser freien sichern Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der späteren Zeiten wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten, und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus geworden wäre! Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres wünschen, als daß dieser reizende Codex religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unsers Volkes greifen möchte, dem es vorzüglich gegeben schien, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken, ohne frivol zu handeln!"

14) Carl Schwarz: „Das Praktischreligiöse, dieser Einheitspunkt des Religiösen und Sittlichen — die Liebe, die aufopfernde, hingebende, tragende und anerkennende Liebe, wie sie nur einen andern Namen und eine concrete Erscheinungsform hat in der Toleranz Andersdenkender und Glaubender, in der die Unterschiede der Stände, Völker und Religionen über-

windenden Humanität, ist für L. unzweifelhaft der Kern der christlichen Religion."

„Er war unter allen Aufklärern der Einzige, der diesen Namen wirklich verdiente, der aufklärte, ohne zu verflachen, der vereinfachte, ohne zu verkürzen, der reinigte, ohne die Wahrheitsschätze zu verschleudern."

20) Aus dem Rauhen Hause: „Nur die Liebe, die voll und wahr, wie sie in Christo wohnte, kann auch heute noch die elend zerrissene Welt heilend überwinden und überwindend heilen. Das ist der ewig wahre, der eigentliche Sinn von L.'s Nathan und von seinem ganzen Denken und Dichten, das ist die Religion Christi, die er der christlichen Religion und Kirche mahnend entgegen hält."

„An wahrer, ernster, keuscher Sittlichkeit, ja an Heroismus der wirklichen selbstverleugnenden Liebe, nicht an sinnlicher Leidenschaft, ragt L. weit über unsre sämmtlichen deutschen Dichter und über die meisten großen Männer überhaupt empor."

21) Bluntschli: „Ihren glänzendsten Triumph hat die religiöse Humanität L.'s in dem herrlichen Drama: Nathan der Weise, gefeiert. Gegenwärtig giebt es keinen bedeutenden Ort in Deutschland mehr, wo L. gehindert würde, die Kanzel der Bühne zu besteigen und in dem Nathan, zum Aerger aller Zeloten, seine prächtige Predigt gegen die religiöse Eitelkeit und Selbstgefälligkeit und gegen den kirchlichen Verketzerungseifer vor allem Volk zu halten."

22) „Lang: L.'s Nathan — dieses Evangelium der Humanität*) und der Liebe, das Evangelium Jesu Christi selber nach derjenigen Seite, nach welcher es bisher am wenigsten gekannt und geübt wurde." — „Die Streitenden sollten nie

*) „Das Christenthum der Humanität ist die Religion des deutschen Volkes — die Religion, wie sie der germanische Geist mit seinem Blute besiegelt hat. Nicht einen exclusiven, confessionellen Religionsunterricht soll die Schule geben, der an der Stelle der christlichen Liebe oftmals Haß säet und die deutsche Nation sogleich bei seinem Auftreten in zwei sich bekämpfende Parteien scheidet, sondern einen Religionsunterricht, der Christum,

vergessen, daß ihre erste und letzte Bestimmung ist, Menschen zu sein, das Allen gemeinsame, rein Menschliche, das zugleich das wahrhaft Göttliche ist, in reiner Sittlichkeit und selbstverleugender, aufopfender Liebe auszubilden und zu entwickeln."

23) Dietrich: „Wenn jetzt ein L. lebte und schrieb, so würde ich nicht sagen, daß solche Schriften auf die Schule gehörten. Sie würden sich an ein reiferes Publicum richten. Nachdem aber L.'s Werke hundert Jahre lang in unserm Volke gewirkt, nachdem L.'s Gedanken mit in Fleisch und Blut wenigstens der Gebildeten in demselben übergegangen sind, kann auch die heranwachsende Jugend der gebildeten Kreise angeleitet werden, an der Quelle selber bei ihm zu schöpfen und in diesen klaren Brunnen sich zu vertiefen. Seine Schriften sollten von Keinem, der zur Universität geht, ungelesen sein, von Keinem nur oberflächlich gelesen."

24) Campe, von dem Goethe sagte, „daß er die Kinder Unglaubliches gelehrt habe": „Es ist in ihm (dem Nathan) der Geist, der verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, beredt, rein, klar, sanft, freundlich, ernst, frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher — vermag Alles, siehet Alles und geht durch alle Geister, wie verständig, lauter, scharf sie sind."

Statt weiterer Zustimmungen (consensus omnium) die Nachricht, daß die Bewohner der Preußischen Hauptstadt den Plan gefaßt haben, neben Schiller und Goethe das Stand-

---

die persönlich erscheinende Liebe, verkündet, fern von trennenden theologischen Lehren" u. s. w. Schulrath Dr. K. Schmidt auf dem Lehrertage in Mannheim, unter dem Beifall von 2000 deutschen Lehrern. —

„Die orthodoxe Kirchlichkeit ist heutiges Tages nicht nöthig zur sittlichen Gesundheit."

„Findet man ein größeres Quantum niedriger und rechtloser Gesinnung bei den ehrlich Nichtorthodoxen, die man ausschließen möchte, oder bei den äußerlich Kirchlichen, die sich durch eine inhaltslose Lüge der Ausschließung entziehen?"

v. Sybel, kleine histor. Schriften, München 1863, S. 468 u. 469.

bild Lessing's zu errichten.*) Vergl. die Schrift vom Tribunalsrath Fr. Bloemer (einem Katholiken): „Lessing, Schiller, Goethe. Berlin 1863, Reimer". (318 S. 20 Sgr.)**) —

Ein Werk von solcher Beschaffenheit, von solchem Manne sollte nicht werth sein, von 18 bis 20jährigen Jünglingen gelesen, studirt und innerlich verarbeitet zu werden?***) Darum von den höheren Schulen ausgeschlossen werden müssen, weil „der Unterricht in der Muttersprache die Bildung des Gefühls und die Bildung zu nationalem Bewußtsein einzig zum Zweck" haben soll. (Oben Nr. 1). Ich sollte denken: eben darum, wenn auch L.'s Nathan unendlich über diese beschränkten Zwecke

---

*) Was sagt Berthold Auerbach, der Kenner und Freund des Volks, dazu:

„Bald wird Schiller und bald werden alle längst dahingegangenen und doch in Ewigkeit lebenden Geister in Wahrheit Nationaleigenthum des deutschen Volkes werden. Dann wird es — jenseits der Preußischen Regulative (!) — kein Dorf mehr geben, ein Schulhaus gewiß nicht (!), in dem nicht Schiller's Tell und Wallenstein, Goethe's Hermann und Dorothea, Lessing's Nathan zu finden sind — und der Wandersmann, der aus seiner Stube hinauszieht auf die Berge und in die Thäler des Vaterlandes, weiß, daß er überall seine besten Freunde findet, und aus der unsichtbaren Kirche tönt ein Glockenton durch die Lüfte, so weit sich der Himmel über die deutsche Erde wölbt, und unser Vaterland ist eine Geistesheimath, wie keine andere außer ihr." Deutsche Blätter 1863, Nr. 32.

**) Der Großherzog Friedrich von Baden bezeichnet Bloemer's Schrift als eine „berechtigte Aufforderung an die Nation, sich des Besitzes eines großen Meisters wieder bewußt und der bildenden Wirkung seiner geistigen Thaten theilhaftig zu werden. Denn — fügt der Fürst hinzu — wir können uns nicht verhehlen, daß es oft den Anschein hat, als ob der große Lessing uns abhanden gekommen wäre." —

***) Niemeyer hat es nicht für nöthig erachtet, die Zweckmäßigkeit des Lesens und Erklärens des „Nathan" in seinem Commentar nachzuweisen; er setzt dieselbe als zugestanden voraus. Der Commentar, durch eine „historisch-kritische Einleitung" bereichert, setzt den Lehrer in den Stand, über alle Seiten und Betrachtungsweisen des Kunstwerks (poetische wie sachliche und sprachliche) gründliche Auskunft zu geben (218 Seiten gr. 8.). Durch das Studium eines solchen Werkes erzielt man für sich selbst und die Schüler mehr Gewinn, als durch bruchstückartige Lectüre vieler. Das Werk Niemeyer's ist durchweg sehr empfehlenswerth. —

hinausreicht. Und ist eine Spur von Sinn in der Behauptung, daß der Nathan „dem Zweck der Jugendbildung zur Nationalität“ widerspräche? (Oben Nr. 4). Ich sollte wiederum denken: eben darum, weil wir keinen Mann besitzen, der an deutscher Charaktereigenthümlichkeit, Tiefe wie Höhe, L. übertrifft.*)

Aber wir verstehen: Er giebt nicht „Positives“, und man gebe, verordnet Herr Köpke**) „dem Schüler, wie überall, das „Positive“. Ueberall das Positive! — diese Rede erklang in der bekannten Zeit von den Kanzeln und auf der Tribune, auf welcher der große Meister Stahl glänzte! „Gegebene Autorität, gegebene Pflichten, gegebene Zustände!“ Das war die Panaçee dieser Meister in der Umkehr, womit sie die kranke Zeit heilen wollten Positives, positive, gegebene, geoffenbarte Sätze, über alle Vernunft hinaus, nicht zum Verstehen, sondern zum Glauben, ohne Urtheil und Kritik! Darum hinaus mit dem Nathan, der aus oppositioneller Gesinnung entsprungen ist, der den Lehrer selbst zur Opposition nöthigt, der zwar Toleranz, Humanität, die höchsten menschlichen und christlichen Tugenden in edelster Anschaulichkeit eindringlichst lehrt***),

---

*) „Freunde, bedenket Euch wohl, die tiefere Wahrheit laut zu sagen, sogleich stellt man sie Euch auf den Kopf!“ Schiller.

**) „Neben Fichte und Schiller dürfen wir den Mann nicht vergessen, der mit Recht ein Erzieher der deutschen Nation genannt wird, der, als Deutschland seine Nationalität verloren zu haben schien, nach allen Seiten hin die Majestät der Dummheit entthronte und dafür das hohe Lied der Toleranz in seinem „Nathan“ anstimmte — das Lied der allgemeinen Menschenliebe — das Lessing einst, der Mann, an dem jeder Zoll ein König war, von seiner „alten Kanzel“, dem Theater, herab verkündete und das heute von den Dächern gepredigt werden muß.“ Schulrath Dr K. Schmidt auf dem Lehrertage in Mannheim unter dem Beifall der 2000 Lehrer. —

***) „Ihr Völker, duldet auch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere, helfet, vertraget euch! seid Menschen! Ein ewiger Denkspruch für unser Geschlecht in allen Klassen, Religionen und Völkercharakteren. Die Menschenvernunft und Menschengüte, die in diesem Drama die Wege halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit.“ Herder.

aber dem Offenbarungsglauben schadet, ihn herabsetzt*) — hinaus mit ihm!

So dachte, schrieb und lehrte man in der Periode der Reaction. Es war so unklug nicht, mit *einem* Streiche Andern zu schaden und sich selbst zu nützen. Aber dieser eine Streich charakterisirt vollständig jene Zeit, ihre Förderer und die Geförderten. Die Abhängigkeit der Beamten von ihren Oberen räth zum Mißtrauen gegen ihre veröffentlichen Urtheile. Nicht der grobe Irrthum ist, wie *Lessing* sagt, das Gefährliche, sondern der „verfeinerte Irrthum". Schwer ist es, ja unmöglich, in Behandlung eines für alle Zeiten so unermeßlich wichtigen, weil unermeßlich zur Bildung beitragenden Gegenstandes sich selbst zu genügen. Man späht nach Hülfstruppen und Bundesgenossen. Und, siehe da, es erscheint einer, wie gerufen — in Nr. 13 der „Protestantischen Kirchenzeitung", redigirt von Dr. *Krause* in Berlin, den Lesern dieser Blätter bereits wohl bekannt. Die genannte Nummer enthält einen, im Berliner Unionsverein von *Platz*, Prediger an der Nicolaikirche in Berlin, gehaltenen Vortrag über „Nathan den Weisen." Mit Genehmigung des Dr. *Krause* liefere ich einen Auszug aus demselben, den ich dem Nachdenken der Leser empfehle. Hoffentlich ist Keiner unter ihnen, der den *Nathan* nicht zehn- und zwanzigmal gelesen hätte. Man findet immer neue, groß-

*) Man hat *Lessing* vorgeworfen, daß er in dem „Nathan" das Christenthum hinter den Islam und das Judenthum zurückgesetzt habe; ich bestreite dieses unbedingt. Eben so wenig oder *noch weniger* stimme ich der Anklage bei, die man gegen ihn erhoben hat, weil er es unentschieden gelassen, welche Religion im Besitze des ächten Ringes sei. Was bedurfte es dessen? „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen:" das war sein, wie jedes Unbefangenen, richtiger Maßstab. Wer den gebraucht — und dazu sollen doch auch unsre Jünglinge angeleitet werden — braucht sie nur hinzuweisen auf das, was das Judenthum und das Muhamedanerthum, im Unterschied vom Christenthum, aus den Völkern gemacht hat. Damit brauchte *Lessing* in Worten nicht zu prahlen. Aber darauf kam es dem herrlichen Mann an, seinen Mitchristen Gerechtigkeit einzuflößen gegen Andersglaubende und ihnen zu zeigen, daß auch außerhalb des Christenthums edle Menschen existiren.

artige, tief einschneidende und hoch erhebende Gedanken darin. Aber eben deßwegen gewährt es einen Genuß, auch Andere darüber zu hören, was uns erfreut und belebt. Seien die Leser aufmerksam darauf, ob ihnen hohle Negationen, oder edle Grundsätze und leitende Principien geboten werden! Toleranz, Menschenachtung, Humanität, aufopfernde Liebe, Sinn für Wahrheit, Wahrheitsforschung und Menschenrecht — sind das negative Größen, oder gehören sie zu den positivsten, schaffenden Factoren und Potenzen? Was will und kann ohne sie und gegen sie jene Forderung des „Positiven" bedeuten? — Ich gestehe es, daß ich Schiller's Wort über den Werth der Philosophie auf den Nathan anwende: „Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir graut, sehe ich, was Andere ohne dich sind." — Gleich dem „Homer" und dem „Faust" ist es ein ewiges Werk.

„Lessing's Nathan ist neben Goethe's Faust das Eigenthümlichste und Deutscheste, was unsere neuere Poesie geschaffen hat."
Gervinus.

Recht deutlich wird diese Wahrheit durch die Rede des Predigers Platz, die wir nach ihrem wesentlichen Inhalte mittheilen. Dieselbe enthält mehr, als was wir geben, und selbst das, was wir geben, geht über den Inhalt des vorstehenden Aufsatzes hinaus. Ihre Trefflichkeit, wurzelnd in ihrem humanen, ächt protestantischen Geiste, springt aber dadurch recht in die Augen. Die Aufmerksamkeit der Lehrer verdient besonders dem Theil der Rede zugewandt zu werden, welcher sich über das Wesen der Confession verbreitet. Derselbe wird hoffentlich dazu beitragen, die Lehrer davon zu überzeugen, ob sie ihre Schuldigkeit gethan haben, wenn sie ihre Schüler in die Schranken eines statutarischen Bekenntnisses einbannen und ihnen dadurch diejenigen Eigenschaften aneignen, welche in unreifen Menschen durch ein solches Bekenntniß erzeugt zu werden pflegen. Worin besteht das Wesen des Christenthums? ist auch heut zu Tage noch eine der wichtigsten Fragen, und zu deren richtiger Beantwortung kann die Rede des Herrn

Platz und durch ihn der Nathan Lessing's sehr viel beitragen.*)

3. Prediger Platz über „Nathan den Weisen."

Wenn ich Ihnen die religiös-sittlichen Grundsätze im Nathan darlege; so werde ich in der Anführung von Stellen nicht zu ausführlich zu sein brauchen, da Ihnen ja dies Werk selbst wohl recht gründlich bekannt ist. Der erste und hauptsächlichste Grundsatz, indem er mittelbar schon die folgenden in sich schließt, ist der der Toleranz, der religiösen Duldung im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Es liegt darin, daß, wie wir selbst das Recht in Anspruch nehmen, aus unserer Ueberzeugung und nach unserm Gewissen unsere Glaubensweise zu bestimmen und unser Leben im Verhältniß zur Gottheit zu gestalten, daß wir dies Recht auch in vollstem Maaße allen Nebenmenschen zugestehen, daß wir es für einen der größten Frevel der Gottlosigkeit halten, mit irgend welcher

*) „Wie lehrt Lessing? Alle bestehende innere Ungleichheit unter den Menschen ist sowohl in der Natur der Dinge, als in den weltgeschichtlichen Verhältnissen gegründet; alle aber sind nichtsdestoweniger nur auf verschiedenen Stationen zu einem und demselben Ziele begriffen. Folglich sind, nicht wegen der Gleichheit, sondern ungeachtet der bestehenden Ungleichheit alle Menschen — Brüder. Dieser Satz, als Resultat einer speculativen Naturbetrachtung, führt zur reinsten Liebe, zur Duldung und Geduld. Die, welche wir hinter uns oder neben uns erblicken, sind, nach dem Plane von Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts," unsere „schwächeren Mitschüler." Diese religiöse Idee, unter der Form der Humanität ist, von Jedermann herausgeahnt, das begeisternde Princip in „Nathan der Weise." Richtig gefaßt, kann man sagen: die Religion Nathan's ist das Christenthum der Vernunft als Humanität, vermöge deren die Bekenner aller positiven Religionen sich als Menschen, als Brüder begrüßen." Niemeyer, S. 44. —

Fortbildung des Christenthums zur Humanitätsreligion — darauf sind alle edleren Bestrebungen unserer Zeit gerichtet." Dr. David Strauß, „das Leben Jesu 1864", Schlußwort S. 625. Selbst Beyschlag, Prof. der Theologie in Halle, bekennt, der Nathan drücke das eigentliche religiöse Bekenntniß der großen Mehrzahl der Gebildeten der heutigen Zeit aus. Beyschlag, Lessing's Nathan der Weise. Berlin 1863, S. 6.

Gewalt und irgend welchem Zwange in das Heiligthum des Glaubens, des Gewissens, des religiösen Cultus, des Bekennens durch Wort und That einzugreifen. Daß diese Toleranz gleichsam den innersten Kern, das eigentliche Lebensmark unsers Dramas ausmacht, dafür werden Sie einen Nachweis durch Anführung einzelner Stellen nicht erst erwarten. Sämmtliche edle Gestalten unsers Meisterwerkes, Nathan, Saladin, der Templer, der Klosterbruder, der Derwisch, Recha und Sittah sind Vertreter derselben und geben derselben fast in allen ihren Reden lebendigen Ausdruck.

Als zweiter Grundsatz dürfte sich dem aufmerksamen Leser ergeben, daß der Werth des Menschen, der Werth der Persönlichkeit nicht von seinem Bekenntniß abhängt und nicht nach demselben gemessen werden darf. So spricht Sittah die Muhamedanerin das Urtheil des Derwisch, des Muhamedaners, über Nathan, den Juden, in den schönen Worten aus:

. . . „wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist, sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei."

Auf die Rede des Templers:

„Ihr wißt wie Tempelherren denken sollen"

erwiedert Nathan:

„Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen",

und das „alle Länder" steht dem Zusammenhange nach ganz in dem Sinn wie „alle Confessionen." Recha erklärt im Gespräch mit Daja sich bereit, die Thaten und Leiden der christlichen Glaubenshelden zu bewundern, obgleich der Glaube derselben ihr nie als das Heldenmäßigste erschien.

„Doch," fährt sie fort, „so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt."

Die Geschichte von den drei Ringen in dem Munde des Nathan mit ihren Nutzanwendungen, wie wir sie sonst als das zu-

sammenhaltende Centrum des Dramas anzusehen versucht sind, ist ja die lebendigste Predigt, daß bei verschiedenen Bekenntnissen „jeder seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nacheifern“ könne. Saladin will den Templer an sich binden; aber es ist ihm gleich, ob als Christ oder Muselmann, im weißen Mantel oder Jamerlack, er habe nie verlangt, „daß allen Bäumen eine Rinde wachse.“ Genug zur Begründung unseres Satzes.

Ein dritter Grundsatz, der sich durch Alles im Nathan hindurchzieht, ist: Die Confession in der Weise, wie sie vielfach ergriffen und geltend gemacht wird, zerstört das ächte Wesen der Religion überhaupt und der bestimmten Religion. Die Religion ist das Innerlichste des Menschen. Grade deshalb aber will sie auch heraustreten, will bestimmende Kraft des Lebens sein. Dem Glauben ist wesentlich das Bekennen, das sich Ausdrücken in Wort, in That, in sinnbildlicher Darstellung. Weil lebenskräftiger Glaube nicht ohne Bekennen sein kann, spricht der Erlöser: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Dieses Bekennen aber hat eben zu seiner nothwendigen Voraussetzung eigenthümliches, frisch sprudelndes, freies Leben im Innern. Nun aber wird dies frei und immer neu sich gebärende Bekennen mit den Formeln und Formen verwechselt, die für das Bekenntniß, die Confession, einer bestimmten Religionsgemeinschaft (Kirche) ausgegeben werden. Bestimmt ausgeprägte Lehren, bestimmte Liturgieen, bestimmte Satzungen, die das Leben umschränken, bilden die Konfession und werden als starres Gesetz hingestellt, dem jeder den Nacken zu beugen, dem jeder gehorsamst nachzusprechen, nachzubeten und nachzutreten hat. Wo das wirkliche Bekennen ist, da waltet Demuth, Freiheit und Liebe. Der aus dem eigenen Innern Bekennende, wie auch sein Glaube ihn erhebt, wird doch stets dabei recht seine Schwachheit und seine Mängel fühlen, wird, wie ihm selbst sein eigenthümliches religiöses Leben theuer ist, volle Freiheit den Brüdern zugestehen und auch in ihnen den eigenthümlichen Glauben und das

daraus hervorwachsende Leben ehren und lieben. Die Confession, wie sie so häufig ergriffen und festgehalten wird, macht hochmüthig, herrschsüchtig und erfüllt mit fanatischem Haß. In der Confession, meint man, hat man das Vollkommene ergriffen und glaubt deshalb kraft ihrer berufen zu sein, die Herrschaft über Andere in Anspruch zu nehmen, hält sich verpflichtet, um Gottes willen die Gegner der Confession als Gottes Feinde zu verfolgen und zu unterdrücken. Darum, wo eine gesunde Religion sich in der Confession gleichsam krystallisirt und diese Krystallisation als das Herrschende, Alleinberechtigte hingestellt wird, da zersetzt sich diese Religion in sich selber, gibt ihr eigentliches Wesen und Leben auf. Gerade in Beziehung auf das Christenthum, als die höchste, wahrste Religion, führt dies Lessing im Nathan durch. In diesem Sinne spricht Sittah über die Chrstien:

„Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie nicht, weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können! Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden" u. s. w.

Also der Stifter des Christenthums ist ihr ein so guter Mensch, daß seine Tugend auf Treue und Glauben angenommen werden kann, von ihm rührt wahre Menschlichkeit her. Also auch das Christenthum ist an sich schon gut und edel; aber verderbt ist es als Confession, als Ruhm und Pochen auf den Namen. Wenn um die drei Ringe gestritten wird, so lautet zuletzt das Urtheil des Richters:

„Eure Ringe
Sind alle drei nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich ging verloren."

An die Stelle der ächten Religionen sind die unächten, des reinen göttlichen Gehaltes entleerten Confessionen getreten. Besonders läßt Lessing uns das in den Personen des Drama

anschauen, welche sich auf die Confession als solche steifen, in Daja und im Patriarchen. In der Daja bewirkt die Confession jene sancta simplicitas, jene fromme Bornirtheit, die bei aller natürlichen Gutmüthigkeit in schlauen Händen doch zuletzt ein Werkzeug für das Schlimmste werden kann. Im Patriarchen erscheint als Frucht der Confession die scheußlichste Gemeinheit, die Sünde in ihrer widerwärtigsten, ekelhaftesten Gestalt. Nur einiges Einzelne in Betreff beider sei mir erlaubt, hervorzuheben. Daja zweifelt nicht, daß Nathan die Ehrlichkeit, die Großmuth selber sei, sie rühmt ihn stets; aber es bleibt ihr ein „Und doch," dem Nathan die richtige Deutung giebt: „doch bin ich nur ein Jude." Weil er ein Jude und kein Christ, darum verliert ihr sein Gutsein den wirklichen Werth. Wenn Nathan mit vollstem Rechte die elternlose, von ihm in heiligster Liebe erzogene und gebildete Recha seine Tochter nennt: Daja kann dies Recht nicht begreifen. Vom Standpunkt der Confession aus kennt sie nur ein Recht, das auf die leibliche Geburt und äußere Taufe sich gründet. Es ist ihr immer wiederkehrender Wunsch, Recha in Händen zu wissen, welche ihrer würdig sind, um „sie zeitlich hier, sie ewig dort zu retten." Die würdigen Hände, im Gegensatz zu den unwürdigen des trefflichen Nathan, sind ganz abgesehen von Anderem solche, die trägt, wer den Christennamen führt. Die Rettung der Recha hängt einzig und allein von ihrer Einreihung in die äußere Christengemeine ab. Ja die Daja ruft in ihrer Beschränktheit:

> „Ihr (der Recha) Glück ist, längst zu sein, was sie zu werden
> Verdorben ist."

Kann sie vermöge ihrer Erziehung keine Christin nach dem Schlage der Daja werden, sie hat doch das unzerstörbare Glück, Christin zu sein vermöge der fleischlichen Geburt und des äußern Werkes der an ihr ohne ihr Wissen vollzogenen Taufe. Ist das Christenthum die Religion des wahren Lichtes, wer sieht nicht, daß die aus der Confession herangewachsene Beschränktheit alles Licht in der Seele der Armen ausgelöscht hat. Nun aber gar der Patriarch, wie er sich selbst charakterisirt,

zuerst in den Aufträgen an den Klosterbruder für den Templer und dann in der Unterredung mit diesem. Nicht genug, daß er den Ritter Christi „zum Spion" will haben; zur gemeinsten Hinterlist, zum Meuchelmord suchte er ihn zu verlocken, läßt ihm das, was man als Jesuitismus zu bezeichnen pflegt, in seiner vollen Gemeinheit vorhalten, indem er lehrt: daß „Bubenstück vor Menschen nicht sei auch Bubenstück vor Gott." Wie er von einem Juden hört, der eines Christenkindes, das ohne ihn im Elend umgekommen wäre, sich angenommen und es erzogen hat, da, wie ihm kaiserliche und päpstliche Rechte nur eine Möglichkeit zeigen, ist sein Schluß, den er mit voller Herzlosigkeit stets wiederholt: „der Jude wird verbrannt." Blutdürstige Grausamkeit und schlauste Heuchelei sind in ihm auf's Innigste verbunden. Alles zur höheren Ehre Gottes d. h. zur größeren Ehre und Geltung der Confession, die ihn beherrscht. Ist das Christenthum die Religion der heiligsten, lautersten Liebe, gewiß durch die Confession ist hier die letzte Spur derselben vertilgt.*)

Als letzter Grundsatz, der in unserm Werke seine Vertretung hat, stellen wir endlich auf: Das Höchste, was der Mensch zu erstreben hat, ist ächte Humanität, wahre Menschlichkeit. Sie ist zu ehren, wo man sie findet. Sie allein ist der vollgültige Beweis ächter Religiosität und wahrer Religion, weil sie allein die gesunde Frucht derselben ist. Nathan giebt dem Derwisch nach dessen Eigenthümlichkeit den Rath, in seine Wüste zurückzukehren, weil er unter Menschen möchte ein Mensch zu sein verlernen. In schöner Weise brechen den listigen Lockungen des Patriarchen gegenüber die ächt menschlichen Gefühle in der Brust des Templers hervor und prägen sich aus in dem Ruf:

„Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! —

---

*) „Der Patriarch — der hartgesottene unverbesserliche Pfaffe!" Niemeyer, S. 42.

und der Klosterbruder, eben deshalb eine so besonders anziehende Gestalt, weil immer im Conflikt mit seinem Stande das Menschliche in ihm Recht behält, antwortet frohlockend:

„Ich geh und geh vergnügter als ich kam."

Saladin schaut nach Menschen aus und sein Gegner Richard, der Christ, ist ihm Gegenstand höchster Achtung, weil er ihm als Mensch so hoch steht. Es gehört ferner hierher das Wort Nathan's:

„Ich weiß, wie gute Menschen denken",

noch mehr, was er etwas später sagt:

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? — Ach! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen."

Zurückkehrend zum Ganges spricht frohlockend der Derwisch:

Am Ganges,
Am Ganges nur gibt's Menschen."

Nur noch der schon erwähnten, aus der Geschichte von den drei Ringen gezogenen Ermahnung gedenken wir:

Wohlan,
Es eifere Jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!

Wir fragen jetzt: Wer hat ein Recht an diesen Grundsätzen und an dem Manne, der sie vertritt — das Judenthum oder das Christenthum? Bei der Lösung dieser Frage kommt es eben darauf an, was wir unter Judenthum und Christenthum verstehen. Manche gebildete, wahrheitsliebende und sittlich ernste Juden erklären das Christenthum für eine Blüthe und Frucht des Judenthums. Wir stimmen ihnen unbedenklich bei, wenn sie uns eine kleine Aenderung erlauben, nämlich zu sagen: das Christenthum ist d i e Blüthe, d i e Frucht des Judenthums, d. h. es ist dasjenige, in dem sich das Judenthum seinem ächten, ursprünglichen Wesen nach zum vollkommenen Leben entfaltet hat. So erscheint das Judenthum in den lieblichen Tagen seiner Kindheit, in der herrlichen Gestalt des Abraham, der als der Gottgesegnete nicht nur seinen Nachkommen, sondern

auch den Völkern der Erde ein künftiges Heil andeutet. So das Judenthum in den Jahren des Mannesalters, wo es die heißen, schweren Kämpfe in der Gluth und Hitze durchzukämpfen hat, wo es sich uns darstellt in den mächtigen Gottesstreitern, den geisteskräftigen Propheten. Da bei allem Schweren, was die Zeiten heraufgeführt hatten, weissagt es immer entschiedener von dem Heil, das Gott stiften werde, indem ein neuer Geist werde sprengen die alten Formen, das Gesetz auf dem Stein und die Beschneidung vom Fleisch werde umwandeln in das Gesetz, geschrieben ins Herz und in die Beschneidung vom inwendigen Menschen, wie von dem erlösten Gottesvolk auch das Licht Gottes werde aufgehen über die übrigen Völker der Erde, die noch im Schatten des Todes sitzen. Dies Judenthum ist selbst schon das Werden des Christenthums, hat in Christo seine vollendete, schöne Gestalt, sein volles, thatkräftiges Leben. Bei solcher Betrachtung existirt unsere Frage nicht, sie kann vielmehr nur hervortreten, wenn Judenthum und Christenthum als Gegensätze aufgefaßt werden. In dieser Beziehung hat das Judenthum nach Christo eine nicht unähnliche Stellung wie die römisch-katholische Kirche nach der durch das Tridentinum vollendeten Ausschließung des evangelischen Bewußtseins. Wie verhüllt und unscheinbar, dennoch ist von der Reformation die evangelische Gemeine noch in der römischen Kirche. Jetzt erst hat sich diese jener vollständig entledigt. Christus und das Christenthum ist vor der Erscheinung des Erlösers in gewisser Weise im Judenthum. Mit Christi Kreuzigung wird die freie und befreiende Liebe Gottes von Israel verworfen, und damit entleert es sich seines christologischen Geistes und Wesens. Dies Judenthum dürften wir im Talmud gleichsam verkörpert sehen. Aber wir sind nicht so unbillig, die Reformer wider ihren Willen daran zu binden. Wie wir evangelische Christen vielmehr von aller Verunstaltung unserer Religion in der Geschichte, so gut vor wie nach der Reformation, stets auf Christum und die apostolische Zeit zurückgehen, um hier das ächte und wahre Christenthum zu haben; so müssen wir jenen wackeren Männern das gleiche Recht zugestehen, nämlich an das Juden-

thum in seiner Ursprünglichkeit sich zu halten. Soll es aber einen wirklichen Gegensatz gegen das Christenthum bilden, so ist es dasjenige, was Paulus als Gesetz der Verheißung gegenüber stellt, es ist der Mosaismus, ohne das, was wir unter Weissagung verstehen, der Mosaismus ganz in seiner Beschränkung auf das eine Volk. Es bestimmt sich unsre Frage also näher dahin: Hat Lessing die oben entwickelten Grundsätze Christo und dem Evangelio, oder hat er sie dem Mosaismus zu danken?

Zuerst der Grundsatz der Toleranz. Wenn ein berühmter glänzender Gelehrter, der, wo es galt, zugleich groß in der Sophistik sein konnte, dem Christenthum die Intoleranz als ein demselben Wesentliches beilegte und über seine Auseianandersetzung einen gewissen Schein von Wahrheit verbreitete; so gelang ihm das nur durch die Sophistik d. h. durch die geistreiche Taschenspielerei, die unter der Hand, ehe man es recht merkt, die Begriffe verwechselt und verwandelt. Es wird etwa so demonstrirt: Christus hat ja das Schwert gebracht, hat unausgesetzt gegen Irrthum, Lüge und Sünde gekämpft, ist also fortwährend intolerant gewesen, und die Apostel und die erste Gemeine haben den heiligen Krieg, die heilige Intoleranz getreulich fortgesetzt. Gewiß, so lange noch irgendwie Wahrheitssinn und Gewissen in der Brust wohnt, wird man Lüge und Sünde bestreiten; in diesem Sinne könnte nur tolerant sein, wer in sittlicher Beziehung schon zum Klotz geworden wäre. Aber welcher vernünftige und gewissenhafte Mensch hat jemals solchen Begriff von der Toleranz gehabt, sie in dem Sinne aufgefaßt, daß sie den heiligen, geistigen Kampf der Wahrheit und Liebe gegen Lüge und Sünde ausschließe? Aber das gehört zur Toleranz, daß, weil sie selbst von Vernunft und Gewissen ausgeht, sie auch Vernunft und Gewissen in jedem Menschen voraussetzt und ehrt und an den endlichen Sieg der Vernunft und des Gewissens glaubt, daß sie deshalb auf geistigem, sittlichem, religiösem Gebiet im Kampfe rein und allein geistige Waffen kennt, nur ein Wirken aus der Vernunft auf die Vernunft, aus dem Gewissen auf das Gewissen, daß sie

auf diesem Gebiet alles, was äußerer Zwang ist oder mit demselben zusammenhängt, auf's Stärkste verabscheut, daß es ihr als schnöde Gottlosigkeit erscheint, wenn man früher durch Geißel, Kerker, Folter, Todesstrafe, heute durch Maßregelungen, Versagung bürgerlicher Rechte, Concessions- oder Brotentziehung Schutz und Hebung der Religion bewirken will.*) Toleranz ist daher recht wesentlich Sache des starken Glaubens, wie umgekehrt Intoleranz nothwendig mit Unglauben, ja mit Feigheit im Religiösen zusammenhängt. Diese Toleranz, die Lessing im Nathan so durchweg predigt, hat sie unter den Menschen nicht in Dem ihre erste, reine Quelle, welcher, auf das Königthum über die Menschheit Anspruch erhebend, zur Verwirklichung desselben keine anderen Mittel kannte und brauchte als das schlichte Wort der Wahrheit, das Dienen der Liebe, das sich selbst Opfern am Kreuz? Ist sie nicht dem entnommen, der, als seine Jünger, sich anlehnend an die Autorität einer der hehrsten Prophetengestalten in Israel, über die Bewohner eines samaritischen Fleckens, die keine Empfänglichkeit für die Wahrheit und kein Herz für herbergende Liebe zeigten, Feuer und Schwefel vom Himmel wollten regnen lassen, strafend sprach: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten! Ist sie nicht von Dem in die Menschheit gepflanzt, welcher seinen noch immer irdisch gesinnten Jüngern so nachdrücklich jedes Herrschen untersagte und dem noch immer welttrunknen Petrus gebot: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen?“ Stammt sie nicht von ihm,

---

*) Der Pastor Dr. Riecke aus Neuffen (in Württemberg) verlangte auf dem Schultage in Mannheim, daß zu den als deutsche Nationalfeste zu feiernden „Gedächtnißtagen“ hinzugefügt werde: 1. Der Tag, an welchem alle Confessionen die gleichen bürgerlichen Rechte werden empfangen haben; 2. der Tag, von dem an man nicht mehr fragen wird: was glaubst du? sondern: was thust du?

Welches Datum werden diese Tage haben? Für Lessing fielen sie in seine Lebzeiten. —

der gerade in der größten, äußern Machtlosigkeit sich als König bekennt, aber als König eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, für das nicht mit Waffen dieser Welt gestritten wird, zu dessen Bürgern nur zählt, wer aus der Wahrheit ist und ihre Stimme hört? Zeugt es von dem Geist der Toleranz, wenn es dem Stifter des Judenthums, dem Moses, in den Mund gelegt wird, daß Israel alle Völker fressen, daß Israels Auge derselben nicht schonen soll, daß Israel verpflichtet wird, jede Stadt, in welcher Kinder Belials wohnen, mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen, die Ammoniter und Moabiter nicht in die Gemeine des Herrn aufzunehmen, auch nicht im zehnten Gliede? Doch wir wollen von dem absehen, was mehr der Geschichte angehört, vielleicht mehr als Sache der Nothwehr, der Politik erforderlich schien. Fragen wir das Gesetz selbst! Es geht ein gewisser Zug der Humanität durch das mosaische Gesetz, und so fällt auch ein Strahl der Toleranz wenigstens auf die Fremdlinge im Lande. Aber wie steht es, wenn im Volke sebst Irrthum, Aberglauben und Abfall vom Jehovahdienst sich entwickeln? Ordnet das Gesetz, daß diese geistige Verderbniß nur mit geistigen Waffen bekämpft werde? Im Gegentheil, der Prophet oder Träumer, der von Gott verführt, soll nach dem Gesetz des Todes sein. Du sollst, wird geboten, Bruder, Sohn, Tochter erwürgen, die dich zu andern Göttern verführen! Auf Gotteslästerung, Fluch, Zauberei, Sabbathverletzung steht der Tod. Immerhin kann zugegeben werden, daß dergleichen zur Selbsterhaltung, zur Erhaltung des Jehovahglaubens nothwendig war, nur rühme man nicht, daß dies Toleranz war. Wir sind übrigens so glücklich, an einer und derselben Person das Juden- und Christenthum in Beziehung auf Toleranz anschauen zu können. Paulus, erst Jude, dann Christ, war zu verschiedener Zeit beides aus tiefster, vollster Ueberzeugung, beides mit dem glühenden Eifer eines frommen, sich rücksichtslos der erkannten Wahrheit hingebenden Gemüthes. Als Jude hat er Gefallen daran, daß Stephanus um seines Glaubens willen gesteinigt wird, schnaubt selbst mit Drohen und Morden wider die Andersgläubigen,

hat seine Lust daran, sie dem Kerker und Tode zu überliefern. In Paulus dem Christen ist der Glaubenseifer um nichts geringer; wo einer der Gläubigen geärgert wird, da brennt er. Aber keine Spur mehr von einem Verlangen nach den Mitteln der Macht und des Zwanges, um dieselben gegen das Judenthum und für das Christenthum in Anwendung zu bringen. Bereit ist er dagegen, für seine ihn giftig hassenden Volksgenossen zu leiden, möchte, könnte er sie dadurch selig machen, für sie selbst den Bann von Christo erdulden. Ihnen aber um ihres Glaubens oder Unglaubens willen Leiden zuzufügen, das wäre, auch bei dem Besitz aller Macht, für ihn unmöglich gewesen. Haben wir es Lessing zu danken, daß durch sein Wirken religiöse Duldung in Kraft und Blut unsers Volkes übergegangen ist, so hat er nicht aus dem Mosaismus, wohl aber aus dem Evangelio, aus dem Wesen Christi, geschöpft.

Der zweite Grundsatz war, daß des Menschen Werth nicht von seinem Bekenntniß abhängt und darum auch nicht nach diesem gemessen werden darf. Wir meinen natürlich hier das uns geschichtlich überkommene Bekenntniß. Unser Satz ist nicht mit dem andern gleich: des Menschen Werth hängt nicht von seinem Glauben ab, den wir für grundfalsch halten. Vielmehr, wie der Mensch ist, so glaubt er, und wie er glaubt, so liebt und lebt er, wenn nämlich das Wort glauben richtig verstanden wird. Das Bekenntniß aber ist ja in so vielen Fällen nicht aus dem eignen Geist und Glauben geboren, sondern ist aus Gewohnheit, Vorurtheilen und oft schlimmeren Interessen abzuleiten. Die Wahrheit unseres Satzes sehen wir täglich bestätigt. Wer weiß nicht, wie bei den ganz gleichen Bekenntnissen einer Gemeinschaft die Glieder derselben ihrem religiösen und sittlichen Werthe nach außerordentlich verschieden sind! Wir sagen kühnlich: mancher römische Christ ist seinem innern Wesen nach viel evangelischer, als hunderte und tausende die auf den Namen Evangelische pochen. Mancher Evangelische dagegen ist päpstlicher als der Papst und römischer als die Ultramontanen. Wir sagen kühnlich: mancher Jude unserer Tage ist seinem

eigentlichen Wesen nach ächter Christ, daß man ihm mit dem Klosterbruder zurufen möchte: „Ihr seid ein Christ — ein besserer Christ war nie.“ Und mancher Christ ist wieder Pharisäer vom Scheitel bis zur Sohle, ist ächter rabbinischer Stockjude. Wehe uns deshalb, wollten wir nach den verschiedenen Bekenntnissen richten, selig preisen oder verdammen! Diese Wahrheit, die Lessing im Nathan uns so warm ans Herz legt, ist sie wirklich im Mosaismus schon zur Anerkennung und Geltung gekommen? Ich wüßte nichts davon dort anzuführen und bitte Andere, wenn sie es vermögen, mir den Nachweis zu geben. Der Heiland aber will am Wenigsten nach dem Bekenntniß messen und verheißt den Herr-Herr!-Sagern eine gründliche Abweisung. Der Heiland, der wohl weiß, daß das Heil von den Juden kommt, läßt sich deshalb doch nie durch jüdisches oder samaritisches Bekenntniß zu einem bestimmten Urtheil über einen Menschen leiten, sondern sieht sich den Menschen selbst an, der hinter diesem oder jenem Bekenntniß steht. Der Heiland, als seine Jünger Jemandem wehren wollen, in seinem Namen zu wirken, weil er mit ihnen Jesu nicht folge, also nicht in die Schranken des äußeren Bekenntnisses hineingetreten sei, verweist ihnen solche Engherzigkeit mit dem Wort: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Ich denke auch in diesem Punkte dürfen wir mit Recht behaupten, Lessing hat sich mit Jesu Christi Wort und Leben genährt, ist in seiner Schule zum Mann herangewachsen.

Der dritte Grundsatz: „Die Confession, wie sie ergriffen und besessen wird, zerstört vielfach das ächte Wesen der Religion,“ ist in seiner Wahrheit schon oben nachgewiesen. Die Confession in diesem Sinne ruht auf der Einbildung, man habe das Vollkommene schon ergriffen, also auf dem geistlichen Hochmuth, gewiß einer der schlimmsten geistigen Krankheiten, die es giebt. Aus der Confession, als der allein wahren, allein heiligen, allein seligmachenden entwickelt sich wie nach einem Naturgesetz von selbst Haß, Verachtung gegen Andersgläubige, ebenso das, was wir unter der Bezeichnung Jesuitismus zu verstehen pflegen, diejenige Gesinnung,

welche zur größeren Ehre Gottes, d. h. zum Nutzen der bestimmten Kirche, Alles einsetzt und jedes Mittel zu diesem Zweck für erlaubt hält. Im Mosaismus, im Gesetz, läßt sich diese Wahrheit gewiß noch nicht nachweisen, freilich deshalb nicht, weil jene schlimme Krankheit, zu der sie im Gegensatz steht, sich damals noch nicht ausgebildet hatte. Christus dagegen hat im Pharisäerthum den vollen Confessionalismus vor sich. Dies Pharisäerthum lebt in dem Wahne, in der Confession, in den Aufsätzen der Aeltesten, das Höchste, Heiligste, Vollkommenste zu besitzen, hält sich darum für berechtigt, alle Ehre und Herrschaft für sich in Anspruch zu nehmen, Haß und Verachtung gegen Alles zu hegen, was seine Farbe nicht trägt und in seine Formen sich nicht einschnürt, bringt seinem Götzen, der Confession, Wahrheit und Gewissen zum Opfer und, in Lüge und Heuchelei verfallen, zeigt es sich auf dem höchsten Gipfel des Fanatismus im Kreuzestode des Herrn. Wie hat der Erlöser diese Zerstörung der Religion durch die Confession stets gegeißelt, darauf hingewiesen, daß durch die Aufsätze der Aeltesten (die Confession) Gottes Gesetz aufgehoben, daß durch sie das Gesetz seines Kernes und Markes entleert werde, wie hat er diesen Confessionellen es vorgehalten, daß sie als Heuchler das Himmelreich verschlössen, daß sie gleich wären dem giftigen Otterngezücht, den übertünchten Gräbern, inwendig voll Moder und Todtengebeine! Im Gegensatz zu solchem Confessionalismus giebt er seiner Gemeinde das Gebot, daß in ihr keiner als Meister oder Vater gelte, er hinterläßt ihr keine fertige Confession in einem Lehrsystem, sondern verheißt ihr den heiligen Geist, der frei macht, in alle Wahrheit leitet, ihn selbst, den Menschensohn, in den Gemüthern verklärt. Jene Irrlehrer, gegen welche dem Paulus ein beständiger Kampf verordnet war, steifen sich auf die Confession, auf das orthodoxe Judenthum, wollen nur mit diesem im Christenthum sein und nur auf Grund desselben den Eintritt in die Gemeinde gestatten. Paulus ruft ihnen zu: „Ihr seid nicht die Beschneidung, sondern die Zerschneidung“, d. h. doch: Ihr mit eurer Confession zerstört die Religion. Als in Korinth ein neues orthodoxes Christenthum,

eine allein gültige Confession entweder nach Paulus oder nach Petrus oder nach Apollo hergestellt werden soll, schreibt der Apostel: „Ihr seid fleischlich," mit anderm Wort: In eurer Confession verliert Ihr den Geist und werdet Sclaven des Fleisches, die Religion selbst geht Euch verloren. Wenn Lessing namentlich in der Person des Patriarchen uns diese Wahrheit verkörpert, gewiß, er mußte die Blätter der Geschichte gelesen und die Originale, diese Zerrbilder der Menschheit, dort angeschaut haben. Daß er sie dort aber in ihrer Häßlichkeit gründlich erkannte und mit seinem meisterhaften Pinsel gleichsam ein so vollendetes Bild derselben auf die Leinwand hinzauberte, dazu hatte ihm nicht Moses, wohl aber Christus die Augen geöffnet.

Als letzten religiös-sittlichen Grundsatz hatten wir im Nathan den erkannt, daß ächte Humanität, wahre Menschlichkeit d. h. die gesunde Entfaltung alles dessen, was von Gott in der Natur des Menschen angelegt ist, uns als das Höchste zu erstreben bleibt, daß sie allein die ächte Frucht und das vollgültige Zeugniß wahrer Religiosität bilde und zu ehren sei, wo man sie findet. Uns ist neulich hier der erhabene sittliche Gehalt des Mosaismus, namentlich in seinem Dekalog, vor die Augen geführt, und mit Recht darf der Verfasser des 5. Buchs Mosis, indem er sein Volk mit den andern Völkern der Erde vergleicht, sprechen: „Wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alle dies Gesetz?" Ein Lebensodem beginnender Humanität durchzieht in der That das ganze Gesetz. Wir wurden aber auch an das erinnert, was in demselben noch mangelhaft ist. Andres übergehend mache ich nur auf Einzelnes, das wahrer Humanität widerstrebt, aufmerksam. Die Schätzung des Menschen wird vielfach noch von zufälligen und äußeren Unterschieden abhängig gemacht. So kommt in den Satzungen über Ehe und Ehescheidung die Würde der Frau, als der ebenbürtigen Gehülfin des Mannes, keineswegs zur Anerkennung und Geltung. So hat nach den Gesetzen über den Mord der Sclave, und wenn er noch so

trefflich wäre, dem schlechtesten Freien gegenüber einen fast ganz verschwindenden Werth. Das Ceremonialgesetz selbst, dessen pädagogische Nothwendigkeit für das Volk auf seinem damaligen Standpunkt ich gern anerkenne, giebt doch eben ein Zeugniß von diesem niederen sittlichen Standpunkt. Dies Ceremonialgesetz erweckte nur zu leicht die Meinung: Wir, als das erwählte Volk, haben an sich alle Vorzüge vor Gott, welche die übrigen Völker entbehren. Durch das Ceremonialgesetz bildete sich so leicht das, was Paulus die Decke Mosis nennt, welche, das geistige Auge verhüllend, einen vorurtheilsfreien Blick für den Werth anderer Volks- und Religionsgenossen unmöglich machte. Daher ergeht selbst an den Nathan die Strafrede, die er auch nicht abweist:

„Kennt Ihr auch das Volk,
„Das diese Menschenmäkelei zuerst
„Getrieben"?

Ist nicht auch in diesem Punkte das Christenthum wirklich die Erlösung? Was anders hatte es für eine Bedeutung, daß der Stifter desselben stets mit einem besonderen Accent sich den Menschensohn, den Sohn der Menschheit, nennt? Gewiß doch nur die, daß er in sich herausgebildet hatte, was von Gott in der Menschheit angelegt ist, und daß er gerade dies in diejenigen hineinpflanzt, welche er seine Brüder und Schwestern nennt? Was hat es für einen Sinn, daß Johannes von ihm spricht: „das Wort ward Fleisch", das offenbare Wesen der Gottheit ergoß sich in den Menschen, vermenschlichte sich? Doch offenbar nur den, daß in ihm das ächt Menschliche seine Verklärung gefunden hat und durch ihn sie fortwährend finden soll. Die ganze Dogmatik des Christenthums, wenn dieselbe, wie es allein richtig ist, sich aus dem Leben und Wesen Christi erbaut, ist durch und durch ethisch, und die Ethik des Christenthums, dafür mögen selbst Moses Mendelssohn und die Reformer des Judenthums mir Gewährsmänner sein, ist die reinste, zarteste, tiefste. Der Herr fordert stets die Früchte und an ihnen, nicht an dem Herr-Herr-sagen will er seine Jünger erkennen. Er fordert das Vollkommenwerden d. h. doch die Ent-

wicklung der ächt menschlichen Natur. Er sprengt die der Sittlichkeit und also der ächten Humanität so leicht nachtheiligen Bande des Ceremonialgesetzes und verbietet, den neuen Most in die alten Schläuche zu fassen. Er hält die Liebe als das einzig und ewig Wesentliche der Sittlichkeit fest. Deshalb, denen gegenüber, welche die Decke Mosis trugen und Samariter und Heiden kaum als halbe Menschen ansahen, bewahrt er den unbefangenen, freien, vorurtheilslosen Blick für alles ächt Menschliche, wo es sich findet, und steht nicht an, den Samariter, der darin sich auszeichnet, den Juden zum Vorbild und zur Beschämung vorzuhalten. Ebenso Paulus will nicht den als Juden anerkennen, der es auswendig ist, sondern der es inwendig ist, und sieht Abrahams Kinder in Allen, welche in Abrahams Fußtapfen, in seinem Glauben und in seiner Gesinnung wandeln. Also auch hier wird Lessing allein als der ächte Jünger Christi und der Apostel sich bewähren.

Trotzdem meint man, auf den Nathan sich stützend, Lessing als Judengenossen im besonderen Sinne hinstellen zu können. Diese ächt sittlichen Grundsätze lasse er ja wesentlich durch den Juden Nathan vertreten, den er überhaupt so zeichne, daß unser ganzes Herz ihm entgegenschlage. In ganz gleicher Weise sei er schon in seinem früheren Lustspiel „die Juden" verfahren. Kein Grund jedoch ist schwächer als dieser. War Christus etwa deshalb ein Samariter, hielt er ihnen gegenüber weniger fest an dem Worte „Ihr wisset nicht, was ihr anbetet, das Heil kommt von den Juden", weil er dem Jüdischen Volk das Musterbild des sie tief beschämenden barmherzigen Samariters vorhielt? Wollte Lessing den Christen die entwickelten Grundsätze Christi, besonders den der Toleranz, und zwar gerade in Beziehung auf die Juden, einprägen, mußte er ihnen zu diesem Zwecke nicht zuerst zeigen, daß die Juden manchmal nicht nur denselben, sondern einen größern sittlichen Werth hätten, als die Christen, mußte er diese Vermessenen, die auf ihr äußeres christliches Bekenntniß stolz waren, nicht eben durch das Beispiel eines Juden beschämen? Er verfährt in dieser Beziehung, wie ein weiser Lehrer verfahren muß.

Es ist mir aber Bedürfniß, noch über einen Punkt in aller Kürze mich auszusprechen. Man hat Lessing angeklagt, daß er durch die Fabel von den drei Ringen, in der sich die Moral des Drama concentrire, Muhamedanismus, Judenthum und Christenthum auf die gleiche Linie stelle.

Es handelt sich bei diesem Streit nicht um den ächten Ring, nicht um das ächte ursprüngliche Christenthum oder Judenthum, nicht um die wahre ursprüngliche Religion, sondern um das täuschende Zerrbild derselben, um die Confession. Gegen diese Confessionen, diese menschlichen Krystallisationen des ursprünglich Göttlichen, ist Lessing bis auf einen gewissen Punkt hin indifferent, aber keineswegs gegen die Religion. Dem Mendelssohn wurde einst auf eine unzarte Weise von Lavater der Uebertritt zum Christenthum zugemuthet, da er ja doch der Gesinnung nach ein Christ sei. Mendelssohn hat solche Zudringlichkeit mit gutem Recht abgefertigt. Wenn ein ehrenwerther Mann, wie etwa Ritter heute, damals zu Lessing gesprochen hätte: „Ihr seid ein Jude, bei Gott Ihr seid ein Jude, ein bessrer Jude war nie — nun tretet auch zu uns der That nach über", Lessing hätte sicherlich darauf nicht weniger glanzvoll, scharf und witzig geantwortet, als er gegenüber dem Hamburger Hauptpastor Göze geschrieben hat. Immerhin mögen ihn die Reformer als einen Reformator auch des Judenthums hinstellen, aber ein solcher ist er nicht, weil er aus dem alten, sondern weil er aus dem neuen Testament geschöpft hat, nicht weil er selbst Jude, sondern weil er ein ächter Christ war. Jenen Männern ist auch Mendelssohn Reformator, aber sie beklagen seinen Mangel an Consequenz. Seiner edlen Persönlichkeit nach, in welcher er die allgemeine Sittlichkeit, die ächte Humanität durch Wort und Leben repräsentirte, wirkte er reformirend. Es war aber nach ihnen inconsequent, daß er sich und sein Volk auch fernerhin an das Ceremonialgesetz fesselte, es widerstrebte dies der Reform. Woher nun das Reformatorische in Mendelssohn? Von dem, was Jene an ihm rühmen, sagt er zu Zeiten, es sei allen Menschen als das Gemeinsame in Vernunft und Gewissen gegeben. Ein ander Mal erkennt er

die christliche Sittenlehre in ihrer Reinheit und Erhabenheit an. Endlich aber spricht er ausdrücklich: „Euch, Locke und Wolf, dir, unsterblicher Leibnitz, stifte ich ein ewiges Denkmal in meinem Herzen. Ohne eure Hülfe wäre ich auf ewig verloren — — — eure Schriften haben die heiligen Wahrheiten in meine Seele gegraben, auf die sich meine Glückseligkeit gründet.“ Also Mendelssohn leitet das, wodurch er Reformator des Judenthums geworden ist, von christlichen Philosophen und nicht von Moses und vom Mosaismus ab, und Lessing soll dasselbe, nur klarer und consequenter, gebracht haben, weil er ein Jude gewesen? Gewiß, wir fühlen es, auch nicht ein Titel des Rechtes ist vorhanden, auf den sich stützend jene Männer uns unsern Lessing nehmen könnten. Wie ist es aber möglich, daß sie, die sich sonst im Denken tüchtig zeigen und die einen heiligen, sittlichen Ernst bewähren, in diesem Punkt so unklar denken und urtheilen können? Der Grund dafür liegt weniger in ihnen, als vielmehr in dem, was wir im Laufe der Jahrhunderte auf dem Gebiete der christlichen Kirche zu beklagen haben. Der Dogmatismus, der Confessionalismus, der Fanatismus, wie sie im Namen des Christenthums immer wieder aufgetreten sind, und sich geltend gemacht und dadurch den christlichen Namen auf das Tiefste geschändet haben, sie bewirken es, daß auch heute noch treffliche gebildete Juden das Christenthum nur in seinem Zerrbilde, nicht in seiner ächten Gestalt erkennen. So bleibt uns nur der Schluß: Werden wir bessere Christen, dann wird auch die Decke Mosis von den Augen jener trefflichen Männer fallen; dann werden sie freilich fortfahren, Lessing zu rühmen, aber nicht als einen, der dem Judenthume angehört, sondern als den ächt evangelischen Mann, als eine starke Säule protestantischen Christenthums. — —

Nach allem dem beantworte sich der Leser die Frage nach dem Werthe des classischen Werkes Lessing's für ihn selbst und für seine erwachsenen Schüler und handle ja nach dem Inhalt dieser Antwort!*)

*) Das empfehlenswertheste Werk über Lessing rührt von Adolf Stahr her: „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke. Zwei

Ich füge noch ein Schlußwort hinzu.

Unmöglich kann der hohe, unvergängliche Werth des classischen Stückes — dieses didactischen Drama's — dem unbefangenen Leser, noch weniger dem, der das Glück gehabt hat, einen Seydelmann als Nathan auf der Bühne zu sehen, entgehen. Ein solches Kunstwerk ist für Alle, welchen Kunst und Künstelei nicht alle Natur oder Natürlichkeit des Empfindens und Denkens ausgetrieben hat, und für alle Zeiten geschaffen. Von erhöhetem Werthe und höchster Bedeutung ist es in Zeiten, in welcher Fanatismus und Bigotterie mit Toleranz und Aufklärung zu Felde liegen, für verjährt gehaltener Aberglaube von Neuem sich breit macht und den Geist der Jugend umdüstert. In dem Juden Nathan hat Lessing einen Mann dargestellt, der als das Wesen der Religion die Natürlichkeit, Vernünftigkeit, Sittlichkeit und Humanität erkennt und diese großen menschlichen Eigenschaften im Leben zur Geltung bringt, die Wunder und Geheimnisse, welche keiner der drei Hauptreligionen fehlen, als Umhüllungen des Kerns anerkennt, und mit Lessing selbst himmelweit davon entfernt ist, zu verlangen, daß „allen Bäumen dieselbe Rinde wachse." Im Nathan haben wir das vollendete Menschenthum vor uns, ein Bild, das jeden Unbefangenen mit der unmittelbaren Wahrheit ergreift, daß der Mensch nichts Anderes und Höheres sein könne als Mensch. In dem neben ihm stehenden Patriarchen zeigt uns der Dichter eine Figur (das Urbild eines Pfaffen) von der durch die Geschichte bekundeten Wahrheit, daß ein starres Confessionswesen fähig ist, den Menschen nicht bloß so zu verunstalten, daß der sogenannte Christ den Menschen überwuchert und in sein Gegentheil verkehrt, sondern ihn in ein Werkzeug des Satan, in einen Fürsten der Finsterniß zu verwandeln, in ein Ungeheuer, in welchem der Buchstabe alle menschlichen Gefühle aufgefressen, das Herz vergiftet hat, in ein Wesen, dem Meineid, Verrath, Tücke und Mord als will-

---

Bände. Berlin, 1864, 2. Auflage, Guttentag. (4 Thlr.) Volksausgabe: 2 Thlr. —

kommene Mittel erscheinen, sich um „das Reich Gottes auf Erden" dadurch verdient zu machen, daß er seinen „alleinseligmachenden" Glauben aller Welt aufzubringen versucht. Wer es nicht weiß oder nicht glaubt, daß es, um den wahren Werth des Menschen zu erreichen, zu oberst nicht darauf ankommt, zu welchem Dogma man sich bekennt; daß jede der drei Religionen die Möglichkeit, diese Stufe zu erreichen, nicht ausschließt, wenn es auch auf dem Boden der einen leichter ist als auf dem einer andern; daß es unter den Bekennern aller Religionen gute und edle Menschen giebt; daß nicht der Buchstabe, sondern der Geist lebendig macht und erhebt: diese großen, stärkenden und erhabenen Wahrheiten hat Lessing auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zur lebendigsten Anschauung gebracht. In diesem, seinem letzten und vollendetesten Werke, dem Abschluß seiner Ueberzeugung — nach jahrelangen Kämpfen mit seinen Widersachern, nach einem Leben voll Entbehrung, Noth und den härtesten Schicksalsschlägen — treffen wir auf eine Reihe von Sprüchen ewigen Inhalts, auf Sprüche, „auf denen der ganze sittlich-religiöse Bildungsstand der Gegenwart beruht", die dem Leben eine heilige Weihe geben — Sprüche kostbaren Inhaltes, Nahrung und Stärkung für die Fortsetzung der Lebensreise, besonders in dürrer Zeit. In der That, wenn man sieht, was von finstern Geistern (einem Hengstenberg, einem Stahl u. A.) für Christenthum ausgegeben wird; empfindet, was der christliche Fanatismus auch heutigen Tages noch anrichtet; erkennt, was für Folgen die Intoleranz herbeiführt, wie es auch jetzt noch in allen Confessionen Priester giebt, welche ihre und ihrer Schüler Seelen durch den Buchstaben knechten und den in ihnen versteckten Geist nicht zu finden vermögen; wenn man, sage ich, dieses Alles erwägt und sich von diesen Erwägungen schmerzlich getroffen fühlt: dann wird der Genuß des Lessing'schen Meisterwerkes für die Seele zu einem Labsal, das uns mit der Geschichte, mit den Menschen und dem eignen Geschick wieder aussöhnt und uns ermuthigt, in dem kleinen Kreise unsers Dienstes für die Menschen nach dem Maße der Gelegenheit und der gegebenen Kraft fortzuwirken.

„Dergleichen, aus einer bessern Welt stammende Schöpfungen, in einer Welt, worin wir uns oft so aussichtslos abarbeiten, sind uns nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben; vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernstlichen und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegen schreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der in weiterem oder engerem Kreise nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen."*)

A. D.

---

*) D. Strauß, deutsche Jahrbücher, 7. Band, 3. H., S. 368. Diese treffliche Abhandlung ist unter dem Titel: „Lessing's Nathan der Weise, in besonderem Abdruck in dem Verlag von Guttentag in Berlin erschienen. (15 Sgr.) —

V.

Die richtige Methode des Forschens und Lehrens.

Daß in den Wissenschaften wie im Unterrichte auf die richtige Methode außerordentlich viel ankommt, sollte jeder Forscher, jeder Lehrer wissen, damit er dadurch den Antrieb erhielte, die richtige Methode sich anzueignen. Ohne sie, d. h. bei Anwendung einer falschen Methode, verfehlt man die Wahrheit verfehlt man das Ziel des Unterrichts, die Bildung des Schülers.

Unter der „richtigen Methode eines Schullehrers" wird übrigens mehr verstanden als logische Operationen, didactische Grundsätze, methodische Verfahrungsweisen; die gesammte Art und Weise, wie derselbe sich benimmt, auf die Schüler wirkt, wie er die Objecte und wie er die Subjecte tractirt: das Alles gehört zur „Methode." Ihre Wichtigkeit braucht daher gar nicht erwiesen zu werden, sie versteht sich von selbst. Wer das nicht glauben sollte, braucht nur an staunenswürdige Thatsachen zu denken, z. B. an die: daß fleißige Schüler zehn Jahre lang wöchentlich 6—10 Stunden Latein lernen und es nach zehn Jahren doch nicht frei handhaben können; daß in den meisten Anstalten Jahre lang Mathematik docirt wird, aber die Mehrzahl der Schüler davon kaum die Probe lernt; daß man es für erlaubt, ja für verständig erachtet, die künftigen Lehrer an den höheren Anstalten so gut wie ohne jedwede Anleitung zur Führung ihres Kunstberufes in denselben eintreten zu lassen; daß in Folge dieses Verfahrens Hunderte, ja

Tausende von Schülern, welche für Wissenschaft, Kunst und ideale Richtung zu gewinnen gewesen wären, für dieselben verloren gehen. Das sind Thatsachen. —

Es versteht sich von selbst, daß in einem Buche von den persönlichen Eigenschaften, welche die Methode eines Lehrers mit bestimmen (Lebendigkeit oder Unlebendigkeit, Frische oder Langweiligkeit u. s. w.), nicht die Rede zu sein braucht; man hat es darin nur mit der sachlichen, objectiven Darstellung zu thun, deren Wichtigkeit aber auch Jedem einleuchten muß.

Um dieser Wichtigkeit willen hat auch dieses „Jahrbuch" in jedem seiner bisherigen Jahrgänge von der Methode geredet. Insonderheit war dieses in dem letzten der Fall, indem ich zu zeigen bemüht war, daß die inductive Methode fast durchgängig als die bildende Elementar-Methode anzuerkennen sei.

Aus demselben Grunde will ich jetzt kurz nochmals davon reden.

Es ist mir nämlich gesagt worden, daß dem einen oder andern Leser immer noch einige Unklarheit in Betreff der Erkenntniß der richtigen Methode im Allgemeinen und Ganzen vorschwebe. Darum will ich meine Meinung noch einmal in kurzen und bestimmten Sätzen aussprechen. Ich setze übrigens das im vorigen Jahrgange bereits Gesagte voraus, ziehe aus demselben nur dasjenige an, was zur Verdeutlichung nothwendig ist. —

Die wesentlichen Denkoperationen, durch welche wir zu festen Wahrheiten und Erkenntnissen gelangen, werden Inductionen und Deductionen (Induciren und Deduciren) genannt.

Alle Menschen sind sterblich. Jedes Ereigniß hat seine Ursache. Alles, was geschieht, erfolgt nach einem Gesetz. Ehrlich währt am Längsten. Dieses sind allgemeine, aus einzelnen (vielen) Fällen erschlossene Urtheile, Inductionen. Durch sie schließen wir, daß das, was in einzelnen Fällen wahr ist, in allen Fällen derselben Art wahr sei. Das Wesen der Inductionen besteht also in der Verallgemeinerung der Urtheile, Thatsachen, Ereignisse. Das inducirende Verfahren ist ein Folgern, Schließen, Ableiten. Wo nicht gefolgert wird, da ist

auch kein Induciren. Je mehr der Fälle sind, aus welchen gefolgert wird, desto sicherer ist die Folgerung. Ein einzelner Fall kann eine Ausnahme von der Regel sein, aus welchem dann nur ein Fehlschluß gemacht werden kann. Die Inductionen sind Schlüsse aus Erfahrungen, Verallgemeinerungen derselben; sie sind keine sinnlichen Thätigkeiten, keine Anschauungen, keine Beobachtungen, sondern logische oder Verstandes-Operationen.

Hat man nun durch verallgemeinernde Schlüsse allgemeine Wahrheiten, Axiome, Grundsätze, Gesetze, Principien durch Inductionen gefunden, so kann man sie an die Spitze stellen und von ihnen aus, von Oben herab, von ihnen als Prämissen durch Schlußreihen oder Syllogismen andere Wahrheiten ableiten. Diese Operation heißt Deduction, Deduciren. Dieses ist das strengere logische Verfahren. Durch Induciren ist man viel leichter einem Fehlschlusse ausgesetzt als beim Deduciren. Das Letztere gewährt, wenn man richtig subsumirt und die Prämissen richtig sind, vollkommene Gewißheit. Dem Deduciren geht das Induciren vorher. Beide sind Schlußoperationen; strenge Beweise erfolgen nur durch Deductionen, welche aber, wie gesagt, richtige Inductionen voraussetzen, durch welche die Axiome und Principien gefunden worden sind. Die Inductionen sind die Basis oder der Weg zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, zu wissenschaftlichen Systemen. Deduciren heißt auch demonstriren oder beweisen. Demonstrirt wird aus richtigen Definitionen, Axiomen und bereits erwiesenen Sätzen. Wo diese Elemente fehlen, da fehlt der wissenschaftliche Beweis.

Alle allgemeinen Sätze, selbst die mathematischen Axiome (Gleiches zu Gleichem giebt Gleiches — zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, sind einander gleich) sind aus der Erfahrung an einzelnen Fällen inductiv erschlossene Wahrheiten. Von sinnlichen Anschauungen geht Alles aus; von der Mannigfaltigkeit zur Einheit, von Unten nach Oben. Hat man die allgemeinen Sätze gefunden, so kann man von ihnen aus deducirend zu specielleren Wahrheiten gelangen. (Eine Ausnahme von beiden Arten allgemeiner oder erwiesener Wahrheiten machen die eigentlichen Glaubenssätze [die Dogmen], welche weder

aus Erfahrung stammen, also keine Inductionen sind, noch auch durch Deduction aus logischen Prämissen gefolgert werden; dieselben entstammen der [sogenannten] Offenbarung.)

Nach jenen kurzen Angaben wollen wir das Wesentlichste dem Leser und Denker noch in einzelnen Sätzen unter Nummern mit Erweiterungen vorführen.

1) Induciren heißt: aus einzelnen Thatsachen allgemeine Sätze, Regeln und Gesetze ableiten.

Deduciren heißt: aus Principien, allgemeinen Sätzen und Gesetzen andere Wahrheiten, untergeordnete Sätze, ableiten.

2) Dort schreitet man fort vom Bekannten zum Unbekannten, vom Einzelnen, Empirischen, zum Allgemeinen, hier steigt man vom Allgemeinen (absolut oder, wie in den meisten Fällen, relativ Allgemeinen oder Allgemeineren) zum Besonderen, Specielleren hinab. Jede dieser beiden Untersuchungs- und Lehr-Methoden geht den umgekehrten Gang der andern.

3) Mit dem Induciren (Beobachtungen, Erfahrungen, Experimenten) fängt das Kennen, Erkennen und Wissen an, mit dem Deduciren endigt oder vollendet sich die Wissenschaft.

4) Jede Wissenschaft strebt danach, deductiv zu werden, d. h. ihre Vollendung zu erreichen. So lange sie dieses Ziel nicht erreicht hat, ist sie Wissen, aber noch keine Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes.

5) Das Erkennen der gesammten Menschheit beginnt mit dem Induciren, die Inductionsmethode ist daher die geschichtliche. Sie ist zugleich die natürliche für jedes Individuum, die psychologisch-entwickelnde, die Elementarmethode.

6) Wissenschaftliche Ableitung oder Deduction kann erst stattfinden, wenn die allgemeinen Principien gefunden worden sind. So lange dieß nicht der Fall ist, kann man wohl versuchsweise aus angenommenen oder ersonnenen Prämissen und Hypothesen die Deduction versuchen; aber man gelangt dadurch nicht zu festem, erwiesenem Wissen.

7) Beginnt eine Lehre, ein Vortrag, ein Unterricht mit allgemeinen Sätzen, die auf Treu und Glauben (Autorität) von dem Lernenden angenommen werden sollen, so ist dieses

Lehren oder Anlehren ein Mittheilen, ein Octroyiren, oft Offenbaren (Offenbarung) genannt, dogmatisirende Lehrweise.

8) Die Inductionsmethode führt als elementarische Entwicklungsmethode zu naturgemäßer, geschichtlich-psychologischer Entfaltung des Geistes, sie ist die rationelle oder vernünftige Methode; die Deductionsmethode (von Anfang an geübt) behandelt den Lernenden als passives Subject, welches annehmen soll und muß, was Andere für wahr halten oder dafür ausgeben. Jene führt zur Selbstständigkeit, diese zur Abhängigkeit.

9) Jene Methode geht den langsamen, aber sicheren Weg zur Bildung, diese verfährt kürzer, aber despotisch.

Jene leitet zum wirklichen, klaren und bewußten Wissen, ermöglicht und begünstigt das selbstthätige Fortschreiten, diese gewöhnt an Nachsprechen, an passives Annehmen und erschwert das Selbstdenken oder macht es unmöglich.

Wir wollen diese Sätze auf die Unterrichtsgegenstände des Volksunterrichts anwenden.

10) Der erste Leseunterricht reiht Laut an Laut, Buchstaben an Buchstaben, sie liegen neben und außer einander, von Deduciren kann hier nicht die Rede sein, der Lehrer läßt die Laute aus der Rede und den einzelnen Worten finden. Da aus den erkannten Lauten keine allgemeinen Sätze entwickelt werden, so findet auch kein Induciren statt. Jenes kann man analytisch-heuristisches Verfahren nennen; die Hauptarbeit ist combinatorisches, von den Elementarlehrern auch synthetisches, synthetisch-combinatorisches, genannt. Der Schreibunterricht gehört zu der letzteren Art, angewandt auf die Technik des Auges und der Hand.

Der höhere Leseunterricht inducirt aus der Sprache in formeller Beziehung das rhythmische, melodische und dynamische Moment.

11) Die Grammatik oder die Kenntniß der Gesetze und Regeln der Sprache ist in naturgemäßer Weise Product der Inductionsmethode, welche, wie in jeder Wissenschaft, in die Deductionsmethode ausläuft.

12) Die elementarische Mathematik (Zahlen- und Raum-

lehre) ruht auf einfachen Inductionen, deren Producte Axiome (Grundsätze) heißen. Allgemeine Sätze, wie Gleiches zu Gleichem giebt Gleiches, das Ganze ist allen Theilen zusammen gleich u. s. w. sind nicht, wie oft behauptet worden, apriorische, sondern aposteriorische, durch practische Erfahrung erkannte Wahrheiten.

Das Zählen beginnt mit der Eins. Dieselbe existirt nicht, es giebt ein Ding (Vogel, Fisch, Mensch), aber nicht Eins, Zwei, Drei u. s. w. Die (sogenannten reinen) Zahlen sind Abstractionen. Von der Eins aus wird combinirt und in Anwendung jener Axiome deducirt. Die synthetisch-entwickelnde, deducirende Methode herrscht vor.

Die Grundvorstellungen der Geometrie werden aus anschaulicher Erfahrung, durch Abstraction und Induction gewonnen. Mit ihnen (Punkt, Linie u. s. w., die in der Wirklichkeit auch nicht existiren) verfährt man dann synthetisch, construirend, also deducirend. Abgesehen von den Urthätigkeiten des Geistes, (Anschauen, Betrachten, Erfahren, Abstrahiren, Induciren, welche allem Wissen zu Grund liegen) kann die Mathematik vorzugsweise decucirende Wissenschaft genannt werden; das analytisch-synthetische Verfahren in Arithmetik und Geometrie ist Deduction, zuerst regressiv, dann progressiv — genetisch-heuristisch.

Arithmetik und Geometrie (Mathematik überhaupt) bieten Normen oder Typen (Muster) der deductiv-strengen Wissenschaft dar. Ihre Methode macht sie zur Basis einer wissenschaftlichen Erziehung.

13) Das Naturwissen ist in seinen weiten und umfassenden Anfängen empirisches (Erfahrungs-) Wissen, Einzelwissen, dann durch Verallgemeinerung der einzelnen homogenen Fälle inductives Wissen. Gelingt das Erkennen der Urkräfte, der practischen Principien, so daß aus ihnen eine Ableitung möglich wird, so steigert sich das Wissen zur Wissenschaft, welche durch Deduction dargestellt wird.

Die Naturgeschichte (Anatomie, Physiologie der Pflanzen,

Thiere, Menschen) strebt nach diesem Ziele, hat es aber noch nicht vollständig erreicht.

Die Chemie ist von demselben noch weiter entfernt.

Die Physik ist dem Ziele nahe; ihr mathematischer Theil ist vollendete Wissenschaft.

Der Astronomie, der eigentlichen, der theoretischen und physischen, gebührt vollends dieser Ruhm. Sie war auch Jahrtausende lang Erfahrungswissen, Kepler selbst befand sich noch auf diesem Standpunkte. Durch Newton's Entdeckung der Centralkräfte wurde sie zu einer strengen Wissenschaft.*)

Es versteht sich von selbst, daß der Elementarunterricht in allen Zweigen des Naturunterrichts den inductiven Weg einschlägt, — von Anschauung und Erfahrung zum Gesetz und der in ihm herrschenden — Kraft und von dieser Erkenntniß aus durch Deduction die Erscheinungen ableitet und damit erklärt. Eine Erscheinung erklären heißt: sie aus dem erkannten Gesetze ableiten. So lange das nicht möglich ist, bewegt man sich auf dem Gebiete der Empirie, des erfahrungsmäßigen Erkennens, höchstens der Hypothesen.

Die Quellen, aus welchen wir die Kenntniß äußerer Thatsachen schöpfen, sind demnach: Beobachtung und Experiment (Erfahrung), Induction und Deduction. Ein Beweis kann aus einem oder aus mehreren dieser Operationen bestehen. Das wichtigste ist, daß die Beobachtungen weder mangelhaft, noch falsch sind**); denn die Inductionen ruhen auf den Beobachtungen, die Deductionen auf den Inductionen. Nur auf

*) Die Entdeckung einer Kraft, eines Gesetzes u. s. w. ist Anfangs immer erst eine Hypothese (eine Voraussetzung zum Versuch, Thatsachen daraus zu erklären). Selbst das Gesetz, daß die Stärke der Anziehungskraft eines Körpers von seiner Masse abhängt und im umgekehrten Quadrat der Entfernung abnimmt, war ursprünglich Hypothese, die sich dadurch bewährte, daß die Kepler'schen Gesetze deductiv aus ihr abgeleitet werden konnten. Durch Induction die Hypothese, durch sie die Deduction der Thatsachen. —

**) Daß das nicht so leicht ist, darüber nur die Erinnerung an das eine Beispiel, daß jetzt noch trotz Copernicus die Mehrzahl der Menschen glaubt, sie sähe Sonne, Mond und Sterne auf- und untergehen und in Kreisen

dem Grunde richtiger Beobachtungen sind richtige Schlußfolgerungen möglich. Nach obigen Angaben haben die Irrungen und Fehlschlüsse drei Quellen: mangelhafte Beobachtungen, fehlerhafte Verallgemeinerungen (Inductionen), falsche Schlüsse (Deductionen).

14. Das geographische Wissen ist wesentlich Erfahrungswissen, theilweise Wissen zusammenhangloser Notizen, die neben und außer einander liegen, deren Zusammenhang nicht nachgewiesen werden kann. Was in ihr Wissenschaft im weiteren Sinne des Wortes genannt werden kann, ist durch Inductionen erreicht: die in Wasser und Luft, in Vegetation und Animalisation, in Menschenkunde, Meteorologie u. s. w. erkannten Gesetze. Ein Theil derselben ist mathematisch-astronomischer Natur, gehört zur deducirbaren Wissenschaft.

15. Das geschichtliche Wissen ist zunächst Kenntniß der Thatsachen, empirisches Wissen. Gelingt es, dasselbe aus den Ursachen, den Motiven, abzuleiten, so wird es Wissenschaft. Der geschichtliche Pragmatismus ist Deduction oder die deductive Methode der Geschichte.

16. Das religiöse Wissen ist historisches, folglich empirisches Wissen. Wie die Religion sich entwickelt hat, wird aus der Geschichte der Völker und Menschheit erkannt, von den rohesten sinnlichen Anfängen aus bis zur Erkenntniß und Verehrung Gottes in Geist und Wahrheit. Das religiöse Wissen ist wie alles Wissen Product menschlicher Entwicklung. Von dem inductiven Wege aus hat man wissenschaftliche Deduction versucht. Die Religionswissenschaft (Theologie) ist aber noch unvollendet. Man hat jenen naturgemäßen Gang vielfach verlassen und von vorn herein das Deduciren aus unerforschbaren Quellen versucht. Man nennt dieses Verfahren — Offenbaren. Es ist die **Umkehrung** der (durch Induction und die dadurch mög-

---

um die Erde laufen. Eine Folgerung wird für eine Thatsache gehalten — Folge der Unwissenheit. Wie wenig kann man sich daher auf Berichte über Thatsachen, denen vorgefaßte Meinungen zu Grund liegen, verlassen! Wenn das von sinnlichen Gegenständen gilt, wie wird es erst mit den Urtheilen über abstrakte Gegenstände aussehen! —

licher Weise vermittelte Deduction) erreichbaren naturgemäß entwickelnden Methode — die Offenbarung stellt dieselbe auf den Kopf. Durch dies Verfahren läßt sich ein äußerst künstliches Gebäude*) aufführen, dem nur, da sein Bauherr von unerwiesenen, weil unbeweisbaren Sätzen ausgeht, das logische, folglich feste Fundament fehlt. Es schwebt in der Luft und, was noch schlimmer ist, es raubt dem Menschen die freie Bewegung, es bannt ein, schließt ein, mauert ein. Alle menschliche Entwicklung geht von Unten aus.

17. Die Philosophie (um dieses zum Schlusse beiläufig zu bemerken) erforscht die Grundursachen aller Dinge (nach Arthur Schopenhauer**) aus vierfacher Wurzel: Grund des Werdens, Grund des Erkennens, Grund des Seins, Grund des Motivs) und macht den Versuch, aus denselben sämmtliche Erscheinungen und Thatsachen der äußeren und inneren Welt zu erklären. Die Existenz verschiedener philosophischen Systeme zeigt offenbar, daß der Versuch noch nicht vollständig gelungen, die Philosophie noch nicht zu einer festen Wissenschaft geworden ist. Einige Zweige derselben haben bereits eine vollkommenere Ausbildung erlangt als andere. Zu jenen gehört die Psychologie, die, wie alle Wissenschaften, auf Erfahrung ruht, durch deren rationelle Betrachtung der Forscher zu Grundkräften gelangt, aus deren Wesenheit und Thätigkeit er die psychischen Erscheinungen zu erklären versucht (durch Induction zu Deduction). Beneke's Forschung z. B. ist zu drei Grundkräften gelangt, aus welchen er das Leben der Seele construirt. Bis jetzt hat noch Keiner einfachere Elemente oder (factitiv) Momente gefunden, durch welche sich die unendliche Mannigfaltigkeit der Aeußerungen und Thätigkeiten erklären ließe. —

*) Z. B. Materne's Religionsschriften.

**) Nach diesem tiefsinnigen Forscher giebt es nämlich eine vierfache Nothwendigkeit: a) die physische, nach dem Gesetz der Causalität, die Ursache erzeugt die Wirkung; b) die logische, die Prämissen fordern die Conclusion; c) die mathematische, jeder geometrische oder arithmetische Lehrsatz ist unwiderleglich; d) der moralische, das Motiv erzeugt die Handlung. Schopenhauer, über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Frankfurt a. M. 1847.

Anmerkung. Die Pädagogen des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts (Salzmann, Campe, Trapp, v. Rochow, Pestalozzi u. A.) suchten die religiös-sittlichen Grundsätze an die Empfindungen und Gefühle in der Kindesseele anzuknüpfen und aus denselben zu entwickeln. Die Machthaber und Lehrer der neuesten Aera verwerfen bekanntlich diesen Weg. Nach ihnen soll der Schüler die Religion empfangen, sie beschreiten daher den Weg der Offenbarung. Ich brauche nicht mehr zu sagen, daß ich die Weise der älteren Männer für den richtigeren halte, daß ich in der Verfahrungsart der Jüngsten kein Heil erblicke — weder für die Jugend, noch für das Volk. Ueber die Angelegenheit im Ganzen und Großen will ich das Urtheil eines Mannes mittheilen, der sich durch sein (leider nicht vollendetes) Werk als einen der gründlichsten Kenner der Geschichte und einen der tiefsten psychologischen Forscher erwiesen hat.

Buckle sagt in seiner „Geschichte der Civilisation in England“ (in der Uebersetzung von Ruge):

„Die wissenschaftliche Methode, welche hier und da, z. B. in Schottland unter den Gelehrten, namentlich den Theologen, geherrscht hat, war der Verbreitung der Kenntnisse und der Bildung unter dem Volke durchaus nicht günstig.“

„Von den beiden Untersuchungsarten oder Methoden, welche bisher mit einander um die Herrschaft auf dem Gebiete der Wissenschaft gestritten haben, geht die inductive von einzelnen, durch sinnliche Wahrnehmung festzustellenden Thatsachen der Erfahrung aus, während die entgegengesetzte deductive zur Erklärung der Erscheinungen der Natur und des Geisteslebens gewisse Gesetze oder Principien zu Grunde legt, die sie, unbekümmert um die Hülfe der äußeren Erfahrung, unmittelbar aus dem Bewußtsein selbst schöpfen zu können glaubt.“

Buckle erweiset, daß eine dieser Methoden, die nach seiner Ansicht einer gegenseitigen Ergänzung bedürfen, um die Aufgabe der Erkenntniß zu lösen, nämlich die deductive allein die Fragen der religiösen Erkenntniß zu beantworten nicht im Stande sei. Durch die ausschließliche Theilnahme, welche die Lehren der Theologen während des 16. und 17. Jahrhunderts

in Schottland für sich in Anspruch genommen hatten, war die Anwendung der deductiven Methode nach B.'s Ansicht dem Geiste des Schottischen Volkes so sehr zur anderen Natur geworden, daß auch die Gelehrten, die im 18. Jahrhundert das wissenschaftliche Interesse an die Stelle des theologischen setzten und in ihren Resultaten den schroffsten Gegensatz zu den Lehren des kirchlichen Glaubens bildeten, sich von dieser Methode nicht losmachen konnten.

„Ueberall, sagt er, wo diese deductive Methode der Forschung vorherrschte, sind die Kenntnisse zwar oft vermehrt und aufgehäuft worden, aber niemals zu einer weiten Verbreitung gelangt; wo hingegen die inductive Methode vorgeherrscht hat, ist die Verbreitung des Wissens immer bedeutend oder jedenfalls ohne Vergleich größer gewesen als da, wo die deductive herrschte. Wenn in irgend einer civilisirten Nation zwei Männer von gleicher Begabung mit einer neuen Lehre auftreten und der Eine sie aus Gedanken oder allgemeinen Principien ableitet, der Andere sie mit Hülfe besonderer und sichtbarer Thatsachen vertheidigt, so leidet es keinen Zweifel, daß unter übrigens gleichen Umständen der Letztere die meisten Anhänger gewinnen würde. Denn Thatsachen scheinen Jedem einzuleuchten und sind unwiderleglich, Principien aber liegen nicht so auf der Hand, werden oft bestritten und haben für die, denen sie unzugänglich sind, den Schein der Unwirklichkeit und des Nebelhaften, wodurch ihr Einfluß geschwächt wird. Die inductive Methode, die den Thatsachen den ersten Platz einräumt, ist deshalb wesentlich populär, bringt durch größere Zustimmung einen entschiedeneren Erfolg hervor und gewinnt auf die Gestaltung des Nationalcharakters und den Verlauf nationaler Angelegenheiten einen stärkeren Einfluß. Daher ist die Einführung der modernen inductiven Philosophie mit ihren mannigfaltigen, anziehenden Experimenten, mit ihren materiellen Anwendungen und ihrer beständigen Berufung auf die sinnliche Anschauung mit dem Erwachen des öffentlichen Geistes und der Liebe zur Freiheit verbunden.

Dagegen hat die Schottische Literatur des 18. Jahrhun-

derts, die vorzugsweise deductiv verfuhr, bei all ihrem Glanz, all ihrer Gewalt und all ihren herrlichen Entdeckungen einen geringen oder gar keinen Eindruck auf die Nation im Großen gemacht. Obschon diese Literatur durch ihren kühnen, neuerungssüchtigen Charakter besonders dazu geeignet schien, alte Vorurtheile zu stören und einen Geist der Forschung aufzustacheln, so war doch ihre Methode zu vornehm für den gemeinen Verstand, und darum hat die Schottische Philosophie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ebenso wie die Griechische Philosophie im Alterthum und die Deutsche am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, keinen nationalen Einfluß gehabt."

Widerlege das, wer es vermag! Was nun vor einem oder mehreren Jahrhunderten für Schottland, wo noch so viel Aberglauben herrscht, nicht mehr passend war, sollte sich das, d. h. die bezeichnete Art und Weise, für Völker, die in der Cultur so weit vorgeschritten sind, noch eignen? —

Ist es nach allem bisher Gesagten einleuchtend, daß das Nachdenken über die Methode des Forschens und Lehrens für eine wichtige Angelegenheit, für ein unerlaßliches Studium jedes Lehrers erklärt werden muß? Und ist es demnach zu begreifen, daß man es für verständig erachtet, sogenannte „wissenschaftliche Lehrer" ohne jede Anleitung zu diesem Studium in die Schule eintreten zu lassen, und Personen, welche nicht zu den Sach- und Fachkundigen gehören und oft von der Methode nicht die Probe verstehen, die Aufsicht über den Volksunterricht und deren Lehrer anvertraut? —

A. D.

VI.

Die Organisation des Volksschulwesens.

So verschieden und mannigfaltig die Nationen und ihre Verfassungen sind, so mannigfaltig und verschieden sind auch die Einrichtungen ihrer Schulen. Jedermann wird das für natürlich erklären. Die Verschiedenheit der Lebenszustände bedingt die Verschiedenheit der Anstalten für Bildung und Cultur.

In den Staaten der nordamerikanischen Union hängt, wie in England, die Errrichtung der Volksschulen und ihre Gestaltung von der Thätigkeit der Privatgesellschaften und einzelnen Communen ab, die Regierungsbehörden der verschiedenen Staaten bewilligen höchstens Zuschüsse. Die Gemeinden oder Privatgesellschaften sind die Herrn der Schulen; an einen allgemeinen Organisationsplan wird nicht gedacht.

In Spanien ist das Volksschulwesen, von dem wir nur reden, in den Händen des katholischen Clerus. Dasselbe gilt von dem Territorium Sr. Heiligkeit des Papstes. In den Staaten des frei gewordenen Italiens geht der Impuls von der weltlichen Regierung aus. In Frankreich finden wir ein von der Centralisation, d. h. von dem einem obersten Unterrichtsrathe dirigirtes Staatsschulwesen. Die Gemeinden geben zwar die Mittel zur Erhaltung der Schulen und für die Lehrerbildung in den einzelnen Departements her; aber die innere Einrichtung der Anstalten hängt ganz von den Vorschriften des

kaiserlichen Unterrichtsrathes ab, dieselben gelten in uniformirender Weise von allen Schulen derselben Kategorie. Dasselbe gilt von den Absichten der kaiserlichen Regierung in Rußland. Die geistige Cultur geht in einem bis dahin rohen Volke naturgemäß von der Einsicht der Regierung aus.

In Deutschland fehlt es zwar, so wenig wie in der Schweiz und in Holland, an Mannigfaltigkeit der Einrichtungen, aber darin herrscht Einheit, daß die Regierungen das Schulwesen überall in die Hand genommen haben. Das Preußische Landrecht erklärt die Schulen für „Veranstaltungen des Staats." So ist es überall. Das heißt nicht: der Staat errichtet und erhält die Schulen mit seinen Geldmitteln, vielmehr ist Solches die Pflicht der Städte und Dörfer in großer Mannigfaltigkeit der Einrichtungen, sondern es heißt: die Staatsbehörde decretirt die Art der Schule, den Lehrplan und die Beaufsichtigung. Eigenthümer der Schulen sind die sogenannten „Schulsocietäten," aber der eigentliche, über sie verfügende Herr ist der Staat. Hier und da hat die Kirche, namentlich die katholische, Antheil an der Regierung der Schulen und der Besetzung der Schulstellen. In letzterer Beziehung herrscht wieder eine große Verschiedenheit. Entweder besetzen die Regierungen die Aemter, oder die Communen (in Städten die Magistrate, auf dem Lande die Kirchen- und Schulvorstände oder sämmtliche Interessenten) erwählen die Lehrer, und die betreffende Regierung bestätigt; hier und da existirt auch noch das Recht der Patrone u. s. w. Neben diesen öffentlichen Schulen bestehen auch Privatschulen verschiedenen Calibers, indem sie entweder von Privatgesellschaften mit Genehmigung der betreffenden Behörden errichtet werden, oder diese ertheilen Schulmännern die Concession, Schulen auf ihre Kosten, jedoch unter amtlicher Beaufsichtigung, zu errichten.

Wir haben öffentliche und Privatschulen, die, je nachdem, entweder bloß die Kinder geschlossener Vereine, oder auch die Kinder des großen Publikums aufnehmen — diese Schulen sind entweder kirchlich-confessionelle Schulen, die jedoch auch von Kindern anderer Confessionen besucht werden können, oder

Simultanschulen für die Kinder aller Confessionen einer Gemeinde mit getrenntem Religionsunterricht der Confessionen. Die Kinder jüdischer Eltern besuchen entweder eigene jüdische Schulen, oder christliche, indem den Eltern die Sorge für den Religionsunterricht überlassen bleibt, dessen Ertheilung jedoch von den Behörden verlangt wird. Die jüdischen Religionslehrer werden in der Regel noch nicht, auch da nicht, wo den Juden alle bürgerlichen Rechte eingeräumt sind, in das Lehrercollegium aufgenommen.

Diese Bemerkungen machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie sollen nur die große Verschiedenheit der Stellung der Volksschulen in Deutschland veranschaulichen.

Das neuerdings erwachte Bestreben, die Staatseinrichtungen zu organisiren, hat auch den Gedanken einer vollständigen Organisation der Volksschulen angeregt. Die Lehrer selbst haben dieses Bedürfniß lange gefühlt und die Befriedigung desselben beantragt; jetzt kommt ihren Wünschen jenes allgemeinere Streben zu Hülfe. Rechtlos konnte man bisher die Stellung der Schule und Lehrer nicht nennen; aber diese Stellung schwankte zwischen Familie, Gemeinde, Kirche und Staat hin und her. So konnte es nicht bleiben.

Es entstand daher die Frage nach der richtigen, ihrem Zweck entsprechenden Stellung und Einrichtung, Gesetzgebung und Verwaltung.

Noch ist diese Frage in den meisten Staaten nicht beantwortet, die Aufgabe nicht gelöſ't; aber sie ist aufgeworfen, und dieser Umstand verbürgt ihre Lösung. Das Herzogthum Gotha ist damit vorgegangen, im Großherzogthum Baden ist, unter preiswürdiger Zuziehung praktischer Lehrer, die Vorbereitung dazu beendigt, in Preußen erwartet man seit zwölf Jahren auf die Vorlegung des in der Verfassung verheißenen Unterrichtsgesetzes.

Wir haben es nicht mit der praktischen Durchführung, sondern mit der Theorie zu thun. Uns beschäftigt jene Frage: wie könnten wir anders?

Darum wollen wir hier auf das über dieselbe erschienene

ausführlichste Werk näher eingehen, einmal, um eine in der genannten Beziehung consequent durchgeführte, den meisten Lehrern wohl noch nicht bekannte Ansicht darzulegen, dann, um überhaupt über den unleugbar wichtigen Gegenstand unter den Lehrern mehr Aufklärung zu verbreiten.

Das in's Auge gefaßte Werk heißt:

„Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Beiträge zur Theorie des Schulwesens von F. W. Dörpfeld, Hauptlehrer an der lutherischen Schule zu Wupperfeld in Barmen (Herausgeber des evangelischen Schulblattes). Gütersloh 1863, Verlag von Bertelsmann. (346. S. gr. 8.)

Die Mittheilung des Gedankenganges des Verfassers ist unsere nächste Aufgabe.

1. Das Princip.

Die nächste, innigste und stärkste Verwandtschaft besteht zwischen der Schule und der Familie.

Die Schule soll daher möglichst enge mit der Familie verbunden und möglichst in ihrem Geiste und in ihrer Art eingerichtet und geleitet werden. Dadurch ist der Schule die Volksthümlichkeit und Naturwüchsigkeit gesichert.

Nicht zur Kirche, nicht zum Staate, nicht zu den socialbürgerlichen Genossenschaften steht die Schule in gleich naher Verwandtschaft.

Was in diesen drei Kreisen auseinander liegt, bildet in der Familie ein einheitliches Ganze.

So weit die Familie für das Wohl der Kinder zu sorgen hat, so weit reicht ihr Interesse und ihre Anforderung an die Schule, welche an Stelle der Familie eine Pflicht derselben, den Unterricht im Dienste der Erziehung und Bildung der Kinder, übernimmt.

Die Familie ist die für alle Zeiten und Culturzustände von Gott gegründete Normal-Erziehungsanstalt für die Jugend, nach deren Muster sich alle Schulen und Anstalten, die für allgemeine Bildung errichtet sind, richten sollen.

Auch für Pestalozzi war die Familie das Centrum aller Erziehung.

Das Wesen und der Charakter einer erziehenden Familie giebt daher die Norm für die Gestaltung und den Charakter einer erziehenden Schule ab. Dieses ist das Princip für die Organisation der Volksschule.

2. Folgerungeu aus dem Princip.

Die Schule ist keine Genossenschaft, sondern ein Institut und zwar ein abhängiges, dienendes. Sie hat Verbindlichkeiten gegen die Familie, die Kirche, das social-bürgerliche Leben und den Staat. Von diesen Gemeinschaften empfängt sie Dasein, Einrichtung und Aufgabe. Der Lehrer ist Schuldiener, nicht Schulherr. Das Interesse der Familie an der Schule ist das überwiegende. Es ist allseitig, das der übrigen Theilnehmer nur einseitig.

Das Interesse der Kirche wie der Erziehung verlangt kirchliche Confessionsschulen. Confessionslose Schulen (wie in Holland) wäre für deutsche Lande ein schrecklicheres Unglück als Pest und schwarzer Tod. Eine Familie und eine Schule ohne kirchliches Bekenntniß ist wie ein Mensch ohne Charakter.

Eine von der politischen Macht, dem Staate, ausgehende Schulordnung muß sich, soll sie in allen Theilen eines ausgedehnten Staates passen, auf allgemeine Bestimmungen beschränken; sie muß das Centralisationssystem vermeiden, ebenso das tödtende Uniformiren. Die Preußischen Regulative haben einen mächtigen Fortschritt in der Centralisation der Schulverwaltung und in der Uniformirung der Schulen angebahnt. Pädagogik und Politik haben nichts mit einander zu schaffen. Ein Staatsmann hat das Recht, mit den Kirchen- und Schulmännern über ihre Betheiligung an politischen Bestrebungen hart zu rechten.

Eine enge Verbindung des Schulwesens mit dem Staate führt die Gefahr herbei, daß mit dem Wechsel des Staatsregiments auch ein Wechsel im Schulregiment eintritt. Ein praktisches Beispiel dazu liefert das Preußische Schulregiment

vor und nach der „neuen Aera.“ Wie mag die Schule mit ihren Dienern und Interessenten zu einer Schulleitung Vertrauen fassen, die mit dem wechselnden oder stabilen politischen System gehen und stehen muß? Eine Parteiregierung wird die Schule nach ihren Absichten und Tendenzen zu dirigiren bemüht sein. (Die Schweiz liefert dazu die klarsten Beispiele.)

Die Vermischung der Pädagogik mit Politik und Theologie ist unnatürlich und verderblich.

Das auf Stille angewiesene Schulwesen darf nicht von Parteien hin- und hergezerrt werden. Der übermäßig centralisirte Staat, zumal ein solcher, welcher auch die Kirche regieren will, gleicht einem Menschen, der an Blutandrang nach dem Kopfe leidet, der Kopf ist heiß, Hände und Füße sind kalt — ein gefährlicher Zustand.

Summa: Die Volksschule darf den Familiencharakter nicht verleugnen; derselbe muß sich ausprägen im ganzen Schulleben, besonders in der Schularbeit — in der Einrichtung der einzelnen Anstalt — in der Verfassung oder Organisation.

Am nächsten kommt diesen Forderungen (nach der Ansicht des Verfassers) das Schulwesen der altbergischen Lande.

Die dortige, nicht mit der kirchlichen und nicht mit der bürgerlichen Gemeinde zusammenfallende Schulgemeinde wählt den Lehrer durch ein Wahlcollegium, beaufsichtigt ihn durch den Schulvorstand, dessen Präses der Pfarrer ist, und hilft zur Unterhaltung der Schule durch Schulgeld und freie Beiträge.

An mehrklassigen Schulen ist der Hauptlehrer für das Ganze verantwortlich; die unverheiratheten Hülfslehrer wohnen und leben in seiner Familie, bilden mit ihr eine Hausgenossenschaft. Der Hauptlehrer präsentirt die Hülfslehrer, der Schulvorstand bestätigt oder verwirft dieselben.

Die Geschlechter sind familienartig in den Schulen vereinigt.

Die bürgerliche Gemeinde beschafft das Schulhaus, die Utensilien, die Lehrmittel, zahlt an den Hauptlehrer ein festes Normalgehalt (66⅔ Thaler) als Beitrag zu seinem Einkommen, an die Hülfslehrer das volle Baargehalt.

In dieser Einrichtung tritt die Familienhaftigkeit der Schule hervor. —

3. Beleuchtung der (3) bisherigen Schulverfassungs-Systeme.

Es sind wesentlich die Fragen zu beantworten:

Welches ist die wahre Schulgemeinde?

Wohin ist die Spitze des Schulregiments zu legen?

Das öffentliche Schulwesen wird in Deutschland mit Recht dem Privatschulwesen vorgezogen. Eine Privatschule scheint zwar dem Familiencharakter am nächsten zu stehen; aber eine Schule muß von einer Gemeinde getragen werden.

Das Recht, Privatschulen zu gründen, darf natürlich nicht bestritten werden; aber es bleibt dabei, eine Bildungsanstalt kann ihre volle Aufgabe ohne eine Erziehungsgemeinde nicht erfüllen. Dieselbe erheischt eine die Aufsicht der Eltern und Lehrer und die Unterstützung durch die Polizeibehörde erweiternde öffentliche Sittenaufsicht, eine autorisirte Sittenzucht, durch die Vereinigung der Familie, der Kirche und der Obrigkeit.

Soll nun nach diesen Grundsätzen die ächte Schulgenossenschaft durch den Staat, oder durch die Kirche, oder durch die Gemeinschaft beider hergestellt werden? Die bisher bei uns bestandene Regel war die:

Oberster Schulherr ist der Staat, die Gemeinden unterhalten die Schule (mit und ohne Schulgeld), der Staat erläßt die Gesetze (mit und ohne Mitwirkung der kirchlichen Oberen), der Staat bildet die Lehrer, der Staat überträgt die Beaufsichtigung der Schulen den Geistlichen, welche in dieser Beziehung als weltliche Beamte fungiren.

Dieses weltlich-geistliche Schulregiment (die staatskirchliche Scholarchie), in welchem derjenige, von dessen Einsicht und Thätigkeit zuletzt Alles abhängt, d. h. der Lehrer, nicht zum Worte zugelassen wird, ist überhaupt verwerflich, paßt aber besonders nicht mehr für die gegenwärtigen Verhältnisse — aus

allgemein bekannten Gründen, es ist nicht mehr zu halten. Die Einführung eines reinen Staatsschulwesens, wie es 1848 von verschiedenen Seiten beantragt wurde, wäre noch schlimmer; ein reines Kirchenschulwesen wäre zwar weniger schlimm, genügt aber auch nicht, es führt sofort die Gefahr der Einseitigkeit herbei. Die drei bisher befolgten Schulverfassungs-Systeme sind demnach zu verwerfen. Wie nun? Antwort: Familien bilden eine freie Schulgenossenschaft, eine Schulgemeinde, eine Confessionsschule. Eine Simultanschule ist die Ausführung der corruptesten aller Ideen, ein wahres „Wolkenkuckucksheim", sie kann nur als Nothschule zugelassen werden.

4. Organisation der Schulgenossenschaften.

Eine freie Local-Schulgemeinde hat dreierlei Functionen durch drei Organe zu üben:

Beaufsichtigung der Schule durch den Schulvorstand;

Wahl des Lehrers durch ein Wahlcollegium;

Unterhaltung der Schule durch eine Schulrepräsentation.

Die Mitgliedschaft des Lehrers im Schulvorstand verlangt das ganze Deutschland.

Der Schulvorstand wird daher zusammengesetzt aus dem Pfarrer als Präses, zwei Familienvätern durch Wahl und dem Lehrer (Hauptlehrer).

Die Unterrichtstechnik geht ihn nichts an, diese ist Sache des Kreisschulinspectors. Die Geschäfte des Schulvorstandes werden unter die Mitglieder vertheilt; die Sittenaufsicht ist Angelegenheit aller.

Das Wahlcollegium wird zusammengesetzt:

aus den jetzigen und früheren Gliedern des Schulvorstandes;

aus den jetzigen und früheren Gliedern des Presbyteriums (Kirchenvorstandes);

aus dem Bürgermeister der bürgerlichen Gemeinde.

Zur Schulrepräsentation würden gehören:
sämmtliche Mitglieder des Wahlcollegiums;
die Repräsentanten der Kirchengemeinde, die im Schulbezirk wohnen;
die Mitglieder des bürgerlichen Gemeinderathes, welche zur Schulgemeinde gehören.

Vortheile dieses Planes: Anschluß an das Bestehende (conservativer Charakter) — enge Verbindung der Schule mit der Kirche — Beseitigung der Urwahlen — Sicherung der Würde des Gemeindedienstes — Hebung der Bedeutsamkeit der Schule und der Thätigkeit des Lehrers.*)

5. Weitere Entwickelung der Organisation.

Die Local-Schulgemeinden erweitern sich zu Gesammt-Schulgemeinden, diese zu Kreis- und weiter zu Provincial-Schulgemeinden.

Die Local-Schulgemeinden, welche in einem Communalverbande (z. B. in einer Stadt, in einer Bürgermeisterei) liegen, vereinigen sich zu einer Gemeinschaft zur Sicherung ihrer ge-

*) Der Verfasser entwirft eine Schilderung der Feierlichkeiten, die bei der Einholung und Einführung eines selbstgewählten Lehrers in den Bergischen Landen stattfinden. Dieses Symptom verdient die ernsteste Würdigung, es gestattet sichere Rückschlüsse und Vergleiche, letzteres z. B. mit jenem schlesischen Dorfe, in welches der neue Lehrer mit einem Schubkarren, der seine Habseligkeiten trug, seinen Einzug hielt — 1863! Ein noch stärkeres Stück hat in den alten preußischen Provinzen in der neuesten Zeit ein mir bekannter Lehrer erleben müssen. Der Mann war kein lumen mundi, aber ein gewissenhafter, redlicher, treuer Mann, der das Seinige nach Kräften that und vollbrachte — 52 Jahre in demselben Dorfe. Männer, Kinder und Kindeskinder hatten also von ihm ihre Schulbildung empfangen. Endlich pensionirt entschließt er sich, seine letzten Tage bei einem entfernten Sohne zuzubringen. Der Tag der Abreise ist da, der Wagen steht vor der Thür. Wer war da und wer drückte dem bewegten Greise bei dem Abschiede die Hand?

Der pastor loci und dessen Frau. Außer diesen beiden nicht eine Seele. Niemand zeigte sich, kein Dank, kein Abschied, Nichts. Da lobe ich mir denn doch das Rheinland, wo die Bewohner nicht bloß der Städte,

meinsamen Zwecke, namentlich der Schulunterhaltung und der Sittenpolizei. Zur Erreichung dieser Zwecke gehört eine gemeinsame Repräsentation und ein Erziehungsrath.

Der Kern des Ganzen: die naturgemäße, zweckentsprechende Verwaltung und Leitung des Volksschulwesens gehört weder dem Staate, noch der Kirche, noch den bürgerlichen (gemeindlichen, gewerblichen ꝛc.) Genossenschaften, sondern den durch die Familien gebildeten freien, confessionellen Genossenschaften. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht wird nicht durch die Geschichte geführt (dieselbe kennt rein-kirchliche und rein-staatliche Schulen), sondern durch die Erkenntniß des wahren Charakters der allgemein-bildenden Volksschule. Wer Stifter einer solchen ist, dieser Umstand kann über ihr Wesen nicht entscheiden. (Der Papst kann eine Kadettenanstalt errichten ꝛc.) Die Schulgemeinde ist Schulgemeinde, weder eine kirchliche, noch eine bürgerliche, noch eine politische; sie hat, ungeachtet ihrer Beziehung zu diesen, ihren eigenen Charakter; sie verfolgt nicht bloß kirchliche, sondern noch andere Zwecke. Die Volksschule gehört weder der Hierarchie, noch der Büreaukratie, sondern den Schulgenossenschaften.

Die Regelung des Schulwesens im Allgemeinen erfolgt durch ein allgemeines Landesgesetz. Die Hauptartikel desselben sind die folgenden:

1) Die Sorge für die allgemeine (nicht Fach-) Bildung ist Sache der Schulgenossenschaften.

2) Dieselben verwalten unter Oberaufsicht des Staats ihre Angelegenheiten selbst.

3) Sie scheiden sich nach den Confessionen, stehen auf dem Boden der Kirche und gliedern sich in Local-, Kreis- und Provinzgemeinden.

---

sondern jedes Dorfes den Lehrer festlich einholen und ihn, wenn er eine andere Stelle bezieht, festlich begleiten — eine Folge der Schätzung des Unterrichts, der fortgeschrittenen Bildung und des freien Wahlrechts. Ein halbes Säculum rechtschaffener Thätigkeit und — nicht einmal ein Wort des Dankes! Da könnte man sich wohl versucht fühlen, „das Gebet Börne's“ zu sprechen! —

4) Die Organisation derselben wird durch besondere Gesetze bestimmt.

Hiermit schließe ich die Mittheilungen aus dem Werke des Herrn Dörpfeld.

Nach den dargelegten Grundsätzen läßt sich ein vollkommener, Alles umfassender Organisationsplan über die Stellung der Schule entwerfen. Er thut dieses selbst, in viel umfassenderem Sinne, als es nach den Vordersätzen erwartet oder gefordert werden konnte. Wir müssen auf das Buch selbst hinweisen, und haben darüber zu sagen: Es ist das gründlichste, vollständigste Werk über die Schulorganisationsfrage, welches bis jetzt erschienen ist — ein Werk aus einem Princip, einem Gusse — es verbreitet sich über alle Zweige des Schulwesens, bis hinauf zur Universität — es enthält nebenbei eine Menge beachtenswerther Ansichten und Rücksichten, Summa: es ist ein Werk von hoher Bedeutung, das von Keinem, der über Schuleinrichtung und Schulgesetzgebung seine Stimme abgeben will, übersehen werden darf. Für die Lehrer zumal ist es ein Werk tiefer Ueberlegung und ernsten Studiums. Eine oberflächliche Ansicht desselben wird ihnen die Ueberzeugung einflößen, daß es keine leichte Sache ist, endgültige Bestimmungen über die zeitgemäße Einrichtung des Schulwesens zu treffen, und wird sie abhalten, über die ihrer Meinung entgegensetzten Ansichten kurz summarisch und dictatorisch abzusprechen.

Dem Pädagogischen Jahrbuche liegt nichts ferner als solcher Uebermuth; aber es darf auch hier die Ansichten seines Herausgebers aussprechen. Es kann dieses in der Kürze geschehen, da dieselben schon mehrfach dargelegt worden sind.

1) Dem Princip, daß die Familie (die Eltern) die oberste Pflicht und somit das oberste Recht haben, über die Art der Erziehung ihrer Kinder und folglich über deren Unterweisung und Erziehung durch die Schule als einer Hülfsanstalt ihrer pflichtmäßigen Thätigkeit zu entscheiden, stimme ich unbedenklich und unbedingt bei.

2) Eine Folge dieser Anerkennung ist die Bildung freier

Schulgenossenschaften, selbstständiger Schulgemeinden, des Rechts, über die Art ihrer Schule, die Einrichtung derselben, die Wahl der Lehrer u. s. w. zu verfügen. Es ist dieses ein Zweig der freien Selbstbestimmung (Autonomie) der Gemeinden über ihre Angelegenheiten, ein Bestreben und eine Forderung der Zeit, welche nach allen Richtungen hin zu begünstigen ist.

3) Die Kirchen oder die religiösen Gesellschaften streben nach derselben Selbstständigkeit, nach der Befreiung von der Direction durch die Staatsgewalt. Die Preußische Verfassung garantirt ihnen diese Selbstständigkeit, Selbstregierung und Selbstverwaltung, die Gewissens- und Religionsfreiheit überhaupt.

4) Eine unabwendbare weil natürliche Folge dieser Realität und ein unabweisliches Bedürfniß der Gegenwart ist die Freiheit in der Bildung religiöser Genossenschaften nach der freien Ueberzeugung ihrer Angehörigen, die Sectenfreiheit.

5) Die Anwendung und der Gebrauch des obersten Princips läßt es nicht zu, ihnen Gesetze und Regeln in Betreff der religiösen Erziehung ihrer Kinder, sei es in der Familie oder in der Schule, vorzuschreiben.

Der Grundsatz oder gar der Befehl, daß jede Schule einer Genossenschaft einen kirchlich-confessionellen Charakter haben solle und müsse, wird dadurch null und nichtig. Einer jeden muß es überlassen werden, über den religiösen Charakter ihrer Schule zu entscheiden: confessionell oder nicht-confessionell, Confessions- oder Silmultanschule, so oder so oder auch anders, kurz nach der maßgebenden uns freien Bestimmug der Genossenschaft. Der Verfasser der „freien Schulgemeinde" ist in der unbedingten Forderung der Confessionsschulen seinem Princip untreu geworden. Beschränkung der Freiheit, namentlich in einem so wichtigen Zweige, ist Aufhebung der Freiheit.

6) Die freie Schulgenossenschaft kann zusammenfallen, identisch oder congruent sein mit einer kirchlich-confessionellen Gemeinde, oder mit einer bürgerlichen und politischen. Auf Uniformität der Schulen hinzielende Bestimmungen — absehend von confessionellen oder nicht-confessionellen Sympathien, von landschaftlichen Unterschieden, von der Verschiedenheit in Stadt

und Land u. s. w. — bringt der freien Bewegung und der fortschreitenden Entwickelung den Tod. Freie Selbstbestimmung in jeder Beziehung, unter der Garantie und Oberaufsicht des Staats in Handhabung der unter Theilnahme des Volks gegebenen Gesetze, ist das Losungswort der Zeit.

7) Unter dieser Garantie, Aufsicht und Oberleitung des Schulwesens durch die Staatsgewalt ist wesentlich zu verstehen: der Erlaß eines, die allgemeinen Ziele und Normen für das Schulwesen feststellenden Gesetzes — die Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen durch Sach- und Fachkundige — die Sicherung der Fortschritte auf dem Boden der pädagogischen Wissenschaft, der Theorie und Praxis, des Fortschritts in der Bildung und Cultur des Volks.

8) Die Forderung der Schulleitung durch Sach- und Fachkundige enthält die Ausschließung kirchlicher wie anderer nichtfachkundigen Behörden, enthält die Leitung der innern Thätigkeit der Schulen und für dieselben in den Schulsynoden und Lehrerconferenzen wie in den Localschulvorständen durch Schulmänner. Die Mitgliedschaft der Lehrer in den Schulvorständen versteht sich von selbst. —

9) Das von Dörpfeld vertheidigte Familienprincip hat nothwendig das Decentralisationsprincip zur Folge. Räumt man den Familien und den durch sie gebildeten Schulgenossenschaften das Recht ein, innerhalb der mit Recht sehr allgemein zu haltenden Bestimmungen über die Schuleinrichtungen selbstständig und selbstthätig zu Werke zu gehen, so entsteht in der allgemeinen Einheit eine Mannigfaltigkeit von Bildungen, welche das stramme Centralisiren ausschließt. Niemand wird verkennen, daß dieses Recht mit dem Streben nach Selbstständigkeit und Selbstregierung (Autonomie) der Gemeinden in ihren Angelegenheiten harmonirt, auch nicht verkennen, daß es mit dem deutschen Charakter in Einklang steht. Der deutsche Mann will sich denkend und handelnd frei bewegen, frei entwickeln; nichts ist ihm mehr zuwider als Unterschiedslosigkeit und Einerleiheit. Wer das nicht begreift, hat für die Absonderung der deutschen Stämme von einander, die freilich leider

in antagonistischen Separatismus ausschlagen kann, gar kein Verständniß. Der französische Charakter verträgt die Centralisation der Gewalten und ihre Einwirkung aus einem Mittelpunkte bis in die entlegensten Weiler hinein; dem Deutschen ist diese Omnipotenz des Staats und diese Allregiererei unerträglich. Das Familienprincip in Schul- und Erziehungsangelegenheiten kommt diesem Grundtypus des deutschen Wesens fördernd entgegen. —

Einer mehreren Aufstellung von Grundsätzen bedarf es zu einem Einblick in unsere Auffassung der Schulorganisation in wesentlichen Gesichtspunkten nicht. Ich schließe damit diesen Artikel, weise aber nochmals auf die ausgezeichnete, reichhaltige Arbeit Dörpfeld's hin.

A. D.

VII.

Abrechnung über die pädagogische Thätigkeit auf dem Gebiete der Volksschule und die Bestimmungen über dieselben in der jüngstvergangenen Zeit.

Pädagogischer Jahresbericht für die Volksschullehrer Deutschlands und der Schweiz. Im Verein mit Bartholomäi, Gräfe, Hentschel, Hopf, Kellner, Lion, Prange, Schlegel und Schulze bearbeitet und herausgegeben von A. Lüben, Seminardirector in Bremen. Fünfzehnter Band. Leipzig 1863, Brandstetter. (623 S. gr. 8. 2⅔ Thlr.)

Den Pädagogischen Jahresbericht der letzten Jahre habe ich in den Rheinischen Blättern nicht angezeigt, weil ich denselben als hinlänglich bekannt erachtete. Von Zeit zu Zeit muß aber doch wieder auf ihn hingewiesen werden, weil man aus ihm erkennt, welche Stunde die Uhr der pädagogischen Literatur des Volksschulwesens anzeigt.

Die Bearbeitung des Jahresberichts ist ein verdienstliches Werk, ein großes Werk. Ein Mann kann dasselbe nicht übernehmen, es gehören mehrere Arbeiter dazu, solche, die den einzelnen Fächern gewachsen sind. In den Volksschullehrern ist die Neigung zu so schwieriger Arbeit vorhanden; sie sind in dieser Beziehung den Lehrern anderer Kategorien voraus — eine schöne Folge ihrer Hingabe an ihren Beruf, ihrer Vertiefung in denselben, ihrer Begierde zum Fortschritt in

Erforschung und Erkenntniß der Didactik und Methodik. Sie lassen sich durch verachtende Blicke auf ihre angebliche Neuerungs- und Methodensucht nicht schrecken. „Vorwärts“ ist ihr Losungswort wie das aller strebenden Klassen der Nation. Thun wir einige Blicke in den vorliegenden fünfzehnten Band!

Er ist sehr dickleibig, über 600 große Seiten stark. Ich bin noch der Meinung, daß die Beschränkung auf die wichtigeren literarischen Erscheinungen den Vorzug verdiene vor dem doch unerreichbaren Bestreben, alle Schriften jedes Faches wenigstens anzuzeigen, bin noch der Meinung, daß die Hälfte des Umfangs des Jahrbuchs dem Leser mehr Gewinn bringen werde als das immer Lücken lassende Ganze und daß ein solcher Bericht mehr Leser finden werde, als es jetzt der Fall ist.

Der Inhalt des Buches beginnt mit dem Religionsunterricht, bearbeitet von Dr. Schulze, dessen Standpunkt aus seinen Aufsätzen in dem „Pädagogischen Jahrbuche“ und in der Allgemeinen Lehrerzeitung bekannt und, so viel ich weiß, von der Mehrzahl der heutigen Lehrer getheilt wird. In seinen Beurtheilungen geht er von dem Grundsatze aus, den sein auf streng orthodoxem Standpunkte stehender Vorgänger, Herr Seminardirector Materne, nicht kannte, wenigstens nicht beachtete: „der Religionsunterricht soll der Zeitbildung Rechnung tragen.“*)

---

*) Des Herrn Materne (in Schloß Elsterwerda) „Christliche Glaubens- und Sittenlehre“, deren erster Theil 1863 in Eisleben in dritter Auflage erschienen, ist ein mit ausnehmendem Fleiße und noch größerer Geschicklichkeit, „in Ordnung des lutherischen Katechismus“ ausgearbeitetes Werk. Wer sich zu den Dogmen der Verderbtheit der menschlichen Natur, der Inspiration, der directen bevorzugten göttlichen Gnadenwirkungen an einzelne Personen, Geschlechter und Nationen, auch in Betreff der symbolischen Bücher der lutheranischen Kirche, an eine exclusiv heilige Geschichte u. s. w. bekennen, d. h. seinem Geiste diese Gewaltwirkung zufügen kann, wird an diesem Werke seine Freude haben. Natürlich ist die angegebene Vorbedingung dazu eines Jeden eigene Sache. Ein Anderes ist es, für sich etwas glauben, ein Anderes, von einem Zweiten zu verlangen, dasselbe zu glauben. Und wiederum ist es ein Anderes, jenes mit den todten Lettern darzustellen, und ein Anderes, es mit der lebendigen Zunge zu thun. Es

Die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes*) verschuldet das Zurückbleiben in nothwendigem Fortschreiten, verschuldet Einheit und Harmonie in den Gedanken der einzelnen Lehrer, verschuldet den fortdauernden traurigen Hader und Streit auf religiösem Gebiet.

Wer sich davon überzeugen will, der lese die Darstellung des in Hannover entbrannten Katechismusstreites, womit Schulze seinen Bericht beginnt, ein Streit, welcher, da er in dem genannten Lande die Existenz einer lichtscheuen, politisch wie

---

gehört nach meiner Ansicht etwas viel Muth oder noch mehr als Muth dazu, irgend ein Glaubenssystem jungen prüfungsunfähigen Leuten als die absolute Wahrheit darzustellen. Ob ein solches System der Weltgeschichte zu entnehmen ist, oder ob die Weltgeschichte in ein solches hineingepaßt wird, darüber sind bekanntlich die Stimmenden nicht einig. Das Erste behauptet die Minderheit (die Gläubigen), das Zweite die Mehrheit (die Denkenden). „Die Dogmatik ändert sich immer mit der Philosophie der Zeit.“ (Schleiermacher.) Das Bedenklichste bei Büchern wie das von Materne bleibt dieses, daß sie dazu verleiben, die Bibel nach einem speciellen Katechismus, nicht diesen nach jener auszulegen. — Auch sollte derselbe folgender schwerwiegenden Wahrheit eingedenk sein: „Die Vorstellung, daß Schriftkunde untrügliche, schlechthin übermenschliche Offenbarung, daß der überlieferte Inhalt als solcher unbedingte Autorität sei, führt unvermeidlich zum Götzendienste des Buchstabens, der Geistesträgheit und Gedankenlosigkeit.“ Dr. Schenkel, die Bildung der evangelischen Theologen 2c., Heidelberg 1864, S. 15.

*) Mit obigem ächt protestantischen Grundsatze stimmt Dr. Schenkel vollkommen überein. Er sagt S. 4 in seinem Werke: „Das Wesen des Protestantismus 1862, 2. Auflage“: „Der Protestantismus will dem Christenthum gerade den Ausdruck und die Gestalt geben, welche den Bedürfnissen der Zeit, den Erfordernissen einer fortgeschrittenen Wissenschaft und Bildung, der geistigen und sittlichen Entwicklungsstufe der christlichen Völker die angemessenste ist.“ Und in dem Vorworte zur zweiten Abtheilung des Werkes: „Der Protestantismus ist nicht ein fertiges System, sondern eine im Werden begriffene weltgeschichtliche Machterscheinung, die noch ungeahnten Entwicklungen entgegengeht.“ Wir würden sagen: er ist das Princip der freien menschlichen, allseitigen, geistigen (religiösen, sittlichen, politischen, socialen) Entwicklung, kurz: das allumfassende Entwicklungsprincip. Wo es wirkt, kann daher von Stillstand oder gar von Rückwärtsbildung (Repristination, Restauration, Reaction) nicht die Rede sein; es ist das Princip des Fortschritts. —

religiös reactionären Partei verkündet, durch deren Gebahren der Streit in ein lutheranisches „Pfaffengebeiß" ausgeartet ist, dem Zeitalter keine Ehre macht. Der auf allerhöchsten Befehl den Gemeinden aufgezwungene sogenannte neue, aber seinem Inhalte nach mehrhundertjährige sehr alte Katechismus, angeblich unter unmittelbarer „Einwirkung göttlicher Gnade" verfaßt, betont in stärkster Weise den Glauben an den Teufel und seine Unternehmungen auf die Menschen, eine Notiz, welche hinreicht, um das traurige Machwerk, welches principiell den obersten Grundsatz des Protestantismus verleugnet, hinreichend zu charakterisiren. Dasselbe durchzusetzen war trotz des Einflusses von Oben, trotz der Menge finsterer und despotischer Geister unter den Geistlichen*) nicht möglich; am meisten sind die armen Lehrer zu bedauern, die unter der Einwirkung und Aufsicht solcher Hierarchen zu stehen das Unglück haben.

---

*) Ob das Pfaffenthum aufgehört hat, weil es vernichtet, durch die fortgeschrittene Cultur und Humanität überwunden ist? Wenn nicht, ob auch noch in protestantischen Kreisen Spuren pfäffischer Umtriebe und Bestrebungen vorkommen?

Der neue Hannover'sche Katechismus und die darüber erschienenen Streitschriften geben auf die letztere Frage keine erfreuliche Antwort.

Der Verfasser der Schrift: „Wider das Pfaffenthum, Celle 1862, Schulze" (16 S. 2½ Sgr.) charakterisirt das in Hannover hervorgetretene Pfaffenthum (S. 6) so:

„Mit dem festen Glaubenssatze in der Hand, sich stützend auf den Teufel und das Amt der Schlüssel verlangt der Pfaffe blinde Annahme des äußerlich Gebotenen, erstickt den Gedanken und tritt der Arbeit des Geistes in seiner Fortentwicklung entgegen. Der Pfaffe dient dem Absolutismus, er hat mit diesem dasselbe Princip, das des Zwanges. Der (vernünftige) Priester dient dem Verfassungsstaat; wie für diesen, so gilt für ihn das Princip des Denkens, der Achtung vor dem Gesetz.

Den neuen („pfäffischen") Katechismus charakterisirt der Verfasser so: 1) Er hindert das Denken und richtige Verständniß der christlichen Lehre; 2) er hemmt die Entwicklung des fruchtbringenden Glaubens; 3) er weis't den Priestern eine Stellung an, welche mit der Wohlfahrt des Staats unverträglich ist.

Den Beweis für diese Sätze entnimmt er aus Stellen des den Gemeinden des Landes aufgezwungenen Katechismus. —

Mögen diese die Darstellung des unsre Gegenwart von der traurigsten Seite her charakterisirenden Kampfes von Seiten des Dr. Schulze lesen, um wieder Muth zu schöpfen und von verkehrten Ansichten und Bestrebungen befreit zu werden.

Er fällt über den neuen Hannover'schen Katechismus, dieses corpus delicti des unseligen Streits, der aber das Gute gehabt hat, die Finsterlinge an das Licht zu bringen, nach der detaillirtesten Beurtheilung desselben das summarische Urtheil: „eine Ruine aus alter Zeit, ein Fremdling im Rococogewande, ein Kämpe für mittelalterige Gedanken und Formen, ein Feind vernünftiger Aufklärung und alles Fortschritts, ein Schürer der Zwietracht unter den evangelischen Christen, ein Förderer katholisirender Bestrebungen, ein Despot mit seinen bestimmt abgegrenzten Lehrvorschriften." —

Schulze bezeichnet für dies Mal als herrschende Fehler und Mängel des Religionsunterrichts der Volksjugend:

1) Verfrühung des systematischen Religionsunterrichts, namentlich in Anwendung des Katechismus;

2) Betreibung des Confirmanden-Unterrichts als eines vollständigen systematischen Religionsunterrichts;

3) undeutsche Ausdrucksweise.

Daß die Methodik des Religionsunterrichts hinter den Fortschritten in allen anderen Lehrfächern zurückgeblieben ist, wird kein Lehrer mehr in Abrede stellen. Die dieses Factum erklärenden Momente sind bekannt. Der Religionsunterricht ist in den Händen der Kirchen, der rechtgläubigen Kirchen, deren Vorsteher oder Diener an die Verkündigung und Verbreitung feststehender Glaubenslehren gebunden sind, die nicht daran denken, ihr System mit den Fortschritten in allen Wissenschaften in Einklang zu erhalten, die der Entwicklung eher Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten als ihr Vorschub zu leisten geneigt sind, die von den Fortschritten in Pädagogik, Didactik und Methodik keine Notiz nehmen, dieselben eher als verwerfliche „eitle Künste" betrachten und die Neigung besitzen, sich dem politisch-absoluten und darum reactionären Regimente anzuschließen und dessen Maßregeln, wie jeder Tag lehrt, zu

begünstigen: alle diese allbekannten, unwiderleglichen, verderblichen, weil die freie, gesunde und heitere Entwicklung hemmenden Verhältnisse erklären nicht bloß die oben genannte Thatsache, sondern eine Menge andrer Unvollkommenheiten, Leiden und Trübsale, unter welchen wir unsre Tage zu verleben das Geschick haben.

Das Christenthum ist unsern Vorfahren aufgezwungen worden. Man denke an das Verfahren des sogenannten großen Karl und des Apostels Bonifacius-Winfried, den die freien Friesen, über seine Gewaltsamkeit empört, todtschlugen. Die Germanen waren, den Geist des Christenthums zu fassen, nicht reif. Es geschah, was überall geschieht, wenn einem Volke eine Lehre, ein System, aufgezwungen wird. Ist es dazu nicht gelangt in Folge natürlicher Culturentwicklung, so bleibt das Dargebotene unverstanden, und es erzeugt in der Nation selbst tiefgehenden Zwiespalt. Die schwächeren Naturen suchen, dem Drucke nachgebend, in dasselbe einzudringen, verfallen aber, da ihre Bildung dazu nicht hinreicht, der Macht der Phantasie und eignen sich, da sie den Kern nicht fassen können, die Formen der fremden Religion an. Das 9. und 10. christliche Jahrhundert liefert den Beweis für diese Thatsache. Daß in urkräftigen Naturen auch der religiöse Fanatismus angeregt werden kann, erweiset das 11. und 12. Jahrhundert. Eine Erschlaffung ist die Folge des Paroxismus. Die Religion entartet in der extremsten Weise, ihre Formen werden die Werkzeuge der Herrschsucht und des sinnlichen Egoismus — das 13., 14., 15. Jahrhundert. Durch die Erweckung des germanischen Geistes durch das klassische Alterthum entsteht die Reformation, die leider alsbald wieder erstarrt und solche Gegensätze hervorruft, daß ein Religionskrieg die Nation dem Abgrund nahe bringt. Der ihm folgenden Abspannung im 17. Jahrhundert macht das 18. ein Ende. Trotz alledem war die natürliche Entwicklung des deutschen Geistes — ein stilles Feuer unter der Asche — durch die Jahrhunderte hindurch fortgegangen, im 18. trat sie siegreich an das Tageslicht und begann, den Kern des Christenthums rein und klar zu erkennen.

Im 19. erlebte man einen Rückschlag dagegen; aber die Entwicklung schreitet trotz alledem auch auf dem religiösen Gebiete fort, und gegenwärtig ist der deutsche Geist damit beschäftigt, das Ewige und Unveränderliche von dem Zeitlichen und Vergänglichen zu scheiden, über dieses zu jenem vorzudringen und es zu verbreiten. Dieses ist eine der Hauptaufgaben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es wird keinem Beobachter der Zeit entgangen sein, daß wir mitten in dieser Krisis stehen. Der Kampf der streitenden Parteien bewegt sich auf allen Gebieten, dem religiösen wie dem politischen, dem socialen wie dem pädagogischen. Die Schule wird von allen Seiten tangirt. Die nach größerer Selbstständigkeit strebende Gemeinde macht Ansprüche auf sie, die Kirche will sie geistig oder geistlich beherrschen, die Staatsgewalt verfügt über sie. Auf dem Gebiete der Schule werden diese Gewalten noch einmal ernstlich zusammentreffen, der Ausgang ist nicht zweifelhaft: die Kirche verliert die Schlacht, der Geist des Fortschritts gewinnt sie. Die Bewegung ist mächtiger als der Stillstand. In dem Weltall steht nichts still; in der Geschichte darf auch nichts still stehen. Schulze's oberster Grundsatz ist richtig. —

Die Urtheile, welche Schulze über die religiösen Schriften, welche ihm vorlagen, fällt, bekunden den ernsten und entschiedenen, aber zugleich gerechten Mann. Aus einem derselben lernt der Leser ihn selbst in einem der wichtigsten Punkte kennen.

Nachdem Schulze die bekannten „Unterredungen Nissen's über den kleinen lutherischen Katechismus" nach Gebühr anerkannt, verwirft er die Empfehlung derselben für Seminare. „Denn" — fährt er fort — „die Seminaristen dürfen durchaus nicht auf ein bestimmtes confessionelles System dressirt, sondern müssen vor Allem angeleitet werden, aus der reinsten Quelle, dem Evangelium selbst, ihre Religionsansichten zu schöpfen und in freier Entwicklung ihres Glaubens selbst gewiß zu werden". — (Die Preußischen Regulative legen bekanntlich die Bibel nach den symbolischen Büchern aus). — „Dann werden sie sich auch nicht täuschen lassen, wenn ihnen die alte Orthodoxie noch so plausibel aus der heiligen Schrift demon-

strirt wird, wie es in dem Werke von Nissen geschieht. Dann erst werden sie im Stande sein, z. B. das zu beurtheilen, was der Verfasser von den Teufeln, ihrem Reich, ihren Ordnungen und Nahmen, ihrem Charakter und Zustande, ihrem Werke und ihrer Wirksamkeit sagt." Man sollte es nicht für möglich halten! Es kommt mit davon, daß man den Religionsunterricht an den Katechismus knüpft, was, wie Jeder weiß, der auf anschauliche Klarheit dringen zu müssen glaubt, ungeheure Schwierigkeiten hat, und daß man das Evangelium nach dem Katechismus auslegt, nicht umgekehrt. —

Der Gesammteindruck, welchen die Masse der angezeigten Schriften über den Religionsunterricht nach ihrem Inhalt, ihrer Tendenz und nach dem Standpunkt ihrer Verfasser hervorbringt, ist für den, der die Ueberzeugung nicht fahren lassen kann, daß in der Welt, folglich auch in der religiösen Geschichte und Entwicklung Alles natürlich zugegangen ist, kein erfreulicher. Der Wunderglaube dominirt noch fast überall, der Standpunkt der Verfasser ist der übernatürliche; der Gedanke, daß die Religion in dem Herzen der Kinder, wie alles Andere, auf naturgesetzlichem Wege entwickelt, die Religion ihnen nicht als etwas ihnen Fremdes dargestellt werden müsse, ist ihnen nicht bekannt, erscheint ihnen als verkehrt und verderblich. Die schlimme Nachwirkung der Regulative ist fast überall zu verspüren. Mit den früheren Anleitungen zur Behandlung der biblischen Geschichte (Kohlrausch, Rauschenbusch, Hebel u. A.) verglichen offenbaren die neueren, vielgepriesenen (Nissen, Ballien u. A.) einen offenbaren Rückschritt. So lange neben dem Teufelsglauben der Wunderglaube festgehalten wird, ist an eine natürliche und vernünftige religiöse Entwicklung und Bildung nicht zu denken. Man sollte doch meinen, daß der Fortschritt in den Wissenschaften keinem Lehrer unbekannt bliebe, ein Fortschritt, mit dem der Rückschritt zum Wunderglauben nicht möglich ist. Aber nein, es giebt Lehrer, die sich auf denselben förmlich capriciren, indem sie in der neutestamentlichen Geschichte nicht bloß bei den aus Menschenliebe vollzogenen Krankenheilungen, sondern auch und besonders bei den eigentlichen Naturwundern

(der Wasserverwandlung, der Brotvermehrung, dem Wandeln auf dem Wasser u. s. w.) verweilen und ausführlich dafür plaidiren. Das Verkehrte dieses Verfahrens springt in die Augen. Mit dem Wunderglauben kann man im Leben nichts anfangen, ja er verhindert die natürliche Auffassung der Dinge und Begebenheiten, wirkt nach allen Seiten schädlich. Jetzt noch auf Zeichen und Wunder Werth legen, heißt sich aus der Zeit heraussetzen. Aber was hilft diese pädagogische Einsicht, so lange die Schule im Dienste der Kirche steht und sie darum dogmatischen Vorschriften, nicht pädagogischen Grundsätzen zu folgen hat? —

Der zweite Bericht von Bartholomäi handelt von Mathematik, Arithmetik und Geometrie, theoretischen und praktischen Schriften. Was die Methodik betrifft, so liefert der Verfasser wörtliche Auszüge aus den betreffenden größeren und kleineren Werken, ohne Beifügung seiner Ansicht. Die Mittheilungen gehen häufig über das Bedürfniß der Volksschule und den Standpunkt ihrer Lehrer hinaus. Es sei mir gestattet, dem Herrn B. das Anschauen meines „Commentars zur Elementaren Geometrie" für den nächsten Jahresbericht zu empfehlen. —

Den dritten Bericht erstattet Kellner von seinem bekannten Standpunkte des analytischen Sprachunterrichts aus. Der Bericht giebt zu besonderen Bemerkungen keine Veranlassung. Ein Mangel desselben besteht darin, daß Herr Kellner auf die Einreden des Rectors Burgwardt nicht eingegangen ist. —

Berichterstatter über die Literaturkunde (Nr. 4) ist Lüben. Es ist ein ergiebiges Feld, die Ernte ist reich, Lüben selbst hat an der Aussaat Theil genommen, nicht bloß in seinen „Pädagogischen Vorträgen" (Leipzig 1863), sondern auch durch seine in Gemeinschaft mit Nacke verfaßte „Einführung in die deutsche Literatur, fünfte Auflage 1863", 2 Bände, 2 Thlr. 21 Sgr.)*) Mit Recht beklagt er sich über Herrn Heindl, der

*) Zu obigem, Lehrern besonders zu empfehlenden Werke ist 1864 hinzugekommene: „Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke zur Einführung in die deutsche Literatur, ein Lehr- und Lesebuch, von Lüben." Leipzig, Brandstetter, 2 Bände, zusammen 26 Sgr.

aus der ersten Schrift einen ganzen Aufsatz ohne des Verfassers Erlaubniß und unter dem Scheine, als wäre Lüben sein Mitarbeiter, in seinen „Kalender" aufgenommen hat. Herr Heindl setzt auch die Freibeuterei seines Vaters in seinem „Repertorium" fort, nur etwas zurückhaltender; dagegen aber pflegt er Pele-Mele alle Schriften, die ihm unter die Hände fallen, mitunter wahren Schund, nachdrücklich zu empfehlen, indem dann geldgierige Verleger Auszüge daraus für ihre marktschreierischen Reclamen liefern. Es thut wirklich dringend Noth, ihm und einigen anderen Redactionen auf die Finger zu sehen und ihnen das Gewissen zu schärfen. Lüben gehört nicht zu dieser Rotte; er hält sich an das Geschäft des Referirens über den Inhalt der betreffenden Schriften, sein Urtheil ist milde. Daß er für alle Schulen ohne Ausnahme Bekanntmachung der Schüler mit deutschen Dichtungen verlangt, weiß man bereits; natürlich fordert er vom Lehrer und darum auch von der Seminarbildung mehr Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Er ist in dieser wie in anderer Beziehung ein Gegner der Regulative, die zu bekämpfen er sich „für stets aufgelegt" bekennt. Denkwürdig bleibt es, daß Herr v. Bethmann-Hollweg in dem Lesen der Schiller'schen „Götter Griechenlands" für das Seelenheil der Seminaristen Gefahr erblickte. (Wenn er noch den „Kampf" gemeint hätte!) So ängstlich, penibel und, daß wir es gerade heraussagen, so beschränkt denkt Lüben nicht, er fürchtet nichts vom ganzen Schiller, vom ganzen Goethe, vom ganzen Lessing — um diese drei Geisteshelden gruppiren sich seine Vorschläge in Betreff der Literaturkenntniß des letzten Jahrhunderts. Kommt einmal die Zeit, in welcher die statarische und zustimmende Lectüre des Lessing'schen Nathan in keiner höheren Schulanstalt, keinem Seminar mehr vermißt wird, so wird das die Humanität mehr fördern, als so mancher Lehrstoff, den die Seminaristen verschlucken müssen und der doch zum Quark gehört. Man erkennt dies daraus, daß sich außer der Schule kein gebildeter Mann mehr um denselben kümmert.

Aus dem Bericht über den fünften Artikel: „Anschauungs-

unterricht, Lesen, Schreiben" ist nur zu bemerken, daß die Neigung der Lehrer, den sogenannten Anschauungsunterricht mit dem Lesen und Schreiben, oder auch mit Zeichnen zu verbinden, zunimmt. Dieses kann ein Fortschritt sein, vorausgesetzt, daß unter „Anschauen," welches eine Mannigfaltigkeit von Uebungen: Ausbildung des Sehens und Hörens, Aufmerkens und Sprechens, Beobachtens und Beschreibens, in sich begreift, nicht wesentlich reale, sondern formale, das eigentliche Lernen vorbereitende und begründende Uebungen verstanden werden, daß der Anschauungsunterricht dadurch nicht wieder verschwindet, indem er vom Lesen und Schreiben absorbirt wird.

Herr Hopf, Rector in Nürnberg, hat die unsägliche Mühe übernommen, über 71 „Jugend- und Volksschriften" (Nr. 6) zu berichten. Embarras de richesse und leider wieder — wie kann es anders sein? — viel unnützes Zeug. Die Urtheile des Berichterstatters sind viel zu mild. Ueber die unberufenen sogenannten Jugend- und Volksschriftsteller muß ein unbarmherziges Gericht ergehen. Wir empfehlen für den künftigen Bericht die Ansichten, welche Kühner in seinen „Pädagogischen Zeitfragen" und in B. Auerbach's „Deutschen Blättern" mitgetheilt hat.

Eine wärmere Empfehlung, als Herr Hopf ausgesprochen hat, verdienen nach unserer Meinung folgende Schriften:

Die „Deutschen Geschichten, in der Kinderstube von der Großmutter erzählt, Leipzig bei Spamer, 2 Bändchen à 2/3 Thaler" — „die Federzeichnungen aus dem sittlichen und religiösen Leben der Völker von A. W. Grube, Leipzig bei Brandstetter, 1 1/3 Thaler."

Lüben hat noch 37 Schriften hinzugefügt. Mit Recht weis't er die Lehrer auf die Benutzung der vortrefflichen Schriften von Hermann Wagner: „Entdeckungsreisen in Feld, Flur und Wald, Leipzig bei Spamer" (2 Theile à 20 Sgr.) hin, und eine gleiche Auszeichnung verdient die „Deutsche Nationalbibliothek von Ferdinand Schmidt, Berlin bei Brigl (bis 1863, 18 Halbbände à 6 Sgr.)" hin. Das ausgezeichnete „Deutsche Knabenbuch von Eichrodt, Lahr bei Schauen-

burg" mit 100 Bildnissen berühmter Männer und Frauen und charakterisirendem poetischen Texte (6 Hefte à 12 Sgr.) ist übersehen. Als Curiosität verdient der „katholische Robinson von Dr. Herbst, Stadtpfarrer in Münster" (Augsburg bei Rieger à 1/2 Thlr.) notirt zu werden. In dem Campe'schen Robinson hatte ein Herr Geiger „unkirchliche Tendenzen" entdeckt und darum eine Umgestaltung (vulgo Verballhornung) desselben vorgenommen, die Herr Herbst in verbesserter Ausgabe veröffentlicht hat.

Nr. 7 „Naturkunde" von Lüben. Derselbe bewegt sich hier auf einem von ihm selbst fleißig bebauten Acker. Sein „Leitfaden zu einem methodischen Unterricht in der Naturgeschichte" (4 Kurse à 5—10 Sgr., Leipzig bei Schultze) ist in 4—9. Auflage, seine „Naturgeschichte in Volksschulen" (3 Theile à 2 1/2 Sgr., Halle bei Anton) ist in der 4. Auflage erschienen. Sein Vortrag in Mannheim, über den Unterricht in der Naturkunde und dessen Methode (im „Praktischen Schulmann" abgedruckt) hat das Interesse der versammelten Lehrer in hohem Grade gewonnen, einige aber, namentlich über die der Seminarbildung in dieser Beziehung gestellte hohe Aufgabe, zu Kopfschütteln veranlaßt. Hilft aber nichts, der Gegenstand muß poussirt werden, und es geschieht auch in Lehrerkreisen vielfach. In dem Gebiete Bremens verschaffen sich die Lehrer Apparate zum Experimentiren in Physik und Chemie, die Kieler Lehrer sind ihnen vorangeschritten. Ich mache die Lehrer auf Schlichting's kleine Schrift: „Ueber die Anschaffung naturwissenschaftlicher Apparate und Sammlungen für die Volksschule, besonders den Lehrerseminaren empfohlen, Altona 1863 bei Hestermann" (19 S.) aufmerksam. (Ein Preisverzeichniß der von Hestermann zu beziehenden wohlfeilen Apparate ist angefügt!)

Lüben ist beim Unterricht über Naturgeschichte kein Freund von den noch immer häufig vorkommenden ungehörigen religiösen Abschweifungen. Genaue Anschauung und Beobachtung, kurz Sachkenntniß, darauf kommt es an. Wer in das Microskop schaut und nichts merkt, den lasse man laufen! Auch verwirft er das Lesebuch als Unterrichtsmittel und Leitfaden

in dem naturgeschichtlichen Unterricht. Mit gleichem Rechte. Hinterher mag der Schüler naturgeschichtliche Darstellungen lesen. Aus Büchern lernt nicht einmal der Erwachsene, geschweige das Kind die Natur kennen, respectiren und lieben. Herr Dr. Böhner giebt seinem „Kosmos, Bibel der Natur" (Hannover bei Rümpler 1862, 1 Thlr.) außer Anderem die Bestimmung zu einer „Geißel der Wahrheit auf den Rücken des orthodoxen Ketzerrichters."

Lüben empfiehlt in seinem Bericht „Moleschott's Kreislauf des Lebens" (Mainz 1862 bei Zabern, 4. Auflage, 2 Thlr. 12 Sgr.), aus welchem Ketzerrichter die Gefahr des Materialismus herauswittern — „Grube's Biographien aus der Naturkunde" (Stuttgart 1862, bei Steinkopf, 2. Auflage, 27 Sgr.). — Reuß's wirklich sehr schöne „Pflanzenblätter in Naturdruck" (42 Foliotafeln mit Text, Stuttgart bei Schweizerbart). — Brehm's „illustrirtes Thierleben" (Hildburghausen, in Heften à 1/2 Thlr.), Hartwig's „Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern"*) (Wiesbaden 1862 bei Kreidel, 2 Thlr.), Schilling's „kleine Naturgeschichte" (Breslau 1862 bei Hirt, 22 1/2 Sgr.) — Empfehlungen, denen ich vollkommen beistimme.

Nicht empfehlen kann ich: Hübner's „Pflanzenatlas" (Berlin bei Grieben, color. 2. Auflage, 2 Thlr.)**) — Curt-

*) Es versteht sich, daß der Naturforscher Hartwig natürliche Wunder, d. h. gar keine Wunder in dem herkömmlichen biblischen Sinne (Durchbrechungen der Naturordnung) meint, wie die Astronomen auch von den „Wundern des Himmels" zu reden pflegen, die sich nach und aus Naturgesetzen erklären. Es wäre auch wirklich das Verwunderlichste von der Welt, wenn der Naturforscher und -lehrer so aus der ihm zugemessenen Rolle fallen wollte, daß er sich genöthigt sähe, den eigentlichen Wunder-, d. h. Unbegriff zu Hülfe zu nehmen. Er versteht unter Wundern der Natur Erscheinungen nnd Producte, welche den Denker, den Menschen, zum Bewundern der Naturkräfte oder der Schöpferkraft veranlassen. Solche Wahrnehmungen machen den Betrachtenden nicht confus und stumm, sondern sie machen ihm Freude — „Bewundern ist ein göttliches Vergnügen."

**) Eine belehrende hübsche Uebersicht über das Linne'sche Pflanzensystem giebt in Farbendruck das Tableau: „Analytische und bildliche Darstellung des Linné'schen Pflanzensystems, für Anfänger entworfen von Dr. E. Drescher, Cassel bei Fischer, 2. Auflage." —

mann's und Walter's „Thierreich" (Darmstadt 1862 bei Diehl, 1³/₆ Thlr.) — Fölsing's „Realbuch" (Darmstadt 1862 bei Kern, 5 Sgr.).

Unvergessen müssen bleiben: Schödler's „Buch der Natur" (2 Theile, 13. Auflage, 2¹/₃ Thlr.) und Stöckhardt's „Schule der Chemie." Das sind Hauptbücher. —

In dem achten Bericht lesen wir über die Fortschritte in der Geographie, die Methode des geographischen Unterrichts und über 80 denselben Gegenstand betreffenden größeren und kleineren Werke und Landkarten die Mittheilungen vom Oberlehrer Prange in Bunzlau. Die Ausführlichkeit, Genauigkeit und Gründlichkeit, mit welchen derselbe sein schwieriges und mühsames Geschäft ausführt, sind bekannt und anerkannt; seinem scharfen Auge entgeht nichts.*)

Dieselben Eigenschaften offenbart sein Bericht über Geschichte und Geschichtsunterricht (Nr. 9).

Die Einleitung enthält die Ansichten des Verfassers über den Werth, die Methode des geschichtlichen Unterrichts und die in demselben herauszufördernden Ideen des geistigen Lebens, in deren Auffassung die Bedeutung des geschichtlichen Studiums und Unterrichts liege. Darin wird Niemand dem Verfasser widersprechen. Wer bloß Namen, Zahlen, äußere Thatsachen im Kopfe hat, kann sich geschichtlicher Bildung nicht rühmen. Darin liegt es, daß dieser höhere Zweck des Geschichtsunterrichts in der Volksschule nur entfernt erreicht werden kann.

Zu diesen Ideen, als Resultaten und Producten des geschichtlichen Unterrichts, sind nach dem Verfasser die Früchte für das „Glaubensleben" und den „Patriotismus" zu rechnen. Darüber seien uns einige freimüthige Worte gestattet. Ueber jenes heben wir eine charakterisirende Stelle aus.

„Was die Momente des „Glaubenslebens" anbetrifft,

*) „Namentlich haben uns die kritischen Arbeiten Prange's mit Achtung erfüllt; in ihnen zeigt sich eine Allseitigkeit der Beobachtung und Gewissenhaftigkeit in der Durcharbeitung des gebotenen Materials, die uns in der That höchst dankenswerth erscheinen muß." Dr. Wolffsohn, russische Revue, 1864, S. 469.

welche im geschichtlichen Unterricht für den Schüler hervorzuheben sind, so sollte es sich eigentlich von selbst verstehen, daß diese in erster Linie bei Betrachtung des geistigen Lebens der Völker und der Einzelnen stehen. Schon die Grundanschauung, daß Gott der Herr die Geschichte macht, daß Er sie in allen Zeiten und bei allen Völkern nach Seinem Rathe lenkt; daß Er nach seinem Wohlgefallen Seine Helden und Rüstzeuge, auch die Zuchtruthen der Völker erweckt, Ruhm und Glanz, aber auch Strafe und Demüthigung kommen läßt, ja ganze Völker untergehen läßt und ihre Reiche zerstört; daß Er die ganze Geschichte in Staat und Kirche durch eine Fülle von Kräften und Mitteln immer weiter führt, dem Ziele entgegen, das Er von Ewigkeit her gesteckt und der Welt offenbart hat: diese Grundanschauung gebiert, dem Auge wohl erkennbar, eine Menge solcher Momente."

Erklärt der Verfasser diese Ansicht und Ueberzeugung für ein ganz sicheres, nothwendig sich ergebendes Resultat geschichtlicher Wahrheitsforschung, oder für eine Ansicht, die man zur Geschichte mit hinzubringen muß, um sie dann in der Geschichte bestätigt zu finden? Mit andern Worten: ist sie eine erweisbare und erwiesene Thatsache, oder ein Glaubensartikel?

Daß sie das Erste nicht ist, geht aus dem Umstande hervor, daß die Geschichtsforscher darüber die verschiedensten Meinungen hegen, daß die Bewährtesten sie nicht theilen; die Ansicht beruht also nicht auf objectiven Thatsachen, es ist eine subjective Ansicht. Der Verfasser nennt sie eine Grundanschauung; sie muß, wer sie bestätigt finden will, mit hinzubringen.

Außerdem ist gegen die Darstellung Verschiedenes einzuwenden. „Gott macht die Geschichte;" soll das heißen: er dirigirt unmittelbar und direct die Handlungen der Menschen — wo bleibt dann der freie Wille? wie könnte dann noch von Zurechnung die Rede sein? Versteht der Verfasser den Ausdruck so, was ich nicht glaube, so ist er schlechthin zu verwerfen.*)

*) Dem Neusalzer „Wächter für Zeit und Ewigkeit" ist obiger Sinn zuzutrauen. Das fromme Blatt erklärt die Theilnahme an dem von ihm

Soll er aber nichts weiter ausdrücken, als daß der Schöpfer die Kräfte und Gesetze in die Menschennatur gelegt habe, nach welchen die Ereignisse sich zutragen (eine Ansicht, die wohl die richtige sein wird), so ist der Ausdruck wenigstens sehr zweideutig und darum zu vermeiden. Der Gang der Entwicklung der Weltbegebenheiten, wie der Geschichte des einzelnen Menschen, ist ein naturgesetzlicher Vorgang, es herrscht das Gesetz natürlicher Entwicklung, Alles geht natürlich zu — diese Wahrheit ist ein Resultat unbefangener geschichtlicher Wahrheitsforschung, es herrscht das Gesetz von Ursache und Wirkung, das Causalgesetz. Zwar sind wir nicht immer im Stande, die Ursachen der Begebenheiten genau zu erkennen, weil sie im Verborgenen wirken und der Mensch kein Alles durchdringendes Auge besitzt; aber darum annehmen, daß eine überweltliche Macht die Begebenheiten gemacht habe, dazu ist nirgends ein vernünftiger Grund vorhanden. Was Folge übernatürlicher Einwirkung zu sein schien, ist noch jedes mal, wenn die Untersuchung noch möglich war, als ein natürlicher Vorgang erkannt worden. Der zur Geschichtserkenntniß und zur geschichtlichen Bildung hinzuzubringenden Grundanschauungen oder Grundvorstellungen sind zwei, erstens: die Losung der neueren Zeit: es geht Alles natürlich zu, Alles ist natürlich zugegangen und Alles wird natürlich zugehen; zweitens: in dem Menschengeschlechte existirt eine geistige und sittliche Macht, von der es bestimmt und regiert wird. Die erste Ueberzeugnung befreit die Zeitgenossen von einem drückenden Glaubensjoch, die zweite versetzt sie in ideales Streben. Die erste

---

in der bekannten Tendenz befürworteten oder gestifteten Lehrervereine (angeblich von über 400 Lehrern) als „geschehen vom Herrn" und „als ein Wunder vor seinen (des Wächters) Augen." —

Dem „Wächter" ist der allgemeine deutsche Lehrerverein ein Greuel. Viele Tausende gehören demselben an. Von wem ist nun das geschehen? Hält das der Wächter auch für ein vom Herrn bewirktes Wunder? Wahrhaftig, man geräth, wie der Augenschein lehrt, in Gefahr, in der Berührung mit solchen Heuchlern sein Bischen Verstand total zu verlieren.

schützt vor dem Aberglauben, die zweite vor dem sinnlichen Materialismus. —

Indem ich die vorstehenden beiden Sätze wieder lese, entgeht mir nicht, daß der erste leicht mißverstanden werden kann, ja einem andern aufgestellten direct zu widersprechen scheint; er bedarf daher einer näheren Erklärung. Die Vorstellung oder Meinung, daß Alles natürlich zugeht, soll zu geschichtlicher Betrachtung hinzugebracht werden. Heißt das: dieser Grundsatz ist ein gegebener, ein aus dem religiösen Glauben stammender, supranaturalistisch dem Menschengeschlechte mitgetheilter, oder hat die Meinung den Sinn, daß sie als ein Product geschichtlicher Forschung angesehen werden soll? Meine Ansicht ist die letztere, d. h. nach meiner Ueberzeugung lehrt jede gründliche Natur- und Geschichtsforschung, daß Alles nach den in Natur und Menschheit vorhandenen Gesetzen, d. h. natürlich zugeht — dieser Grundsatz ist ein Resultat unbefangener Forschung, er wird nicht in die Geschichte hineingetragen, sie ihm nicht untergeordnet, sondern er wird aus ihr entwickelt, er wird thatsächlich oder realiter in ihr gefunden.

Freilich ist dieses Finden an Bedingungen geknüpft, ohne die er nicht gefunden werden kann. Sei z. B. der Kopf eines Menschen mit der Dogmatik der Theologen angefüllt, noch besser: er bekenne sich zu dem Inhalt der symbolischen Bücher einer bestimmten Kirche (der katholischen, lutheranischen u. s. w.), und der Mann gehe mit diesen Voraussetzungen an das Lesen des Neuen Testaments, was wird er finden? Wird der Mann zu geschichtlicher Wahrheitsforschung befähigt sein? Nimmermehr, es fehlt ihm die erste, unentbehrlichste Bedingung dazu: die Unbefangenheit, die Voraussetzungslosigkeit; der gute Mann wird in der Schrift wiederfinden, was sich vorher in seinem Kopfe festgesetzt hatte. Ohne die genannte Bedingung ist eine freie Forschung gar nicht möglich; die Demuth und der Glaube sind dazu ganz unbrauchbare Instrumente. Aber zu der ersten treten noch andre Bedingungen hinzu: die zur Forschung erforderliche Befähigung, Talent und Scharfsinn, Sprachenkenntniß, Einsicht in die Verhältnisse der Zeit, des Ortes, des Volkes, wann,

wo und wie die Schriftwerke entstanden sind, unter welchen Umständen, zu welchen Zwecken, von was für Verfassern u. s. w., Eigenschaften, deren Vorhandensein in einem gewöhnlichen Volksschullehrer anzunehmen kein Grund vorhanden ist. Billiger Weise verlangt man daher auch von einem solchen nicht, daß er den Bibelforschern zugezählt werden könne oder müsse; er besitzt dazu das Zeug nicht. Aber so viel scheint mir denn doch von jedem gefordert werden zu müssen, daß er nicht auf einem Standpunkte stehe, auf dem er voraussetzt, derselbe sei der einzig richtige und derselbe werde und müsse sich in der Schrift bestätigen. Ein Mensch dieser Art, ein solcher Confessionalist (und Confession soll ja, wie sie fordern, Jeder haben!), der an den Unterscheidungslehren hängt, sie mit zum Wesen des Christenthums erachtet, ist schlechthin unfähig zu einer vorurtheilsfreien Wahrheitsforschung. Es liegt zu Tage, wie es in dieser Beziehung mit den Lehrern steht: kläglich. Schärft man ihnen dabei auch noch die „Demuth" ein, und mit ihr die Wehmuth, das Mißtrauen gegen das eigene Selbst, die Pflicht vor Autoritäten, die Angst vor dem Fegfeuer und der Hölle, die Gefahr des Zweifels und des Abfalls von dem allein seligmachenden Glauben — was kann dabei herauskommen? Aber, wie gesagt, Bibelforschung ist von dem Lehrer nicht zu fordern; aber zu fordern ist von dem Lehrer unserer Tage: 1) daß er kein Zelot sei und sich nicht auf ihm eingetrichterte Lehren capricire; 2) daß er Nebensächliches von Hauptsächlichem zu scheiden wisse; 3) daß er Notiz nehme von den eroberten Fortschritten; 4) daß er seine Lehre in Uebereinstimmung bringe mit den anderwärts festgestellten Wahrheiten, z. B. mit dem oben angegebenen Resultate der Geschichtsforschung. Nichts in eine Sache hineintragen, sondern sie unbefangen betrachten, sie behandeln wie der Richter, der eine Thatsache zu ermitteln hat, keinem zu Liebe, keinem zu Leide, kurz, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, sie analytisch behandeln, dadurch die Elemente finden, aus welchen sie besteht, und die Momente finden, die sie hervorgebracht haben, dadurch die Höhe erreichen, von der herab man die Geschichte

synthetisch-pragmatisch darzustellen befähigt wird: das ist wahre Geschichtsforschung, daß ist die zu ihr führende Methode.*) Wie viel auf dieselbe ankommt, kann hier der Leser wieder erkennen: Alles. Dogmatische Voraussetzung und historische Forschung sind höchste Gegensätze. Nur unter Anwendung der rechten Methode ist die Wahrheit zu entdecken. Bedenkt man nun, wie wenig Menschen dazu befähigt sind, weil unendlich viel dazu gehört; wie wenige dazu Lust haben, weil man von vorn anfangen und auf alle Lieblingsvorstellungen verzichten und jede Folge gern und willig ertragen muß; welche Schwierigkeiten und Hindernisse, geradezu Unmöglichkeiten, dem Einzelnen von machtvoller Seite entgegen gehalten werden: so wird man befähigt, zu erkennen, warum es unter uns (selbst in den Angelegenheiten, welche die Machthaber für die wichtigsten, für heilige, erklären) so steht, wie es steht. Ich muß noch Folgendes hinzufügen.

Macht Gott die Begebenheiten und Ereignisse, nicht blos in der Natur, sondern auch im Menschenleben, so kann der Mensch diese Wirkungen abwarten, er hat nichts dazu zu thun, er kann sich ganz passiv erhalten, ja er muß es, denn er könnte ja — muß er denken — Gott entgegenwirken wollen, der türkische Fatalismus in seiner strengen Form ist die nothwendige Folge jenes Glaubens. Eine Krankheit überfällt einen Menschen — „sie kommt vom Herrn", der muß helfen, eine andere Rettung ist nicht möglich; auf einem Schiffe entsteht ein Brand, Er muß ihn löschen (daß Solches öfters geschehen, wird ja auch von reisenden Missionaren versichert); die Ehen werden im Himmel geschlossen: was bedarf es denn nun noch der Sorge der Eltern um die Zukunft ihrer Töchter? Was ihnen bestimmt ist, werden sie erreichen, auch wenn man sie den Augen der Welt verbirgt. Absolute Unthätigkeit, blinde Ergebenheit, totale Verzichtleistung auf Anwendung der menschlichen Kräfte sind die consequenten Folgen jenes Glaubens.

*) Das größte Meisterwerk in dieser Beziehung ist: „Das Leben Jesu, für das Volk bearbeitet von D. F. Strauß, 1864." Erste Abtheilung: analytisch-kritisch; zweite Abtheilung: synthetisch-genetisch.

Macht Gott die Geschichte, so fällt der Begriff von Wirkung und Ursache, natürlicher Ursache und natürlicher, begreiflicher Wirkung, kurz: der geschichtliche **Pragmatismus** ganz weg; er, dem wir geschichtliches Wissen, geschichtliche Wahrheit und Einsicht in die Entwicklung verdanken, ist dann auf die Geschichte nicht mehr anwendbar, mit anderen Worten: es ist dann nur von Thaten Gottes, nicht mehr von Thaten der Menschen, folglich nicht mehr von Geschichte die Rede. **Die Geschichte der Menschen ist aufgehoben.**

Die obigen Ueberzeugungen und Grundsätzen, welche ich, wie gesagt, als ein Resultat unbefangener Wahrheitsforschung betrachte, wenigstens scheinbar entgegengesetzte Meinung des Herrn Prange hat auf sein Urtheil über den Patriotismus des Geschichtsschreibers, namentlich über das große Werk von **Ferdinand Schmidt** über Preußische Geschichte, Einfluß ausgeübt.

Prange verlangt von einem Geschichtsschreiber Preußens lebendigen Patriotismus, allseitige Gewissenhaftigkeit, Leidenschaftslosigkeit, Freiheit von Parteieingenommenheit, christliche Gottesfurcht, glaubensvolle Demuth — F. **Schmidt** stellt als die Grundeigenschaft jedes Historikers **Wahrhaftigkeit** und **Gerechtigkeit** auf. Herr **Prange** könnte sagen: diese Forderung liegt in meiner Forderung der Gewissenhaftigkeit u. s. w.; aber reiner und klarer ist die Schmidt'sche Erklärung, sie reicht vollkommen aus und sie allein. „Glaubensvolle Demuth" ist eine sehr zweideutige Eigenschaft eines Geschichtsforschers, sie alterirt die Klarheit der Auffassung, besticht den Sinn für Wahrhaftigkeit, verleitet zu Beschönigung von Schlechtigkeiten, zu Lobpreisung verdächtiger Gesinnung und Handlungsweise. Die Liebe zu Heimath und Vaterland versteht sich bei Dem, der dessen Geschichte erforsche, von selbst. „Lebendigen Patriotismus für Preußen" ich bin weit entfernt, den Ausdruck zu tadeln; aber daß der Mißbrauch dieses Wortes manchen Lehrer, der über preußische Geschichte geschrieben, zu Uebertreibungen, zu gemeiner Schmeichelei und zu ungerechten Urtheilen über das große Volk der Deutschen veranlaßt hat, wer kann das leugnen?

Der einseitige, sogenannte „patriotische" Standpunkt darf nicht dominiren, wie es z. B. in den von Prange empfohlenen „lehrreichen und anmuthigen Erzählungen" von Bormbaum und in Thrandorff's „Geist des Hohenzollern'schen Hauses" der Fall ist. Die Wahrhaftigkeit in der Darstellung einheimischer Geschichten ist eine sittlich unendlich schwierige Tugend; aber sie ist die oberste. Man verletzt sie zwar noch nicht, wenn man der Jugend Manches verschweigt, gewinnt aber dadurch auch kein vollkommenes, nicht einmal das richtige Lebensbild eines Regenten; wenn man sie aber durch Verdrehung, Vertuschung und Weißmalerei verletzt, indem man öffentlich oder heimlich diese Schlechtigkeit mit seinem „Patriotismus" entschuldigt, so ist man eben nichts Geringeres als ein Verdreher der Wahrheit und ein Verderber der Jugend.*)

Diese Bemerkungen sollen nicht gegen einen der genannten Männer gerichtet sein; ich bin aber der Meinung, daß Prange das Geschichtswerk des Ferdinand Schmidt nicht ganz richtig beurtheilt, weil er auf dem Standpunkt steht, den ich nicht für den ganz richtigen erachte. Ein frommer, humaner Mann that den Ausspruch: Christ ist mein Name, Katholik mein Beiname. Aehnlich hat jeder Deutsche zu denken und zu sprechen. Deutscher ist mein Name, Oesterreicher, Bayer, Preuße, Hesse u. s. w. ist mein Beiname.**)

Nr. 10. Zeichnen. Bericht von Lüben über 15 Schriften. Nach meiner Erfahrung sind die Leistungen in Schulen und

---

*) Geschichtschreibung vom „christlichen Standpunkt"? Die Herren behaupten aber, es gäbe keinen allgemeinen „christlichen Standpunkt." Also Geschichte vom evangelischen (lutheranischen, calvinischen), katholischen Standpunkt! Ich denke, daß Jedermann weiß, ob mit diesem Standpunkte, die geschichtliche Wahrheitsforschung bestehen kann, und ob von ihm aus ein unbefangener Blick möglich ist.

**) „Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein. Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die Wenigsten erkennen." Schleiermacher an Friedrich v. Raumer. Aus Schl.'s Leben IV. S. 132.

Anstalten im Zeichnen am wenigstens genügend. Wir sind darin (trotz Dupuis) noch nicht auf dem rechten Wege.

Nr. 11, Gesang. Bericht von Hentschel, über 70 Seiten umfassend, mit der dem Berichterstatter eigenen Gründlichkeit. Auch auf diesem Felde der Thätigkeit viel Verschiedenheit, viel Mißklang, viel Disharmonie; Geschicklichkeit, Gewandtheit u s. w. ist den Lehrern im Singen und Spielen zu wünschen, Virtuosität nicht. Denn dann pflegt es in der Regel mit der geistigen Schulbildung vorbei zu sein. Gegen Lehrer, welche in der Musik Virtuosen sind, bin ich etwas mißtrauisch. „Brave Leute, — schlechte Musikanten“; Virtuosen — schlechte Lehrer.

Nr. 13. Allgemeine Pädagogik, Gräfe. Die Zahl der aufgeführten Schriften ist 40, die Beurtheilung derselben billig und gerecht. Zweierlei wollen wir aus den Ansichten des Berichterstatters hervorheben.

Erstens sein Urtheil über die Bestimmung des neuen Gothaischen Schulgesetzes, daß die Seminar-Aspiranten die Vorbildung der Secunda eines Gymnasiums oder der Prima eines Progymnasiums nachweisen sollen. Herr Dr. Gräfe hält dieselbe für einen Rückschritt, Gymnasialbildung sei eine durchaus ungenügende Vorbildung für das Seminar. „Ohne Latein und Griechisch keine wahre Bildung!“ Herunter mit diesem Zopf! Weder das, was die Schüler in den Gymnasien lernten, noch die Art, wie sie dies lernten, eigne sich als Vorbereitung für die Lehrerbildung. Die guten, talentvollen Schüler würden die Gymnasialbildung fortsetzen, die schlechten, talentlosen würde das Seminar erhalten. Die allein richtige Vorbildung werde in einer Real- oder höheren Bürgerschule erreicht. Die Richtigkeit dieser Ansichten wird durch Erfahrung und Nachdenken unterstützt. In wenigen Jahren wird man hinter die Sache kommen. Es ist nicht uninteressant, wenn in Gotha ein consequenter Versuch gemacht wird.

Zweitens theilen wir Gräfe's Ansicht über die „Emancipation“ mit. Er redet ihr unbedingt das Wort und versichert, schon vor einem Menschenalter dieselbe Ueberzeugung gehabt zu haben. Damals sei es bei der mangelhafteren Bil-

dung der Lehrer wohl noch möglich gewesen, durch die gründlichere pädagogische Bildung der Geistlichen der Entscheidung der Frage vorzubeugen, wenigstens sie auf lange hinauszuschieben, jetzt sei dies nicht mehr möglich, da die Forderung, auf die wichtigsten Gründe sich stützend, nicht bloß von den Lehrern, sondern auch bereits vielfach von dem Volke durch seine Abgeordenten gestellt werde und täglich mehr Anhänger gewinne. Würden ja selbst in katholischen Ländern bereits Stimmen laut, welche die Leitung der Schule durch Sachverständige verlangten. Die Ausbreitung jener Forderung sei „eine Folge der mit der politischen Reaction verbündeten ultraorthodoxen unduldsamen Richtung eines großen Theils der Geistlichkeit und der kirchlichen Behörden, und die Preußischen Regulative hätten wesentlich dazu beigetragen. Der endliche Sieg der Emancipationsbestrebungen sei daher schon gegenwärtig nicht mehr zweifelhaft, er sei selbst für Preußen nur noch eine Frage der Zeit.“ —

In Nr. 14 nennt Lüben fünf im Jahre 1862/63 erschienene neue Zeitschriften.

In Nr. 15 sammelt derselbe die Nachrichten über „die äußeren Angelegenheiten der Volksschullehrer und ihrer Lehrer.“ Es ist erfreulich, daß dieser Artikel so lang (60 Seiten) werden konnte; denn dies erweiset, daß diese Angelegenheiten nicht ruhen, sondern sich in Bewegung befinden. Einige Notizen mögen ausgehoben werden.

Nachdem Lüben die Wichtigkeit der freien Lehrerversammlungen hervorgehoben, auch die Mannheimer Versammlung mit dem ihm gefolgten, von ihm und Scholz beschriebenen, nachher scharf angegriffenen „Pädagogischen Congreß“ in dem Thüringer Dorfe Tabarz illustrirt hat, geht er zur Darstellung der bemerkenswerthesten Thatsachen der einzelnen deutschen und schweizerischen Länder über.

Ein Seminardirector in der Provinz Preußen sucht seinen Seminaristen in den Unterrichtsstunden zu beweisen, daß der Lehrer in Vergleich mit dem Schulinspector nur ein „elender Stubenmaler“, der letztere aber ein „Raphael“ sei.

Schmidt in Gotha sprach zu den Seminaristen: „Wenn Sie Handwerker werden wollen, so haben Sie die Anthropologie nicht nöthig; Sie wollen aber Künstler werden, und darum müssen Sie sich mit dieser Wissenschaft ganz vertraut machen."

Der Abgeordnete, Landrath v. Gottberg, sagte 1862 in der 45. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses: „Will man etwa die Schulmeister noch besser stellen? Sie werden dann die Position der besseren Leute in der Gemeinde überragen, und das ist entschieden vom Uebel."

Das Seminar im Meklenburger Ludwigslust ist nach Neukloster verlegt worden, wo die Seminaristen zum Anfertigen von Pantoffeln, Löffeln, Harken, Körben u. s. w. Anleitung empfangen. Das Gehalt der dortigen Volksschullehrer ist von 90 auf 120 Thaler erhöht worden.

Im Hannover'schen Staate zogen 100 Eltern ihre Kinder aus der Seminarschule zurück, weil der berüchtigte „neualte" Katechismus den Kindern aufgezwungen wurde. Dergleichen veraltete Neuerungen lassen sich nicht nur denkende Lehrer, sondern auch denkende Laien nicht mehr bieten. Der Hamburger Senat ließ den neuen Gesetzentwurf für das Unterrichtswesen zur Beurtheilung der Sachverständigen veröffentlichen. Dasselbe ist früher in Württemberg geschehen. In Preußen ist dieser Wunsch ungehört geblieben. Die Leitung des Hamburger Schulwesens soll einem Fachmann anvertraut werden.

Das für die Lehrer des Königreichs Sachsen erlassene Pensionsgesetz sichert denselben in den Dienstjahren 1—15 ein Drittel, in den Dienstjahren 35—40 drei Viertel, für mehr als 50 Dienstjahre des bezogene ganze Einkommen zu.

In Gotha beträgt das Ruhegehalt für 1—10 Dienstjahre 40 Proc., für jedes folgende Jahr 1½ Proc. des Dienstgehalts mehr, bis zum vollen Betrage desselben.

In Preußen empfängt der Emeritus in den alten Provinzen ein Drittel des Einkommens, welches der Nachfolger einbüßt.

In Meiningen empfingen die Lehrerwittwen früher 15—20 Gulden, jetzt 75, in Baden jetzt 75, für jedes Kind 15 Gulden. In Hessen-Darmstadt erhalten dieselben 90 Gulden.

Die Bürger von Mainz verlangten die Umwandlung der unter einem Priester stehenden „Pfarrschulen" in „Communalschulen", nach den Grundsätzen der modernen Pädagogik unter Leitung eines Fachmannes. Der Bischof Ketteler setzt seine ganze Macht dagegen ein. Bürger in Mannheim beantragen die Beseitigung der Confessionsschulen.*)

Württembergische Geistliche verlangen die Aufnahme der Lehrer in den Schulvorstand. Die Nürnberger haben damit nicht gewartet.

Das Schweizerische Schulwesen ist in schönem Aufschwung begriffen. Die Zahl der landwirthschaftlichen Anstalten, der Handwerker-, Fortbildungs-, Handelslehr-, Rettungs- und anderer Anstalten mehren sich von Jahr zu Jahr. Das Simultanseminar in Wettingen gedeiht, das Turnen wird nach und nach ganz allgemein. —

Im 16. Artikel behandelt Hentschel die Musikwissenschaft und die Instrumentalmusik (Geige, Piano, Orgel u. s. w.).

Den Schluß des ganzen Buchs macht ein ausführlicher Bericht über die Turnerei von Dr. Lion. —

Summa: auch der 15. „Pädagogische Jahresbericht" liefert eine belehrende und darum werthvolle Uebersicht über das Volksschulwesen in dem betreffenden Zeitraum, eine Einsicht in die Bearbeitung der einzelnen Lehrfächer und eine Kenntniß der Bewegungen auf dem Gebiete der Schule. Wer sich „auf dem Laufenden" erhalten will, für den ist er unentbehrlich. Das höhere Schulwesen besitzt nicht seines Gleichen. Die didactische und methodische Thätigkeit ist, nach wie vor, vorzugsweise in den Händen der Volksschullehrer. Dieser Ruhm ist ihnen nicht streitig zu machen. „Frisch vorwärts!" bleibe

---

*) Der Mannheimer Lehrer Kuhn hat die vortheilhaften Folgen der Gewährung dieses Antrags in einer populären, lesenswerthen Schrift dargethan: „Confessionsschulen oder Communalschulen? Mannheim bei Schneider 1863", (2 Sgr.).

das Losungswort strebender Lehrer! Die deutsche Pädagogik ist noch nicht, wie ein dogmatisirender Seminardirector an der Ostsee behauptete, „pensionirt", und sie wird noch von andern, als von „verlaufenen" Schullehrern angebaut.

Der „Jahresbericht" hält Abrechnung über die volkspädagogische Thätigkeit freilich einer kurzen Zeit und auf beschränktem Gebiete, dem der Volksschule. Bekanntlich giebt es auch noch andere und zwar noch mächtigere Factoren der Volkscultur. Aber nicht alles dieses kann ein Mann, nicht einmal ein Verein von Männern bewältigen. Es ist genug und dankenswerth, wenn ein solcher mäßige Forderungen befriedigt, wie es von den Arbeitern des Pädagogischen Rechenschaftsberichts geschieht. Für die Fortsetzung desselben habe ich wesentlich zwei Wünsche: erstens, daß von Seiten eines Berichterstatters keine irrationellen Vorstellungen zugelassen werden, weil solche weder der rationellen Pädagogik, noch auch der heutigen Cultur der Gebildeten entsprechen, indem diese Alles aus dem geschichtlich-pragmatischen Gesichtspunkte betrachten; zweitens, daß die Berichte, da vorauszusehen ist, daß die literarischen Erzeugnisse sich eher vermehren als vermindern werden, nicht noch mehr in das Kraut schießen. Vielleicht gefällt es dann auch — nach bereits zurückgelegter fünfzehnjähriger Thätigkeit — einem der geachteten Männer, in einem Schlußaufsatze des Facit ihrer bisherigen Thätigkeit zu ziehen, noch besser: das Resultat der, wenn nicht gesammten, doch der methodischen Arbeit der Volksschullehrer seit dem Tode Pestalozzi's dem Leser vorzuführen. Ich würde das für ein verdienstliches Werk erachten. Freilich kann, wie niemals, nicht von einem endlichen, aber doch von einem vorläufigen Abschluß nach dem Ablauf eines Menschenalters die Rede sein. Offenbar stehen wir, wie im Leben überhaupt, auch in Betreff der Schule, besonders was ihre Stellung angeht, vor der Entwicklung einer seit Langem vorbereiteten Krisis. Und gerade die Nothwendigkeit derselben könnte durch jenes Facit nachgewiesen werden. Die alte vorpestalozzische Schule existirt nicht mehr, weder in der Theorie, noch in der Praxis der fortgeschrittenen Lehrer. Diese That-

sache verdient es, daß sie (ich meine gedrängter und übersichtlicher, als es in der großen „Geschichte der Pädagogik von Dr. Karl Schmidt“ möglich war) geschichtlich überzeugend begründet werde. Es liegt das im Interesse der Fortentwicklung. Oder hat die Geschichte nur rück-, nicht auf vorwärts zu blicken? Das deutsche Volk ist nicht bloß auf dem kirchlichen und religiösen, sondern auch auf dem pädagogischen (vielleicht demnächst auch und eben dadurch auch auf dem politischen) Gebiete das Volk der Reformation. Der wahre Fortschritt muß in Zeiten der Bewegung auf allen Gebieten zugleich in Angriff genommen werden. Das Zeitalter strebt überall nach dem Vernunftgemäßen, natürlich Menschlichen; der Wunderwahn ist überwunden. Die Lehrer thun ihre Schuldigkeit, wenn sie, wo es noch Noth thun sollte, auf dem ihrer Thätigkeit anvertrauten Felde ihren Beitrag dazu liefern. „Noch viel Verdienst ist übrig.“ —

Scholz ist todt — gesegnet sei sein Andenken! — möge sich die Zahl Derer mehren, welche, erfüllt von persönlicher Bescheidenheit, Gerechtigkeit gegen Andere üben*), und die Zahl Derer, welche „die Kleinen lehren, Speere werfen und die Götter ehren, bevor der finstre Orcus sie verschlingt!“

A. D.

*) Hüte sich besonders Jeder, einen Andern des Mangels an Rechtgläubigkeit zu beschuldigen! Es kommt ein Dritter über ihn, der noch mehr glaubt und ihm den Namen anheftet, den er für Andere erfand. Dieses Schicksal hat neuerdings den seine Rechtgläubigkeit — Andern gegenüber — in der Mützel'schen Zeitschrift proclamirenden Verf. Gymnasiallehrer Hollenberg getroffen — der Oberkirchenrath hat seine biblischen Geschichten verworfen. „Heute mir, morgen dir.“ —

VIII.

Das Wunder.

1. Das Wunder und der Wunderbegriff.

(Zwölf Thesen.)

1) Das Wunder (eine Wirkung aus übernatürlichen Kräften — Aufhebung eines Naturgesetzes — Durchbrechung der Natur u. s. w.), ist so alt wie die Geschichte; die ältesten Wundererzählungen sind mythische oder mythologische Geschichten.

2) Je tiefer die Cultur eines Volkes, die Ausbildung eines Menschen steht, desto leichter findet der Glaube an Wunder Eingang.

3) Je mehr die Bildung einer Nation fortschreitet, desto mehr schwindet der Wunderglaube.

4) Geschichts- und Naturforschung, Psychologie und rationelle Erfahrung sind die stärksten Feinde des Wunderglaubens.

5) Der Wunderglaube ist Vater und Sohn des Aberglaubens (des religiösen, medicinischen, meteorologischen, astronomischen, des geistigen wie des sinnlichen).

6) Die Unmündigkeit der Kinder, ihre Unkenntniß der Natur, Mangel an Erfahrung, das Vorherrschen der Phantasie, die Schwäche der Verstandescultur u. s. w. macht sie für den Wunderglauben empfänglich; sie glauben, weil sie nicht wissen.

7) Mit der Verstandescultur, mit der Bildung eines Menschen überhaupt nimmt seine Empfänglichkeit für diesen Glauben ab.

8) Mit der Reife der Bildung pflegt er gänzlich zu verschwinden. Bei Geschichts- und Naturforschern, Psychologen

und Philosophen sucht man ihn vergebens; ihre Forschungen führen zu der Ueberzeugung, daß Alles natürlich zugeht.

9) Aeußere Thatsachen stehen mit inneren, sittlichen und religiösen Wahrheiten in keinem Zusammenhange; sie können dieselben weder vernichten, noch erweisen.

10) Die Cultur des 18. Jahrhunderts hat den Glauben an Wunder erschüttert, in weitem Umfange zerstört.

11) Die supranaturalistisch-religiöse Weltansicht und Geschichtsauffassung ist allmählich der vernünftig-rationalen Ansicht der Dinge und des Weltlaufs gewichen. (In progressiver Reihe, durch: Spinoza, Heß, Reimarus, Lessing, Herder, Kant, Fichte, Paulus, Schleiermacher, Baur — Strauß.)

12) Die Fortdauer des religiösen Wunderglaubens in dem Jugendunterricht in einem Culturvolk (wie das Deutsche) ist im 19. Jahrhundert nicht mehr zu rechtfertigen. Der Wunderglaube bringt nach allen Seiten schädliche Wirkungen hervor, negativ: weil unbrauchbar für's Leben, positiv: weil die natürliche, wahre Auffassung der Dinge und Begebenheiten hindernd, — für Kopf und Herz, weil stürzend in ein Meer von Zweifeln und Beunruhigungen u. s. w.

Die Erhabenheit des Schöpfers, seine Macht u. s. w. wird nicht aus der angeblichen Durchbrechung der Naturordnung, sondern durch ihren großen regelmäßigen Gang erkannt, und die ideale, religiös-sittlich-reine Auffassung des Christenthums als Weltreligion verliert durch das Aufhören und die Beseitigung des Wunderglaubens nicht, sondern sie gewinnt, wird dadurch — weil dann entsprechend der fortgeschrittenen allgemeinen, religiösen, naturwissenschaftlichen, socialen und pädagogischen Bildung, und in Bezug auf die letztere, weil nicht in Widerspruch, sondern in schöner Harmonie mit den übrigen Lehr- und Bildungsmitteln — erst allgemein. —

2. Wirkungen des Wunderglaubens.

Der Glaube an Wunder („Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit desselben", drei Kategorien, welche supranaturalistische Gläubigen erweise zu können behaupten):

1) vernichtet die Vorstellung und den Glauben an die Allwissenheit, Allweisheit und Unveränderlichkeit Gottes;

2) stört den Glauben an die Einheit der Natur und der Persönlichkeit Jesu, seine Wesenheit als eines ganzen und vollkommenen Menschen, als eines annäherungsweise erreichbaren Vorbildes für die Menschheit;

3) vernichtet die durch Erfahrung und Wissenschaft begründete Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze, dem festen Gange der Naturordnung;

4) stört den Glauben an die naturgesetzliche Entwicklung der Menschengeschichte, den Pragmatismus der Geschichte;

5) vernichtet den Glauben an die Naturordnung in der Abfolge der Menschengeschlechter von den Eltern auf Kinder und Kindeskinder;

6) verdrängt den Glauben an Naturordnung und Gesetzlichkeit durch die Vorstellung von Willkür und Gnade;

7) erzeugt den Aberglauben an Dämonen, Einwirkung derselben auf Natur und Menschen, Möglichkeit und Wirklichkeit von Wunderwirkungen auch in unserer Zeit;

8) stört das Vertrauen der Menschen auf die eigene Kraft;

9) flößt in Momenten der Gefahr die Meinung der Möglichkeit übernatürlicher Hülfe ein;

10) verführt die Menschen zu abergläubischen Gebräuchen, Ceremonien und Handlungen, zum Glauben an die schützende und segnende Kraft der Amulete, Wallfahrten &c.;

11) verleitet sie zur Entschuldigung und Beschönigung der schlimmen Folgen ihrer eigenen Handlungen durch die Berufung auf vorgeblichen Widerstand übernatürlicher Mächte;

12) macht eine naturgemäße, wissenschaftlich begründete Auffassung der Natur und Menschheit, gesetzliche Entwicklung aller Dinge, namentlich der Religion, als entsprungen aus der Wahrheit des menschlichen Geistes, der Individuen und der Völker, in geschichtlich fortschreitender Bewegung, macht die Unterscheidung des Kerns von der Schale, des Bleibenden von dem Vergänglichen, macht naturgemäße vernünftige Erziehung, festen und männlichen, von Fanatismus freien Charakter, macht

die religiöse und sittliche und, als davon abhängend, die politische Freiheit, die innere Einheit der deutschen Nationalität*), macht die allgemeine Anerkennung der ewigen Wahrheiten des Christenthums und die Ausbreitung derselben unter allen Völkern des Erdballs, die Auffassung der Christusreligion als Humanitätsreligion, deren Wesenheit in der Lauterkeit sittlicher Gesinnung besteht, in welcher Jesus als ewiges oberstes Musterbild dasteht — unmöglich, wirkt demnach auf die Gestaltung der menschlichen Einrichtungen und Verhältnisse in dem Leben der Individuen, wie der Familie, des Staates, der Kirche und der Schule**) gleich verderblich. —

Diese Betrachtung zwingt daher nach meiner Meinung Jedem, dessen Bildung eine Frucht des 19. Jahrhunderts, einer mehr als anderthalbtausendjährigen Entwicklung, ist, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit auf, den Wunderglauben oder Wunderwahn aus der Religion und Geschichte, aus den Wissenschaften und dem Unterricht, als veraltetes Erbtheil vergangener Jahrhunderte und tiefer Bildungsstandpunkte, auszumerzen, so, daß der Wunderglaube nur noch eine Stelle findet in der Geschichtserzählung der menschlichen Verirrungen. —

3. Betrachtungen.

Die Geschichte verkündigt — außer unzähligen anderen — zwei sehr bemerkenswerthe Thatsachen, erstens: Hunderte, Tausende, Millionen Menschen haben gewisse Dinge (Ereig-

---

*) Jede Secte behauptet die Glaubwürdigkeit der Wunder ihrer Religion, erklärt aber die aller anderen Secten für Fabeln. So steif und fest die neueste Secte, die Mormonen und ihre Propheten, ihre Religion, die „der Gläubigen der letzten Tage" von wunderbaren Begebenheiten ableiten, eben so sicher wird ihre Meinung oder Behauptung von der gesammten übrigen Welt für Irrung oder Betrug erklärt. Jede Partei erklärt: überall ist es so, nur wir! wir bilden die Ausnahme!

**) Persönliche Schwachheit im Wissen und Wollen — „die Ehen werden im Himmel geschlossen" — „von Gottes Gnaden" — Wunderthäter und Pfaffenthum — Verdummung.

nisse, Begebenheiten u. s. w.) so fest geglaubt, daß sie nicht nur bereit waren, ihr Leben für die Wahrheit derselben zu lassen, sondern auch Andere ihren Unglauben an diese Behauptungen mit dem Leben büßen ließen — und trotzdem waren jene Ereignisse nicht erfolgt, der Glaube daran war Aberglaube; zweitens: Hunderte, Tausende, Millionen Menschen haben gewisse Dinge für unmöglich erklärt, folglich auch nicht zu glauben — und trotzdem sind dieselben doch eingetreten, wirklich geworden, der Unglaube an sie war Irrthum. Wer hätte es z. B. vor 50 Jahren für möglich gehalten, daß man nach 50 Jahren in London, ohne das Zimmer zu verlassen, gleichzeitig mit Personen in Philadelphia, Constantinopel und Peking sowohl durch die Luft wie unter dem Erdboden und über den Meeresgrund sich so unterhalten könnte, als stände man ihnen leiblich gegenüber? Niemand hätte dieses damals für möglich gehalten, folglich auch nicht geglaubt — und doch ist es geschehen und geschieht.

Aus diesen zwei geschichtlichen Thatsachen zieht ein denkender Mensch zwei Folgerungen, die er zu Maximen seines Denkens und Handelns erhebt,

Erstens: mögen Hunderte, Tausende 2c. die Wahrheit einer Begebenheit, eines Ereignisses, behaupten, so fest davon überzeugt sein, daß sie dieselbe zu beschwören, ja ihr Leben dafür zu lassen bereit sind — hilft nichts, das Alles ist noch kein Beweis für die Wahrheit; der denkende Mensch darf sich darum die Untersuchung und Prüfung nicht erlassen. Diese Prüfung wird zur unbedingten Pflicht, wenn auf die Erkenntniß dessen, was wahr oder falsch ist, viel ankommt; wenn die Mittheilungen nicht von Augenzeugen herrühren; wenn sie aus abergläubischen, wundersüchtigen Zeitaltern herrühren; wenn Personen sie verbreiteten und verbreiten, die an ihrer Verbreitung ein Interesse hatten oder haben; wenn sie von nicht nur nicht wissenschaftlich, sondern überhaupt von nicht gebildeten Menschen stammen. Jeder dieser Fälle steigert für sich die Vorsicht; die Vereinigung dieser Fälle erhebt sie zur gewissenhaftesten Pflicht.

Die aus der oben angeführten zweiten historischen Thatsache folgende Maxime ist die:

nicht voreilig die Möglichkeit von Dingen zu bestreiten, die Andere für möglich halten.

Diese Grundsätze, besonders den ersten, wenden auch auf den Inhalt des religiösen Glaubens diejenigen an, denen es um die Wahrheit zu thun ist, die kein höheres Interesse kennen als die Wahrheit zu finden, die das Wahre glauben, das Nichtwahre nicht glauben wollen — kurz die Menschen reiner, edler Natur.

Zu ihnen diejenigen rechnen zu dürfen, welche sich dem Lehr- und Erziehungsberufe widmen, dazu sollte man sich für berechtigt erachten. Ein redlicher, rechtschaffener Lehrer will nur Wahrheit lehren — das setzt voraus, daß er nur Wahrheit, nichts Falsches in seinem Kopfe habe. Die Erforschung des Wahren und die Prüfung dessen, was für wahr ausgegeben wird, hat für keine Klasse von Menschen eine solche Bedeutung als für die, welche eigens zur Ausbreitung der Wahrheit berufen sind — die Lehrer im weitesten Sinne des Wortes, also auch die Volksschullehrer.

Was die letzteren betrifft, so fällt einem gleich der Umstand ein, daß es Menschen — unter ihnen sogar Lehrer — giebt, welche dieselben nicht nur von der Pflicht der Wahrheitsprüfung entbinden, sondern sie dazu auch nicht für befähigt, ja es bedenklich und gefährlich erachten, mit ihnen eine Prüfung des religiösen Glaubens anzustellen, sie dazu aufzufordern oder mit ihnen davon zu reden.

Zu dieser Klasse von Menschen gehört Schreiber dieses nicht. Derselbe will zu seinen Lesern das Vertrauen haben, daß ihnen die Liebe zur Wahrheit über Alles geht, daß sie keine höhere Freude kennen, als die Wahrheit zu finden und vom Falschen befreit zu werden, daß ihre Aufmerksamkeit am stärksten dem zugewandt ist, von dessen Rede sie Aufklärung über das Wahre und Falsche erwarten, daß sie den Wahrheitsfreund als ehrlichen, offenen, geraden, rechtschaffenen Mann lieben, den unehrlichen, versteckten, zweideutigen Menschen als Wahrheits-

feind hassen, daß sie mißtrauisch sind gegen Jeden, der sie von der Untersuchung und Prüfung abzuhalten sucht, sie vor der Bezweifelung, die doch dem Vorsatze der Prüfung vorhergehen muß, bange zu machen bemüht ist, endlich daß sie sich nicht zu dem Ausspruche Wieland's bekennen:

> „ein Wahn, der mich beglückt, hebt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt", und

daß die Liebe zur Wahrheit, sie begünstige die persönlichen Wünsche oder vernichte sie, sie in dem Grade beherrscht, daß sie z. B., wenn die Seele unsterblich ist, dieses wissen wollen, daß sie aber, wenn sie nicht unsterblich, sondern sterblich ist, auch dieses wissen wollen — in Resignation und Unterdrückung des höchsten Wunsches eines redlichthätigen Menschen, daß sein Wirken mit einer Spanne von Leben nicht aufhören möge. Dem, was man wünscht, darf bei Erforschung der Wahrheit kein Gehör gegeben werden. Wir dürfen eine Behauptung darum nicht für wahr halten, weil wir zu glauben wünschen oder fürchten. In Betreff des Resultats der Untersuchung muß sich der Forscher ganz neutral verhalten. Und die Schimpfnamen, welche nicht selten demjenigen, der von einer für nothwendig, oft für „heilig" erachteten „Wahrheit" abweicht, gegeben zu werden pflegen, dürfen ihn gar nicht kümmern. Zum wirklich unbefangenen Forschen gehört ein starker, freier Geist (kein Freigeist). „Die Wahrheit, nicht als die Wahrheit, die ganze Wahrheit!" ist das Ideal eines Geschwornengerichts, auch das eines ächten Menschen.

In dem in den vorstehenden Sätzen geäußerten Vertrauen wollen wir die Besprechung noch ein Weilchen fortsetzen.

1) Das Zuletztgesagte erinnert zuerst an die Frage: Wie muß man sich beim Lesen der Bibel, aus deren Büchern als Quellen wir unsern Glauben schöpfen, verhalten? Manche unserer Pastoren antworten: „betend, mit Furcht und Zittern." Andere fügen hinzu: mit dem heißen Verlangen, auf die wichtigste und oberste aller Fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" die richtige Antwort zu erhalten.

Darauf ist zu erwidern:

Erstens: die angegebene Frage ist mit nichten die oberste und wichtigste eines strebenden Menschen, sie ist eine Frage des Egoismus; weit über ihr steht die Frage: Was muß ich thun, daß ich ein tüchtiger Mensch werde?

Zweitens ist zu erwidern: wer betend mit Furcht und Zittern an das Lesen eines Buches geht, befindet sich zur Untersuchung und Prüfung in der allerungünstigsten Gemüthsbeschaffenheit. Soll das Werk gelingen, so muß man in der vollkommensten Gemüthsruhe, mit klarem Verstand, mit der reinen Liebe zur Wahrheit, unter Hinwegräumung aller vorgefaßten Meinungen, ganz voraussetzungslos an das Lesen herangehen; man muß die Bibel gerade so lesen wie jedes andere Buch!

Das ist, wird man sagen, eine sehr nüchterne Weisheit; allerdings, aber mit Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen, ohne ganz klare Besonnenheit, mit der Angst, etwas zu verlieren, mit der Besorgniß, zu Resultaten zu gelangen, die dem Leser selbst oder anderen Leuten unangenehm sind, die einem vielleicht schaden können und die man verschweigen müßte: in solcher Verfassung ist ein untersuchendes Lesen, ist die Befolgung der apostolischen Aufforderung: Prüfet Alles!" nicht möglich.*) Man muß die klaren Augen weit aufmachen und sie nach Möglichkeit mit den schärfsten Werkzeugen bewaffnen.

2) Man muß mit dem Vertrauen an das Lesen gehen, daß man die Wahrheit finden und erkennen, daß man den Kern von der Schale, das Bleibende und Ewige von dem Zeitlichen und Vergänglichen zu unterscheiden im Stande sei. Wie könnte die Bibel ein allgemeines Volks- und Lebensbuch sein, wenn, wie behauptet worden ist, tiefe und umfassende Gelehrsamkeit dazu erforderlich sein sollte? Sagt sie ja selbst, daß die Ungelehrten und Unmündigen der Wahrheitsauffassung viel

*) Aber wie — mögen die Leser denken — darf man vorurtheilsfreie Prüfung von Personen erwarten, welche mit den vorgefaßten Meinungen, die man ihnen im Alter der Unmündigkeit eingeimpft hat, an die Prüfung herangehen? Auf diese Frage weiß ich keine Antwort. Nur das weiß ich, daß jene Weise den Grund enthält, warum die gewöhnlichen Leser der Bibel die Vorstellungen in ihr finden, die sie zum Lesen mitbringen.

näher stehen als die Schriftgelehrten. Nein, unter den Ungelehrten, unter den Männern des Volks giebt es ehrliche und aufrichtige Menschen genug, welche die geforderte Scheidung zu vollziehen im Stande sind, viel richtiger und sicherer als Personen höherer Stände, denen so leicht viel Anderes verborgen bleibt. Es heißt den gesunden Sinn der mit der Realität der Dinge beschäftigten Menschen verleugnen und verläumden, wenn man ihnen die Befähigung abspricht, das zu erkennen und zu finden, was zur Erreichung ihrer Bestimmung nothwendig ist. Darum ist es auch keine Ueberhebung über seinen Standpunkt zu nennen, wenn der Lehrer, ermuthigt durch das in seiner Brust ruhende und beglückende Bewußtsein der Liebe zur reinen Wahrheit, das Vertrauen zu sich selbst hegt, daß er sie zu erfassen im Stande sei. Solche Liebe und solch Selbstvertrauen stärkt und ehrt den Menschen; wer sich zu der Höhe, auf der man zur freien Selbstbestimmung gelangt, hinaufarbeiten will, kann diese Eigenschaften nicht wissen.

3) Von dem Werth und der Wichtigkeit der Wahrheitfindung überhaupt braucht nicht geredet zu werden, das versteht sich von selbst. Es kommt darauf eben Alles an. Wer ertrüge auch den Gedanken, dazu verurtheilt zu sein, während seines ganzen Daseins dem Irrthum und dem Wahn preis gegeben zu bleiben?

Daran aber darf errinnert werden, daß von der Erkenntniß der religiösen Wahrheit außer ihren nächsten Folgen noch viel anderes Wichtige abhängt: nicht bloß die sittliche Beschaffenheit der Menschen, sondern auch die Fortentwicklung unserer Zustände in socialen und politischen Verhältnissen. Wir leben in einer Krisis: vieles vom Alten und Althergebrachten ist am Verschwinden, die Zeit geht mit Neuem schwanger, es gährt und braus't unter den Menschen, nach und nach aller Klassen — da ist es nothwendig, daß das tiefste Fundament des Daseins und Wirkens, die Religion, fester gegründet oder begründet werde. Für kein Volk der Erde ist das von größerer Wichtigkeit als für das auf die Religiosität vorzugsweise hingewiesene, das deutsche Volk. Es ist gesagt worden, daß die Zukunft

desselben, die Erneuerung und Befestigung seiner Zustände in allen bürgerlichen und menschlichen Verhältnissen, von seiner Religion abhange, kein Satz ist wahrer als dieser. Nach Befreiung von Schranken aller Art strebt das Zeitalter; es wird sie nicht erreichen ohne äußere Befreiung der Kirche von der Staatsgewalt, nicht ohne innere religiöse Befreiung und Durchdringung. Das deutsche Volk ist das Volk der Reformation, der Kern und Geist derselben ist der Protestantismus, der befreiende Geist der Forschung und Selbstbestimmung; in diesem Geiste muß die Reform fortgesetzt werden, das ist die Aufgabe der Gegenwart — nicht eine einseitige, sondern eine Alles umfassende Aufgabe.

4) Das Bleibende — so hieß es vorher — ist zu scheiden von dem Vergänglichen.

Das Bleibende ist das in dem Wesen des Menschen, in seinem Gemüth, seinem Verstande, seiner Vernunft sein Echo, seinen Wiederhall Findende — ist nicht das Trennende, sondern das Einigende — nicht die unterscheidende, sondern die gemeinsame Lehre — nicht das Dogmatische, sondern das Sittliche — nicht das Unbegreifliche, sondern das Begreifliche — nicht das Ueber- oder Untervernünftige, sondern das Vernünftige.

Die Auffassung des Dogma's hat sich fast von Jahrhundert zu Jahrhundert, oft von Jahrzehent zu Jahrzehent geändert. Es giebt keine zwei Nationen, keine zwei religiöse Gesellschaften, oft keine zwei Personen, die über dasselbe gleich denken, ja ein sich fortentwickelnder Mensch hat von Periode zu Periode verschiedene Ansichten darüber — wie sollte von einem so veränderlichen Fundamente die Erreichung der Bestimmung des Einzelnen, der Nationen, der Menschheit abhängen können?

Ich will darüber das Wort eines tiefdenkenden Mannes anführen.

„Es giebt kein Urtheil, von dem behauptet werden könnte, ein jeder menschliche Geist müsse es ewig und unwiderruflich glauben. Der Dinge, von denen man annahm, daß Jemand sie unwiderruflich glauben müsse, sind unzählige; aber nicht

zwei Generationen würden einen gleichen Catalog von ihnen anfertigen. Ein Jahrhundert oder eine Nation glaubt unbedingt, was der andern unglaublich scheint; das eine Individuum hat nicht eine Spur von dem Glauben, den das andere für die Menschheit absolut inwohnend hält; kein einziger dieser supponirten instinctmäßigen Glauben ist wirklich unvermeidlich. Es steht in der Macht eines Jeden, Denkgewohnheiten zu pflegen, die ihn von diesem Glauben unabhängig machen."

Mill, System der deductiven und inductiven Logik, Braunschweig 1863, II. S. 109.

5) „Glaube" — sagt derselbe Mann — „ist kein Beweis und befreit nicht von der Nothwendigkeit des Beweises."

Das Feststehende und Bleibende in der Natur, ihren Erscheinungen und Ereignissen ist das Naturgesetzliche, das Causalgesetz ist ganz allgemein, es herrscht ein gleichförmiger Gang in der Natur, dieselben Wirkungen erfolgen aus den gleichen Ursachen, Alles erfolgt nach Gesetzen.

Tritt nun ein Mensch mit der Behauptung auf, daß sich irgend eine Erscheinung ohne Gesetz oder wider den bekannten regelmäßigen Verlauf ereignet habe, so hat er den Beweis zu führen. Das Glauben ist kein Beweis, und das Glauben verlangen ohne Beweis, erweckt keine günstige Meinung von dem, der Andern Solches zumuthet.

Merkwürdig ist die Wahrnehmung, daß jeder denkende Mensch der Ueberzeugung lebt, daß sich innerhalb seines Erfahrungs- und Lebenskreises nichts Gesetzloses, nichts Uebervernünftiges, nichts Wunderbares zuträgt, daß aber dennoch mancher geneigt ist, sich dem Wahne hinzugeben, daß in anderen Lebensgebieten solche Ausnahmen vorkommen.

Es mögen noch nicht erforschte Naturkräfte existiren; es ist zu glauben, daß noch nicht Alles erforscht ist; auch können wir noch nicht alle Erscheinungen auf ihre Ursachen zurückführen d. h. sie erklären. Die Möglichkeit ist auch zuzugeben, daß ein Mensch mit Kräften begabt sein könne, welche der Mehrheit der Menschen abgehen, z. B. Heilkräfte. Zur Bezweiflung derselben, wenn sichere Thatsachen dafür sprechen,

die sich ganz natürlich, wenn auch noch nicht nachweisbar wie, zugetragen haben, hat man daher weniger starken Grund, als wenn Thatsachen behauptet werden, welche die gesetzmäßige Ordnung der Natur aufgehoben, in der Durchbrechung derselben stattgehabt haben sollen.*) Für deren Wahrheit ist der unwiderleglichste, zwingendste Beweis zu fordern.

Der leichtsinnige Wunderglaube verführt den Verstand zu dem sittlich wie intellectuell gefährlichen Versuch, das Undenkbare denkbar zu machen, das Unerklärbare zu erklären, das Nichtgeschehene als geschehen darzustellen; er ist eine Quelle der Mystik und Sophistik. Oder dieser Wunderglaube, mit Recht Wunderwahn und Wundersucht zu nennen, verlangt die Verzichtleistung auf das Begreifen einer Begebenheit, verlangt die Negirung auf die Frage nach dem Warum und Wie, d. h. er verlangt die Selbstaufopferung der Intelligenz des menschlichen Geistes, welche in diesem Stücke seiner Vernichtung gleich ist. Ja, es wird mehr gefordert, nicht bloß: nicht oder nichts zu denken, sondern das den Natur- und Denkgesetzen Widersprechende zu denken, vulgo zu glauben. „Menschenopfer unerhört!"

6) Die Behauptung eines erfolgten Wunders enthält die Versicherung, daß eine Wirkung hervorgebracht worden sei in Folge einer den gewöhnlichen Ursachen entgegengesetzten, sie aufhebenden Ursache, in Folge der Einwirkung eines Wesens, welches Macht über die Natur besitze. Die Ausübung derselben steht nicht, wie wohl behauptet worden, in Widerspruch mit der Vorstellung von Ursache und Wirkung, indem sie, der Behauptung gemäß, durch die Anwendung einer ihrem Wesen nach unbekannten, verborgenen Ursache erfolgt. Die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Wunders hat nur darin ihren Grund, daß man an dem Vorhandensein einer solchen Ursache zweifelt.

7) Die Vorstellung der Möglichkeit eines Wunders setzt den Glauben an übernatürliche Kräfte voraus. Wer diesen

---

*) Die eigentlichen, physischen Wunder (Wasserverwandlung, Brotvermehrung, Wandeln auf der Fläche eines Sees, Todtenerweckung u. dgl. m.)

Glauben nicht hat, kann an kein Wunder glauben. Auch könnte keine, den Naturgesetzen widersprechende Thatsache, d. h. kein Wunder, die Existenz solcher Kräfte beweisen. Es bleibt immer die Möglichkeit übrig, daß die Begebenheit die Folge der Anwendung einer den Beobachtern bis dahin unbekannt gebliebenen natürlich wirkenden Ursache war, d. h. es kann nicht bewiesen werden, daß die Thatsache wirklich ein Wunder war. Man hat in Betreff derselben dann die Wahl, entweder auf die Anwendung einer unbekannten natürlichen oder einer übernatürlichen Ursache zu schließen. Da man im Laufe der Jahrhunderte den durchaus gesetzlichen Verlauf der Naturerscheinungen erkannt hat, so ist es erklärlich, daß der gebildete Theil der jetzigen Menschheit sich dem ersten Theile dieser Alternative zuneigt. Der ungebildete Mensch pflegt zwar mitunter sehr starr und hartnäckig auf seinem Unglauben zu beharren; in der Regel aber ist er sehr leichtgläubig, insonderheit dann, wenn die Behauptungen seinen Wünschen und vorgefaßten Meinungen entsprechen.

8) Es ist eine Thatsache, daß der Behauptung, es ereigneten sich auch in unserer Zeit Abweichungen von dem natürlichen Laufe der Dinge, d. h. Wunder, allgemeiner Unglaube begegnet. Diese Ueberzeugung ist, wenigstens unter den Gebildeten, allgemein, und sie verbreitet sich, da die Bildung im Steigen begriffen ist, immer weiter, die Ueberzeugung, daß Alles, es sei erklärbar oder auch noch nicht, natürlich zugeht.

Von dieser Gewißheit aus lege der Pädagoge sich die ernste Frage vor, ob es pädagogisch richtig sei, den Kindern den Wunderglauben anzueignen! —

9) Die oben geforderte Voraussetzungslosigkeit bei jeder Wahrheitsprüfung erheischt noch eine Bemerkung.

„Die Voraussetzungslosigkeit ist die reine Gleichgültigkeit gegen die Religion als Lebenssubstanz, die innere Beziehungslosigkeit zu derselben.“ (Der deutsche Protestantismus, Frankfurt a. M. 1847, S. 182.) So ist es nicht, es ist umgekehrt. Die Voraussetzungslosigkeit ist Folge des Triebs nach Wahrheit,

ist Folge der Ueberwindung egoistischer Liebhaberei, subjectiven Wohlbefindens, ist die Sehnsucht nach Wahrheit um jeden Preis, nach der ganzen, vollen, unbedingten Wahrheit. Man verlangt von dem Wahrheitsforscher objectiven Standpunkt — hier ist er, oder er ist nirgends. Wie kann sich wohl Einer objective Wahrheitsforschung zutrauen, der mit Voraussetzungen, mit der Meinung, daß Dies oder Jenes schlechthin feststehe und darum festgehalten werden müsse, an eine Untersuchung hinantritt? Man mache den Schluß von den schreckhaften Folgen vorgefaßter ungünstiger Meinungen des Criminalrichters für den Angeschuldigten, von den Irrthümern, in welche sogenannte Naturforscher durch falsche Annahmen verfallen sind, auf die Thatsache, daß Jeder in der Schrift findet, was er sucht, nicht weil es darin steht, sondern weil es in seinem Kopfe haus'te und er nach diesem Codex die Thatsachen auffaßte! Frage man sich, wem wir die Fortschritte in den Wissenschaften verdanken, ob dem Standpunkte der Voraussetzungen, oder der unbefangenen freien Forschung! —

10) Liebe zur Wahrheit und ihre Folge, der Trieb zur Wahrheitsforschung, ist in den verschiedenen Individuen und Ständen nicht nur sehr verschieden, sondern man muß auch, nach dem Zeugniß der Geschichte sagen, daß diese Liebe und dieser Trieb nicht die mächtigsten Factoren der menschlichen Thätigkeit abgeben. Bei der großen Mehrzahl der Menschen werden sie von den persönlichen Interessen weit überwogen. Dieses ist eine niederschlagende Wahrheit, aber dennoch Wahrheit, und sie ist von solcher Allgemeinheit, daß sie selbst auf den Stand, welcher sich als den Träger und Verkündiger der absoluten Wahrheit darstellt, angewandt werden kann. Dieses verräth uns eine schwache Seite der menschlichen Natur. Diese zu überwinden bleibt aber vorzugsweise die Aufgabe und die Pflicht derer, welche die Fortbildung der Menschheit zum Beruf haben. Zu ihnen gehören die Lehrer und sie rechnen sich dazu. In jener geschichtlichen Thatsache müssen sie einen verstärkten Mahnruf zur Wahrheitsforschung erkennen!

11) Die Vorstellungen der Alten von Gott und Welt,

Offenbarung und Natur u. s. w. waren von den unserigen so verschieden, daß sie sich Dinge denken konnten, die wir zu denken nicht mehr im Stande sind. Die fortschreitende Bildung erweitert zwar den Vorstellungs- und Gesichtskreis, aber sie verengt ihn auch.

Demnach darf man nicht schließen: was man (irgend Einer) nicht begreift, das existirt nicht. Vor Copernicus leugnete man das Dasein der Antipoden, weil man sich ihre Existenz nicht vorstellen konnte und darum für unmöglich hielt. Vor Newton konnten Viele die Wirkung der von einander getrennten Himmelskörper auf einander nicht fassen, bestritten sie darum. Also, der Satz: „was man nicht begreift, ist falsch" ist selbst falsch. Wovon aber die ganze Menschheit nichts begreift (das Wort im weitesten Umfange genommen), das existirt für sie nicht, ist kein Gegenstand menschlicher Betrachtung und Thätigkeit. Was der Vernunft widerspricht, existirt nicht. —

Ein Anderes ist es im Alterthum und Mittelalter, ein Anderes im 19. Jahrhundert und in der neuen (modernen) Weltanschauung. Damals kannte man die Naturgesetze nicht, und Niemand konnte daher an eine Durchbrechung und Durchlöcherung derselben denken; jetzt ist das anders, jetzt kennt man durchweg den gesetzlichen Gang der Naturordnung, deren Unterbrechung für einen Ungedanken erklärt werden muß. Kein Naturforscher, kein Naturkenner wird sich dazu bekennen. Der Schöpfer regiert seine Welt nicht nach Willkür, sondern nach Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit. Kurz: der Gang der Natur ist eben so, wie die Entwicklung des Menschengeschlechts, an von Gott geordnete Gesetzlichkeit gebunden. Alles geht natürlich zu.

„Kann denn überhaupt Etwas in die Menschheit eingehen, was nicht zugleich aus ihr hervorgegangen?"

(Dr. Schwarz, zur Geschichte der neuesten Theologie, 1864, S. 371.)

„Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?" (Goethe.)

Wo seit der Erforschung der Naturgesetze das Geschehen

eines Wunders behauptet worden, da hat die Forschung nach der Wahrheit dieses Geschehens — wo sie nur möglich war — stets gezeigt, daß die Begebenheit natürlich erfolgt war. Aus dieser Thatsache folgt nach dem allgemeinen Gesetz der Logik, nach welchem wir überhaupt allgemeine Wahrheiten, Grundsätze, entwickeln (die Lehrer wissen, daß hier die Induction zur Anwendung kommt), folgt der Schluß: daß alle vorgeblichen Wunder als Erfolge der Naturordnung angesehen werden müssen.

12) Die an der Spitze der Thesen aufgestellte Erklärung des Wunderbegriffs halte ich für die zutreffendste. Die Verschiedenheit der Erklärungen desselben in den Werken der Theologen folgt aus ihren, ich möchte sagen, unendlich verschiedenen Standpunkten. Wer mit der obigen knappen Erklärung nicht zufrieden ist, versuche es etwa mit der folgenden in der Dogmatik des Professors Lange in Bonn:

„Das Wunder ist der erste Durchbruch des absoluten oder des neuen gottmenschlichen Lebensprincips durch die Sphäre des alten natürlichen Menschenlebens, näher der in der Form eines Durchbruchs sich darstellende Eintritt des wohl vermittelten, zuerst übernatürlich auftretenden, dann widernatürlich wirkenden, weiterhin natürlich sich gestaltenden, endlich eine höhere Natur bildenden, gottmenschlichen Lebensprincips in die alte gewohnte Menschenwelt, in seinen primitiven Wirkungen." Passen diese hohen Worte auf die Krankenheilungen und die physischen Wunder? — An einer andern Stelle erklärt derselbe Verfasser: „Das Wunder ist das Naturgesetz aller Naturgesetze." Der gewöhnliche, gesunde Menschenverstand hat bisher geglaubt, das Wunder sei die Aufhebung aller Naturgesetzlichkeit. —

Manche Theologen lieben unbestimmte Erklärungen. Es bleibt dann unentschieden, weß Ursprungs das angebliche Wunder sei. Tholuck z. B. erklärt in der Liebe zur Unbestimmtheit das Wunder für eine Begebenheit, die von dem uns bekannten Naturlauf abweicht, eine Erklärung, welche die Möglichkeit zuläßt, daß das Wunder dem gesetzmäßigen, freilich bis dahin uns noch unbekannten Naturgange angehöre.

Solche und ähnliche Erklärungen lieben die unentschiedenen, sogenannten Vermittler, die „lieben" Männer, die Alles in der Schwebe lassen, daher von allen entschiedenen Menschen stehen gelassen werden.

Sämmtliche dem nationalen, protestantischen Princip huldigende Theologen der neuesten Zeit verwerfen den Wunderbegriff und seine Bethätigung.*) Alexander Schweizer in Zürich, der gediegenste Schüler und Jünger Schleiermacher's, erklärt z. B. in seiner „Christlichen Glaubenslehre 1863" die Vorstellung eines über seine eigenen Ordnungen übergreifenden Gottes für eine „phantastische."

13) Die Beseitigung der „Wunder" schmälert den bleibenden und ewigen Werth des Christenthums in keiner Weise.

„Jesus würde, wenn er uns heute wieder erschiene, als seine Schüler nicht diejenigen erkennen, welche in Katechismusphrasen seine Lehre umfassen zu können meinen, sondern diejenigen, welche danach streben, sein Werk fortzusetzen. Der ewige Ruhm bei allen Acten von Größe ist stets, den ersten Stein gelegt zu haben. Wie mannigfaltig auch die Umgestaltungen des Dogma sein können, Christus bleibt immer auf dem religiösen Gebiet der Schöpfer der reinen Gesinnung. Die Bergrede wird nie jemals übertroffen werden. Keine auch noch so große Umwälzung wird bewirken können, daß wir uns in Bezug auf Religion von der großen intellectuellen und moralischen Richtung abwenden, an deren Spitze der Name Jesu hervorleuchtet. In diesem Sinne sind wir Alle Christen, selbst wenn wir in fast allen Punkten uns von der christlichen Tradition lossagen, welche vor uns geherrscht hat."

„In der gleichmäßigen Gewöhnlichkeit (des geschichtlichen Verlaufs) erheben sich Säulen zum Himmel und zeugen

---

*) Die Belege zu obiger allgemeinen Behauptung findet man in dem über die Theologen und ihre Parteien Gericht haltenden, bedeutenden schon genannten Werke des Dr. Schwarz, Oberconsistorialraths in Gotha. (512 S. 2½ Thlr.)

für unsere edlere Bestimmung. Jesus ist die höchste dieser Säulen."*)

14) Also: der Wunderglaube, der Glaube an „des Glaubens liebstes Kind", ist überwunden, der Lehrer soll ihn daher auch nicht mehr lehren. Wird er dazu gezwungen, so behandelt er die Geschichtserzählungen, was sie sind, als Geschichte. „Es wird erzählt, daß u. s. w."; aber er legt keinen Werth darauf, geht auf Bewunderung und Anstaunung der Wunderthaten nicht ein. Die innere Wahrheit des Evangeliums bedarf dieser äußerlichen Beglaubigung nicht. Der Wunderglaube gehört den Zeiten an, in welcher man sich die Welt als äußeres Werk des Schöpfers und ihn getrennt von seinem Werke dachte, in das er von Zeit zu Zeit einen Eingriff that. Die Gelehrten nennen diese Weltanschauung die mechanische und dualistische, welche in der neueren Theologie und in den Vorstellungen fortgeschrittener Geister nicht mehr existirt. Gott ist in der Welt (immanent), schafft in ihr durch die in sie gepflanzte Gesetzlichkeit; seine Offenbarung hat nicht aufgehört, sondern geht fort, wirkt in der Menschheit, am vernehmlichsten durch bevorzugte, gottbegeisterte, den idealen Dingen zustrebende, schöpferisch wirkende Geister. Wie das Christenthum nicht von Anfang an fertig gewesen, sondern sich naturgemäß historisch allmählig entwickelt hat, so schreitet auch seine Entwicklung und tiefere Erkenntniß heut zu Tage noch fort.**) Das ist die Ueberzeugung der erleuchteteren Personen dieser Zeit, die sich über die gemeine Verstandesreflexion (den ordinären Rationalismus des

*) Renan, das Leben Jesu. Berlin 1864, S. 425 und 435.

**) Hat doch der Theologe Professor Weiße in Leipzig (in seiner „speculativen Theologie") ein neues Glaubensbekenntniß aufgestellt, „welches in freier, umfassender Allgemeinheit über allen Absonderungen und Verengerungen steht" — über die bisherige confessionelle und kirchliche Dogmatik hinausgeht.

„Fortsetzung der Streitigkeiten über die Unterschiede der Lehren Luther's und Calvins (z. B. die Abendmahlslehre betreffend) ist ein „verwunderlicher Anachronismus." Schwarz a. a. O. S. 473.

Der Protestant des 19. Jahrhunderts setzt an die Stelle der articulirten Dogmen die Principien des Protestantismus.

18. Jahrhunderts) erhoben und den dogmatischen äußerlichen Orthodoxismus (Supranaturalismus) überwunden haben. Das rationale Princip ist damit nicht aufgegeben, und noch weniger die Vernunft; im Gegentheil, der Glaube ist Vernunftglaube, der in der Wurzel des menschlichen Lebens, in Gefühl und Gemüth, seine Quelle, seinen Ursprung und seine Begründung hat und mit der Culturentwicklung sich reinigt und läutert. Darum sind alle die Lehrer, bei aller übrigen Verschiedenheit, religiöse Lehrer, welche das Gemüth der Kinder religiös anzuregen und den Grund zu idealer Richtung in Vernunft und Gewissen zu legen verstehen. Wunderlehrer oder Krämer mit ihrer starren, kirchlich-confessionellen Dogmatik, mit ihrem äußerlichen, symbolischen Confessionalismus und Supranaturalismus (supra et contra naturam), mit ihrer vermeintlichen Rechtgläubigkeit, ihren Positivismus, auf den sie zu pochen pflegen, und mit ihrer darauf gebauten nüchternen, durch dogmatische Formeln geknechteten Moral vermögen dieses am wenigsten. Der wahre, der erziehende und bildende Glaube ist der mit dem Wesen (Wesentlichen) des Christenthums übereinstimmende religiös-sittliche Gewissens- und Vernunftglaube, der ohne dogmatische Formeln, nach wie vor, in dem Individuum, in welchem er als religiöses Gemüthsleben ist, in Sinn und Geist, in Neigung und Streben, in Wort und That erkannt wird, welcher den praktisch-wirkenden, grundlegenden Pädagogen bildet und mit den Forschungen und Fortschritten in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft in Harmonie steht und das Leben des individuellen und des gesellschaftlichen Menschen zu einer wirklichen Einheit gestaltet.

Hier an dieser Stelle wird es dem Leser, der unserer Auffassung beistimmt, von Neuem einleuchten, warum dieselbe den in strenger Orthodoxie (Supranaturalismus, Erbsünde, Inspirationslehre, Buchstabengläubigkeit) erzogenen Lehrern nicht zusagt. Einmal fehlt es ihnen an dem dazu erforderlichen Maße freier Bildung, darum an der nothwendigen Beweglichkeit des Geistes; dann ist ihnen die Sache zu psychologisch, zu spirituell; sie erkennen das Dogma, nicht das Gemüth als die

Wurzel der Religiosität an, sie verwechseln Religion und Religiosität mit Glauben und Gläubigkeit, mit Kirche und Kirchensatzungen, mit Dogmatik und Confessionalismus, verlangen nach handfesten, greifbaren Lehren, wunderbaren Thatsachen, positiv gegebenen Wahrheiten, die man dem Gedächtniß der Kinder in geweihten Worten fest einprägen und wie ein unverlierbares Eigenthum dem Revisor als Product ihres rechtgläubigen Fleißes vorführen kann. Es kommt hinzu die Leichtigkeit dieser Lehrweise gegenüber der Schwierigkeit der Gemüthserweckung, deren Möglichkeit eine große Erregbarkeit und Lebendigkeit des eignen Innern voraussetzt. Was Wunder, daß in jener Weise Erzogene, in Widerspruch mit dem freien, protestantischen Entwicklungsprincip, auch ohne äußeren Zwang an der Buchstabengläubigkeit festhalten und durch ihre geistige Trägheit zwar dem Worte nach rechtgläubige, aber keine subjectiv freie religiöse Menschen erziehen. Ihre sogenannte Objectivität ist eine Species des geistlichen Materialismus und sogenannten Realismus („Realitäten“ nach Stiehl), „des Hungers nach Fleisch und handgreiflichen sinnlichen Gestalten.“ Dr. Schwarz, zur Geschichte der neuesten Theologie 1864, S. 329.

15) Obige summarische Erklärung (Nr. 14) möge dem Leser genügen. Ich habe die Ausdrücke mit klarer Ueberlegung gewählt; wer in den Sinn der einzelnen eindringt, hat daran den Kern des pädagogischen Glaubensbekenntnisses des Herausgebers dieses Buches, der aber noch jung genug zu sein glaubt, um noch zulernen zu können. Nichts ist seinem Sinne mehr zuwider, als abschließendes, abweisendes Fertigsein und Versteifung auf eine Formalgläubigkeit, die ohne Ketzermacherei nicht zu existiren vermag. An den Früchten ist die Beschaffenheit der Wurzel und des Stammes jedes Baumes zu erkennen. Das Gemessenwerden nach diesem praktischen Maßstabe hat Jedermann zuzugeben und anzuerkennen — ich wie Du. —

16) Nun lege der der objectiven Wahrheit huldigende, seiner lauteren Ueberzeugung treu wirkende Lehrer noch einmal die ernste Frage sich vor, ob es wohlgethan, ob es pädagogisch zu

rechtfertigen sei, unmündigen Kindern den Glauben an Wunder einzuschärfen und einzuexerciren.

Ist es unwahr, muß ich fragen, daß der wahrheitsgetreue Lehrer durch die Wundererzählungen in Verlegenheit (oder wäre zu sagen: in Verlogenheit) geräth? Ist es etwa unwichtig, ihm dieselbe zu ersparen?

Auch dürfen dieselben noch den Ausspruch eines wahrhaften Mannes vernehmen:

„Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will, der muß erst das Wunder aus der Religion schaffen.“

Dr. David Strauß, das Leben Jesu. Leipzig 1864, Brockhaus, S. XX.

Anmerkung. Ich habe in vorstehendem Aufsatze Stellen aus dem Leben Jesu von Renan und dem von Strauß citirt. Es wird Personen geben, welche sich darüber wundern, welche die Hinweisung der Lehrer auf solche Schriften verurtheilen. Ich fühle deßhalb das Bedürfniß, ein Wort darüber zu sagen.

In den von mir erscheinenden „Rheinischen Blättern“ werden diejenigen Schriften, welchen wir für die Lehrer einige Wichtigkeit zuschreiben, genannt, charakterisirt und kritisirt. In diesen Blättern habe ich von den neuesten Schriften über „das Leben Jesu“ von Renan (10 Sgr.) und David Strauß (3 Thlr.), „das Charakterbild Jesu von Prof. Dr. Schenkel, Wiesbaden 1864“ (1 ½ Thlr.), nicht reden wollen; einmal, um auch nicht den Schein zu erwecken, als wäre es mir um Proselytenmacherei und Aehnliches zu thun; dann aber besonders, weil ich der Meinung war und bin, daß Diejenigen, die für Schriften dieser Art, welche die dogmatische Religion in Humanitätsreligion umzuwandeln, fortzubilden trachten, Sinn haben, von selbst auf sie aufmerksam werden. Ich muß in der That agen: von wem Letzteres nicht gesagt werden kann, der rede mir nur nicht von Interesse an dem Stifter des Christenthums, nicht von reiner Wahrheitsliebe, nicht von Entwicklungs- und Bildungstrieb! Ich sollte meinen, etwas Interessanteres auf literarischem Gebiete als der Versuch, aus den knappen evangelischen Bruchstücken über das Sein, Denken und Thun Jesu ein Ganzes zu construiren (eine Biographie, meine Herren, nach Möglichkeit eine vollständige Biographie nach den Grundsätzen des historischen Pragmatismus!) könnte es in der Welt nicht geben. Mögen, denke ich, Renan und Strauß, besonders der erstere, des Conjecturalen, Möglichen und Unmöglichen, Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen noch

so viel enthalten: etwas, was Du und ich noch nicht wußten, etwas Wahres werden sie doch wohl gefunden und herausgebracht haben. Und dieses Etwas in und aus dem Leben desjenigen, nach dem wir uns zu nennen wagen, sollte mir verborgen bleiben? Ich sollte an so ernsten Forschungen (über Mythus, Dogmatismus und historischen Pragmatismus des neuen Testamentes) gleichgültig und stumpf, oder hochmüthig und widerbellerisch, ohne sie auch nur vernommen zu haben, vorübergehen? Geziemt sich Solches nie und nirgends, so geziemt es sich am wenigsten in einer so ernsten, schwierigen und wichtigen Angelegenheit. Wahrlich, ich würde mich in der Tiefe meiner Seele schämen, wenn Solches von mir gesagt werden könnte. Hundertmal habe ich gedacht und gesagt, daß den „Fertigen" nichts recht zu machen ist und daß sie darum keine Achtung verdienen; in vorliegendem Falle aber halte ich es für eine arge Schmach, sich für „fertig" zu erachten, und für eine Schande, zu schmähen,*) zu verwerfen, zu verleumden, zu verketzern, statt zu untersuchen und zu prüfen. „Den Wurm an alle Finger, welche drucken", läßt Schiller der „berühmten Frau" sagen; ich erlaube mir zu sagen: ein Schlangenbiß in die Hand desjenigen, der jene Schriften anfaßt, nachdem er sie, ja nicht bloß sie, sondern ihre Verfasser, diese ernsten Männer, vorher schon in sich abgethan und verdammt hat! Zelot, über Dir Simson! —

Wer den nach Bildung strebenden und zur Bildung fortgeschrittenen Lehrer von der Kenntniß der Resultate ernster religiöser und theologisch-wissenschaftlicher Forschungen, die so frei sein müssen wie in jedem andern Zweig des Wissens, abzuhalten räth, etwa unter dem Vorgeben, dadurch Gefahr für sein Glaubensleben und Schwanken in seinem Lehrberufe abzuwehren, bekundet dadurch nicht nur ein Mißtrauen gegen das auch die Lehrer beseelende Streben nach Wahrheitserkenntniß, sondern ein Mißtrauen gegen die Wahrheit selbst und ihre jeder Zeit heilsamen Folgen. Die Lehrer dürfen sich solche Ueberwachung und Bevormundung nicht gefallen lassen. Was alle Welt lies't, darf den Lehrern nicht verborgen bleiben. Kann er zwar nicht die Lehrfreiheit der Universitätsprofessoren beanspruchen, weil er an die Vorschriften derjenigen (der Staatsbehörden, Communen, Familien), welche das ihm übertragene Amt gestiftet und ihm anvertraut haben, gebunden ist, so darf er doch für sich in keiner Weise an den Fortschritten in seiner Bildung beschränkt werden. Die Wahrheitserkenntniß hat stets und überall heilsame Folgen. Der jene bevormundende Ueberwachung beschönigende Grundirrthum ist der, daß wahre Religiosität des Herzens und Gewissens ohne auf Autorität angenommene Glaubenssätze nicht möglich sei.

Ein damit verwandter Irrthum, der auch vielfach in Lehrerkreisen

*) Hic niger est (dieser ist ein Bösewicht), hunc tu caveto (vor ihm hüte dich)!

cursirt und grassirt, ist die Meinung, daß eine heilige Scheu davon abhalten müsse, den Glauben, die Religion, die Theologie so zu untersuchen, wie es in Betreff der übrigen Wissenschaften erlaubt und empfehlenswerth sei. So kann kein Mann, dem es vor Allem um Wahrheitserkenntniß zu thun ist, denken. Dr. Schenkel, Professor der Theologie in Heidelberg, sagt darüber in seiner lehrreichen Schrift: „Bildung der evangel. Theologen, Heidelberg 1864" S. 15 ein zutreffendes Wort:

„Daß die Theologie ein geringeres Maß von freier Prüfung der Thatsachen zulasse als die übrigen Wissenschaften, ist ein gefährlicher und verderblicher Aberglaube."

Der treffliche Mann entwirft in seinem neuesten Werke: nicht eine vollständige Biographie, sondern das Wesen und die Eigenthümlichkeit Jesu, wie er ihn von geschichtlich-natürlichem Standpunkte aufgefaßt hat. Das Werk führt den Titel: „Das Charakterbild Jesu, ein biblischer Versuch. Wiesbaden 1864, Kreidel." (405 S. gr. 8. $2^2/_5$ Thlr.)

Ich ziehe aus demselben nur einen Satz an (S. 6): „Auf geschichtlichem Standpunkte kann die Wundergabe Jesu nur so weit in Rechnung kommen, als sie als eine wahrhaft menschliche Gabe sich begreifen und darstellen läßt. Würde Jesu eine Kraft oder Gabe beigelegt, welche mit dem menschlichen Naturvermögen in Widerspruch stände, dann müßten wir darauf verzichten, uns überhaupt eine Vorstellung von ihm zu machen. Daher betrachten wir die Wundergabe Jesu als eine, wenn auch noch so bedeutend erhöhte menschliche Naturgabe." —

A. D.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.